Das haus Erath

Otto Stoessl


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



HAU



C

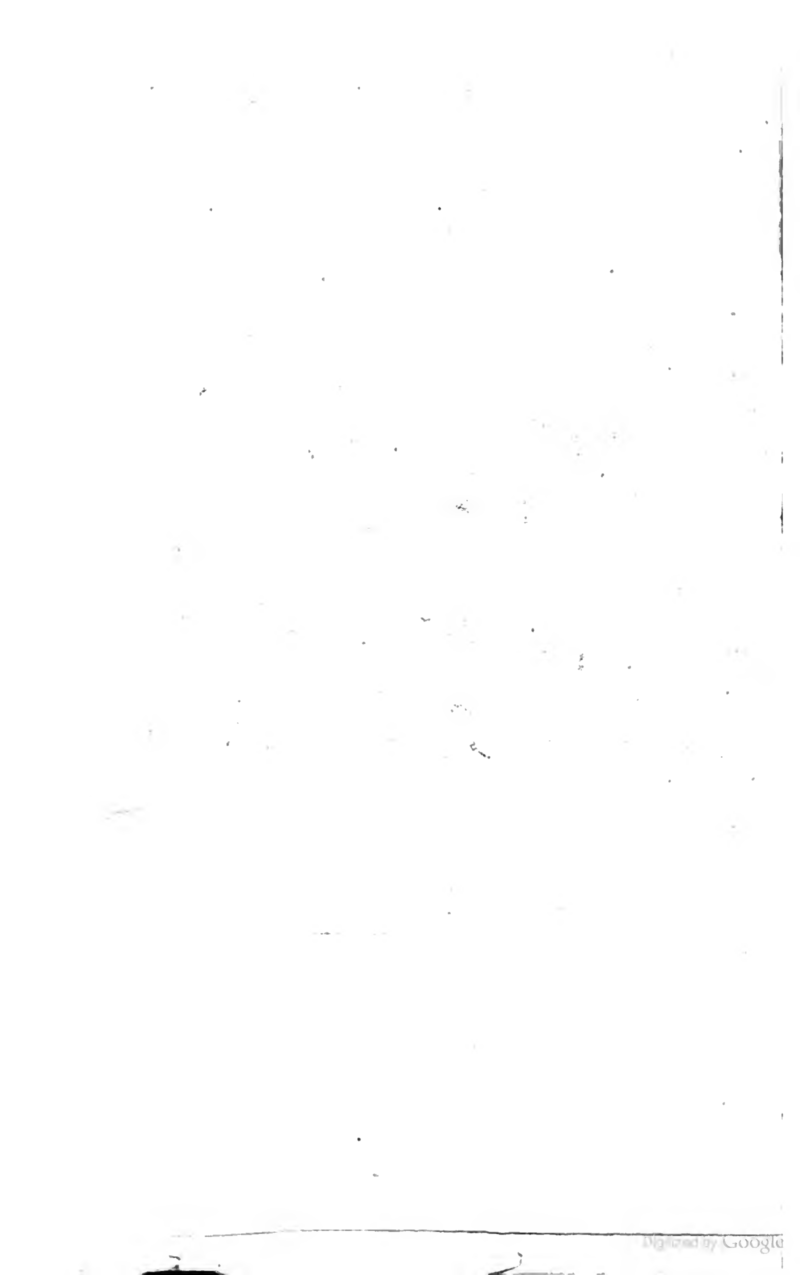
BU

DAS HAUS ERATH



ROMAN VON
OTTO STOESSL

BÜCHERLESE-VERLAG-LEIPZIG





Das Haus Erath

DAS HAUS ERATH

ROMAN

VON

OTTO STOESSL

BÜCHERLESE-VERLAG LEIPZIG

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig

Erstes Buch

I.

Das Erathsche Haus glich einem Baum in der Sommerzeit, der vielumschwärmt in der bewegten Luft rauscht. In den niedrigen großen Werkstätten surrten die Webstühle und schlugen in regelmäßigem Atemzuge, um die bunten gemusterten Seidenbänder auszustoßen, deren Erfindung der nun schon lange verstorbenen Frau des Fabrikherrn August Erath zugeschrieben wurde. Dieses Haus war heute bewegter und wieder ruhiger als sonst; denn feierten zwar die Stühle, so waren alle Räume von Leuten durchschwärmt, die Privatwohnung, die Werkstatt, selbst das bis an die Decke mit goldrot schimmernden Kirschholzschränken und -laden bestellte Geschäftszimmer, wo die Vorräte an farbigen Seiden aufbewahrt waren. Hier bekamen die Spulerinnen sonst die glänzend bunten Haufen zugewogen und trugen die nachmals an eigenen Gestellen auf dünnen Spulen aufgewickelten wie Fahnenjunker die Fahnen zurück. Von der Stiege in dieses Herz des Hauses, von dort in alle anderen Zimmer bis in Hof und Garten ging eine muntere Bewegung von Leuten und Lauten, von Schwatzen, Lachen, Bewundern, Sichfreuen und Glückwünschen hin und wieder, und alles war in dieses Gesumme mit einbezogen, was im Hause lebte, selbst der Tuchscherer, der im Erdgeschosse wie ein Maulwurf hauste.

Antonie, die älteste Tochter des verwitweten Herrn Erath, feierte heute Hochzeit. Man wunderte sich insgemein über die mäßige Partie, die sie machte, und erkannte doch wieder gerade daran die Bescheidenheit und Klugheit des Vaters, der in seinem Anspruch auch hier Maß hielt und wahrscheinlich die Tüchtigkeit und den guten Leumund des Eidams gewählt und auch die Tochter so hatte wählen und gewählt werden lassen; denn daß ihr allein keine Entscheidung zustand und daß die sanfte Antonie niemals gegen den Willen des Vaters entschieden hätte, wußte jedermann.

Die Arbeiterinnen, die müßig und eifrig durcheinanderschwirrten und zusammentraten, die Spulerinnen und Weberinnen wußten vom Bräutigam, von Herrn Amersin aus Lichtenau nur, daß er



der Leiter einer Leinenweberei im oberösterreichischen Mühlviertel und ein Kind armer Leute sei wie Herr Erath selbst.
Er werde kaum in das Geschäft des Schwiegervaters eintreten; denn gleich nach der Hochzeit sollten die Vermählten nach Oberösterreich reisen, der ganze Hausrat war schon wohl verstaut vorausbefördert. Hatten doch alle Personen des „dienenden Standes" hier im Hause bei der Verpackung und Zurichtung der Wagen geholfen, die schon vor etlichen Tagen unter Peitschenschallen und schweren Huftritten von rüstigen Pinzgauerpferden davon befördert worden waren. Vor dem Hause fuhren jetzt die leichten Fiaker klirrend an, die Kutscher mit Rosen im Knopfloch. Die sogenannten Familien- und Hausfreunde versammelten sich, die Männer in schwarzen Fräcken und weißen Halsbinden, die Frauen in seidenen Kleidern und Kapotthüten zur Gratulation in der Wohnung. Sie wurden von Herrn Erath empfangen und taten freundschaftlich wissend und vertraut, die Männer, als handle es sich um eine selbstverständliche, wenn auch feierliche Geschäftssache, die Damen herzlich gefühlvoll. Die älteren unter ihnen seufzten und gedachten, mit Wehmut zum Bilde der verstorbenen schönen Sabine Erath aufblickend, der großen Freude, die der Seligen heute zuteil geworden wäre, wenn sie sie hätte erleben dürfen: die liebe Antonie, ihre älteste Tochter einem so tüchtigen Manne angetraut zu sehen. Untereinander fragten sie freilich: Wer ist denn dieser Amersin, und woher hat sich ihn Erath verschrieben? Diese Eraths mußten ja immer irgend etwas Besonderes haben und vorstellen und etwas anderes als alle anderen. Frau Haßl aber, die wie ein Stückfaß von einer Gruppe zur anderen rollte, beruhigte oder beunruhigte die Fragenden mit der Behauptung, Herr Amersin sei ihr Geschäftsfreund seit Jahren, vermittle ihre Leinenkäufe in Oberösterreich und sei auf ihre höchsteigene Anregung im Erathschen Hause erschienen. Daß er sich hier wohl gefühlt und an Toni Gefallen gefunden habe, sei zwar ihr — Frau Haßls — Werk und Verdienst, aber bei Tonis Vorzügen wieder durchaus selbstverständlich. Auf ähnliche Weise pflegen weltkundige Theologen ja auch sonst gerne die Wunder der Zeit auf natürliche Vorgänge zurückzuführen.
Sabine Erath, die da lebensgroß in der Mitte der Längswand des großen, nicht sehr hellen, niederen Speisezimmers im goldenen breiten Rahmen hing und auf die Nußholzkredenz, auf den

ovalen Tisch und die steiflehnigen zwölf Sessel mit Rohrgeflecht, auf die Petroleumhängelampe mit dem rosa Seidenpapierschirm und auf den aus bunten Flicken zusammengenähten Teppich herabsah, tat dies mit der eigentümlich gleichgültigen strengen und sachlichen Miene, die ihr eigen war, seitdem sie da oben hing. So hatte sie der Maler wohl zu Lebzeiten gesehen: schön, ja üppig mit den blanken abfallenden Schultern in dem weißen Seidenkleide und mit dem gescheitelten schwarzen Haar. Da das Bild auf dem üblichen „Wiener Grund" gemalt war, glänzte das Haar besonders frisch und leuchtete die Farbe der Haut, perlmutterschimmernd an den Schultern, eindringlicher, als wahrscheinlich im wirklichen Leben. Nur die graugrünen Augen blickten starr, ohne Freude, aber auch ohne Geheimnis, gleichgültig, aber voll Entschiedenheit über die Beschauer ins Leere, als gäbe es keine Leidenschaft, der eine schöne Frau sich überlassen dürfe, sondern nur eine selbstverständliche anerkannte Reihenfolge vorgeschriebener Empfindungen und Handlungen. Oder wußte sich doch eine tiefverhaltene Leidenschaft und ein in dieser stolzen Brust engverschlossenes Gefühl hinter der würdig gleichmäßigen Haltung so zu verbergen? Auch die Gebärden und Gesichtszüge der Menschen einer Zeit haben ihre Mode, auch das scheinbar Höchstpersönliche unterliegt gewissen Gesetzen des zeitlich üblichen und anerkannten, gar bei begrenzten bürgerlichen Lebensverhältnissen. Auch wenn die Selige da oben diesen Tag erlebt und in diesem Speisezimmer, dem höheren Alter gemäß, in schwarzer Tracht statt in dieser weißen Jugendseide, ein Battisttaschentuch in der Hand und ein Bukett an der Brust, heute leibhaftig die Glückwünsche und Küsse der gleichaltrigen Mütter entgegengenommen, den Freunden des Gemahls die Fingerspitzen gereicht, die Gefährtinnen der Töchter in ihren weißen Satin- und Tarlatankleidchen begrüßt hätte, vielleicht wäre sie um eins heiterer und und umgänglicher erschienen, mit einer gebührenden Träne, mit standesgemäßem Seufzer ins Ungewisse gefühlvoller, aber zu irgend einem Überschwung wäre es bei ihrer gewohnten Fassung kaum gekommen. Nicht einmal der Braut und Tochter gegenüber wäre eine äußerste Vertraulichkeit, eine leidenschaftliche Gleichstellung des weiblichen Schicksals erlaubt erschienen, sondern gewiß nur die Fassung der stolzen Mutter, die sichere Haltung der Vorgesetzten und die Strenge der

Schicklichkeit, die selbst hier die Grenzen für sich, aber auch für das Kind eingehalten hätte, innerhalb deren jeder eben sich selbst helfen und sehen muß, wie er weiter tut und leidet, was zu tun und zu leiden ist.
Aber das bleibt immerhin Vermutung, wer weiß, was ein lebendiger starker Mensch, gar eine schöne Frau und Mutter in solcher lebensvollster Stunde getan und gelassen hätte, und wer will's aus einem mäßigen Porträt eines zeremoniösen Malers der Fügerschule in einem halbdunkeln Speisezimmer mit Mullvorhängen und Nußholzmöbeln so sicher entnehmen? Auch August Erath, der Witwer und Brautvater, stand heute in vollem Leben ähnlich da und hielt sich ähnlich: streng, freundlich, aber ohne Vertraulichkeit, lächelnd, doch ohne Empfindelei, gemessen und würdig, hochgewachsen, mit grauem kurzem Vollbart um die rosigen Wangen. Seine Haut hatte etwas Birkenrindenzartes, aber auch Sprüngiges. Sein blondes, schon ins Weiße und Fahle schimmernde Haar war noch dicht und seine blauen Augen blickten kühl und fern, ohne daß man glauben durfte, sie fänden oder suchten in der Weite irgend etwas inständiger als in der Nähe. Er war sogar heute einsilbig und in seiner Nähe versank bei den meisten Leuten der Vorsatz umständlicheren Gespräches. Über das unbedingt Gebotene kam es nicht hinaus. So standen die Geschäftsfreunde, zugleich langjährige Gefährten seiner Fußwanderungen um ihn und warteten auf die Töchter und auf den Aufbruch zur Kirche. Er fertigte die Glückwünsche der Damen ab, die einst noch seine Frau gekannt hatten. Der alte Christian Frantzl, Inhaber des angesehensten Neubauer Seidenhauses, ein Mann von bewährtem Reichtum und schon von altersher im Besitz und Ruhm, ein dicker behaglicher Mann mit weißer geblümter Weste, Goldkette und einem feisten, zugleich würdigen und komischen, glattrasierten Gesicht war mit seinem ältesten Sohne erschienen — eine große Ehre — und überschüttete den schlanken, aufrechten Erath mit einem Schwall von Witzen, Glückwünschen, Anspielungen, in welche der Sohn einfiel, ein magerer, rotnasiger Mensch, der mit einer fliegenden Krawatte, glattem, in die Schultern fallendem Haar und zausigem blondem Barte, in seinem etwas schlotterigen Frack einem fahrenden Musikanten gleichsah und einen sozusagen ungezwungenen Ton in die Zeremonie des Tages brachte. Daß August Erath sie mit der

gleichen einsilbigen, lächelnden, nur ihrer Bedeutung entsprechend tieferen und dankdurchdrungeneren Verbeugung empfing, anhörte und ihnen schon längst entrückt schien, als sie noch immer in ihren lustigen Bücklingen und Scherzreden fortfuhren, hinderte sie nicht in der sozusagen virtuosen Ausführung ihrer gesellschaftlichen Gebärden- und Redekunst. Vater und Sohn Frantzl durften schon so unbekümmert loslegen; wo sie waren, stand es gut, und wem sie Glück wünschten, dem konnten sie dazu — wenigstens in geschäftlicher Beziehung — auch verhelfen.

Eraths Miene nahm etwas Strenges an, als sein junger Neffe, Wilhelm Alter, den Zylinder in der Hand, linkisch gratulierte und ihm die Hand küßte. Man erkannte die Verwandtschaft der beiden auf den ersten Blick, nur war Wilhelm achtzehnjährig und biegsam, der alte Erath steifbeinig und nicht nur von Selbstzucht mit Willen, sondern auch wegen seiner Jahre halsstarrig. Der fast noch knabenhafte Mensch errötete voll erster Jugendglut und hatte braune, empfindsame Augen, die leicht unter Wasser kamen, einen zuckenden, schmallippigen Mund und die mühsam zusammengehaltenen Kleider der Armut. Erath war dereinst aus Schwaben eingewandert, hatte hier sein Glück begründet und dann manchen aus der Freund- und Verwandtschaft nach Wien gezogen, darunter auch diesen Schwestersohn, der sich nun auch als Kaufmann versuchen sollte, aber im Geschäfte Eraths nicht sehr gut tat. Eigentlich verlangte es ihn nach Höherem, er wollte Lehrer werden. Dazu hätte er freilich für ein paar Jahre die Unterstützung des Onkels gebraucht. Doch verweigerte sie Erath. Er hielt nicht viel vom Lehrberuf, es sei dafür auch zu spät, er wolle dem Neffen auf jede Weise helfen, aber nur zu einer ordentlichen kommerziellen Laufbahn. Die beiden mochten erst kürzlich wieder eine Auseinandersetzung über diesen Gegenstand gehabt haben, denn Wilhelm sah gedrückt und demütig, der Oheim streng drein, indem sie einander begrüßten. Aber das beachtete keiner, denn Christian Frantzl lachte mit seinem Baß dazwischen, sein Sohn Heinrich schlenkerte herum und Frau Haßl, Sabine Eraths liebste Freundin, wie sie gefühlvoll und kurzatmig beteuerte, knixte und keuchte, seufzte, weinte und lachte, Glück und Segen wünschend und nach tausend Dingen fragend, dazwischen, wie eine Pute kollernd, so daß Wilhelm sich rasch

an ein Spiegeltischchen in einem Fensterpfeiler geschoben sah, wo er still sinnend sich selbst überlassen blieb, von niemand gesucht oder bemerkt, als höchstens vom Auge des Erzählers, der gern etwa auch solche abseitige Nebenfiguren in den stillen Winkeln seiner Geschichte betrachtet.

Eine Deputation von Arbeiterinnen in Festkleidern überreichte, der altväterisch zutraulichen Zeitsitte gemäß, gar ein Hochzeitsgeschenk: einen breiten Goldrahmen mit Glassturz zur Aufbewahrung des Myrtenkranzes und wurde gleich freundlich fern bedankt und entlassen.

Ein anderer aber ging vertraulich und überströmend, eifrig und beflissen händeschüttelnd, sich verbeugend und in Lachen und Reden je und je ausbrechend, von einem Gaste zum anderen, als verheirate er seine eigene Tochter, das war der bucklige Adam Hirt, mit einem gescheiten stoppelbärtigen beweglichen und gerührten alten Affengesicht. Er stak als ein gewandtes Klappergerüstchen in überlangen faltigen Kleidern und fühlte sich wunderbar genug als Herr und als Knecht hier, aber in beiden Eigenschaften gleich zufrieden. Adam Hirt war August Eraths Jugendgenosse und mit ihm am gleichen Tage und nebenhertrabend in Wien eingewandert. Das gleiche Bündel mit weniger als sieben Sachen drückte die Schulter des geraden wie des krummen Gesellen, und sie hatten einander gelobt, wer es zuerst in der fremden Stadt zu etwas Rechtem bringen werde, der wolle den anderen bei sich aufnehmen und dieser minder Glückliche werde willig bei dem Reicheren Dienst tun. Nun war August als der rüstigere und stattlichere von Anbeginn im Vorsprung vor dem armseligen, wenn auch anschlägigen und heiteren Männchen. Den Vorsprung behielt er denn auch und kam bald auf seinen grünen Zweig. So zog er den Adam Hirt in sein Geschäft, und der war, obgleich vor der Welt nur eben Hausknecht und Faktotum, doch der alte Bruder der Lebenswanderung und nächste Vertraute geblieben. Er wurde auf seinen eigenen Wunsch, der jede Erhöhung ablehnte, zu allem verwendet, was es an gelegentlicher Hausarbeit gab; denn mit der Weberei verschonte man den schwächlichen Mann und auf Bücher und Schreibwerk ließ er sich nicht gerne ein. Also spaltete er Holz, heizte die Öfen, kehrte die Werkstätten und ließ auf ihren Fußböden aus einem Trichter allmorgendlich schöne Spiralen, Ringe und andere Figuren erstehen, bürstete die

Kleider der ganzen Familie, putzte so viele Paare große und kleine Schuhe, als auf dem Gange in Reihen auf ihn warteten, führte die Kleinen in die Schule, nicht ohne jedem zum Abschied einen rotwangigen Apfel aus der Rocktasche zu verehren und sich dafür einen Kuß auf die jungen Wangen des Betroffenen zu erlauben, einen Kuß, den man mit Geduld, Achtung und Grauen erlitt, denn der zahnlose Mund war nicht eben verlockend, und die Stoppeln kratzten die zarten Wangen, aber wer hätte sich diesem alten Adam mit Unwillen, gar mit Ekel entzogen? Er bestellte den Garten, der sich, langgestreckt und hochgelegen, hinter dem Hause mit blühenden Sträuchern, einem alten Apfel- und einem Nußbaume bis zu einem glaswandigen Häuschen an niedriger Abschlußmauer hinzog. Dieses Gartenhäuschen war erst kürzlich mit Hilfe des selbigen Adam für August Erath, den Jüngeren, den einzigen Sohn des Chefs erbaut worden. Der junge Mann studierte an der Technik und hauste allein oder mit gelegentlichen Bundesbrüdern in diesem heizbaren, mit Rappieren, Gesichtsmasken, Fäustlingen, Studentenphotographien behängten Sälchen. Am Flügel wurde gespielt und gesungen und bei Punsch oder Wein mit Zustimmung des alten Herrn ein gemäßigtes Räuberleben geführt, wie es der Vorstellung einer bürgerlichen Phantasie vom Sturme der Jugend eben entsprach. Der Adam Hirt war in alle streng vertraulichen Angelegenheiten des Erathschen Hauses selbstverständlich eingeweiht, und keine wichtige Entscheidung wurde ohne ihn getroffen. August Erath trat in solchem Fall zu seinem buckligen, kleinen, grinsenden und beweglichen Hofnarren Adam Hirt, wo er ihn fand, auf der Stiege beim Stiefelputzen oder im Garten zur Beratung, wo sie nebeneinander gingen, so daß ihre Schatten über Kies und Rasen durcheinander glitten, der hohe, dünne, gerade, magere und der verwachsene. Erst nach einem solchen Gespräch wurde etwas Bedeutsames getan oder gelassen. Auf seinen täglichen Spaziergängen aber blieb Erath in standesgemäßer Gesellschaft oder ganz allein, da kam der alte Adam Hirt nicht mit, denn es wäre beiden nicht schicklich erschienen.

Adam Hirt wand sich rasch durch das Gewirr hindurch, dem künftigen Erathschen Schwiegersohne entgegen, der eben eintrat, und obgleich nur klein gewachsen, auch unter vielen Mensehen sonst durch eine in Schritt, Haltung und Gebärde aus-

gedrückte Sicherheit und Fassung aufgefallen wäre. Er erschien seiner selbst, der Welt und der Menschen gewiß, als ob er auch in schwierigen Lagen berufen und bereit sei, Ordnung zu machen und Ungemäßes auf gleich zu bringen. Breitschultrig hatte er, obgleich kaum über dreißig, schon eine gewisse Fülle angesetzt, das Haar begann hinter die Stirne zurückzutreten, die mit ihrer Glätte und Wölbung bedeutend war. Er trug einen kurzen Vollbart um das braune runde Gesicht und stellte sich den Anwesenden mit aufrichtiger Munterkeit vor, lachte zu Christian Frantzls Geschichten, führte dabei Adam Hirt am Arm, ließ sich von Frau Haßl anjauchzen, tauschte mit seinem Schwiegervater einen einverstandenen Blick und Händedruck und meinte: „Je nun, wir könnten anfangen. Toni ist natürlich noch nicht fertig.“ Erath zuckte die Achseln: Immer die alte Geschichte. Frauenzimmer kämen stets um eine Stunde zu spät, als sei es so Rechtens.

Christian Frantzl sagte: „Sie sind auch später als wir auf die Welt gekommen, wenn ich mich recht erinnere. Erscheinen sie aber endlich, so haben sie viel zu sagen, nicht wahr, Frau Nachbarin?“ womit er sich an die Haßl wandte.

„Ich will nach den Kindern sehen!“ sagte Adam Hirt und brach in die Nebenzimmer ein, er durfte es sich gestatten, die Mädchen statt in die Schule einmal zur Hochzeit abzuholen.

Da kamen aber die vier Töchter des Hauses Erath schon bei der Türe herausgeschritten, so daß Adam Hirt wie ein buckliger Zwerg die Schnalle hielt und sich unwillkürlich vor der hochzeitlichen Herrlichkeit verneigte.

Als erste die Braut, Antonie, verwirrt und rosig unter dem Schleier und im Seidenkleid, mit braunem Haar und einem runden, frommen Kindergesicht, dessen freundliche braune Augen rasch unter den Anwesenden den Bräutigam suchten, fanden und dann beruhigt alle übrigen begrüßten, hinter ihr und einen halben Kopf größer, darum schlanker, stattlicher, aber auch strenger die zweite Tochter, Elisabeth, eine vollendete Dame, auf die Heinrich Frantzl schlenkernd und dienernd zukam. Sie aber sah ihn mit einem zweifelnden Lächeln an. Sie trug das blonde reiche Haar wie eine Krone, und ihre Züge waren, obgleich jung und kindlich, doch schärfer ausgeprägt, als Antoniens, sie hatte des Vaters birkenrindenzarte Haut, blühende Wangen und blaue, kühlblickende Augen.

Die dritte, Charlotte, war von den Schwestern die kleinste, schwarzhaarig mit scharfen Zügen, grünen dunkeln Augen und einem ausdrucksvollen, großen Munde. Sie ging neben der jüngsten, Agnes, einem eben den Kinderschuhen entwachsenen mageren, fünfzehn- oder sechzehnjährigen Mädchen. Charlotte schien jemand zu suchen, während sie die Anwesenden begrüßte und begrüßt wurde.
Amersin, der dies bemerkte, trat lächelnd auf sie zu: „Ei, Fräulein Schwägerin, noch ohne Kavalier, da muß und darf vielleicht gar ich dich führen."
„Wir gehen schon allein unseres Weges, nicht wahr, Agnes?"
Die Jüngste nickte überzeugt und hing sich in den Arm der Älteren, als ob sie mit ihr ernstlich als weibliches Paar weiterziehen wollte. Charlotte flüsterte ihr zu: „Er ist und bleibt doch ein Bauer."
Da kamen endlich die vermißten Kavaliere mit Stiefelknarren und als Hauptpersonen: August, der einzige Sohn des Hauses, und seine Bundesbrüder, ein ansehnlicher Fuchsmajor darunter mit gewichsten Stulpenstiefeln, einem breiten Fuchsbarett auf dem Kopfe, den Schläger mit rundem Korb an der Seite, ein kluges, schrammiges Gesicht: Herr Amberg schob sich gleich zu den Schwestern vor, bemächtigte sich mit einer kurzen Verbeugung und selbstverständlich wie in alter Kameradschaft des Armes von Charlotte, die wohl ihn erwartet haben mochte. So stand Agnes nun allein da, wie sie sich verschworen hatte. Als Wilhelm sie von seiner Fensternische her so verlassen sah, gab er sich einen Ruck und trat auf sie zu, verbeugte sich tief und bot ihr den Arm. Aber Agnes sah ihn lächelnd und abweisend an, daß er sogleich zurückwich, indes sie hinter den Schwestern allein ging, bis sie sich in ihren Bruder August einhängte. So ordnete sich der Zug und schritt über die Stiege hinab zu den Fiakern, an einem Spalier von wartenden Straßengaffern vorbei, von der vorwitzigen Volksstimme beurteilt, bewundert und selbst im Spotte geachtet. Adam Hirt machte den Ausrufer und verteilte die Gäste auf die Wagen.
Antonie suchte mit ihren Augen den Bräutigam, der Frau Haßl als die beglückte Urheberin seines Glückes und gewissermaßen als Vertreterin der verewigten Brautmutter zu führen hatte. Er nickte Antonie zu, da lächelte sie und stieg an des Vaters Seite in den Wagen.

In der kellerartigen Sakristei der Schottenfelder Kirche, die durch ein Gitterfenster auf alte, starke, begrünte Ahorne in einem Hofe und auf Amseln in den Ästen und Spatzen auf dem Erdboden sah, kniete endlich Antonie neben Amersin, und ihr Ja auf die Frage des Priesters klang laut, entschlossen und freudig durch den Raum. Charlotte schüttelte den Kopf, als wundere sie sich, wie ein Mädchen, eine Erath, so froh zu solchem Verluste der Freiheit und zur Ehe mit einem solchen Bauern ja sagen möge.
Elisabeth, die neben dem jungen Frantzl stand, schaute zu Boden und schien unbewegt, Agnes weinte still und dachte: „Wildfremd!" Die Neuvermählten fuhren zur Bahn.

2.

Die drei ledigen Schwestern Erath hatten mit ihren Freundinnen, lauter gleichaltrigen und gleichgestimmten Neubauer Bürgertöchtern, einen Bund geschlossen. Sie waren übereingekommen, ledig zu bleiben, um selbständig und unabhängig das Leben zu genießen, die Anregungen der Bildung, die Werke der schönen Künste, insbesondere der Musik, aber auch der Poesie aufzunehmen, ein gelegentliches Vergnügen durchaus nicht zu vermeiden und so fort. Sie wollten allerhand lernen, soweit es mit den angenehmen Gewohnheiten des Daseins vereinbar war und bereiteten sich für die Lehramtsprüfung in der französischen Sprache vor, denn das galt damals als der höchste mögliche Grad standesgemäßer weiblicher Unabhängigkeit. Mit den Freunden des Bruders im Gartenhäuschen wurde ein kameradschaftlicher munterer Verkehr von gleich zu gleich gepflogen, man schwärmte für Felix Dahn und verschlang die „so wissenschaftlich interessanten" ägyptischen Romane von Ebers, im Glasschrank des Mädchenzimmers häuften sich steifleinengebundene, mit gepreßten Lettern und Goldschnitt geschmückte Literaturerzeugnisse der Zeit, die in Kaffeeversammlungen eifrig besprochen, sogar gelegentlich gemeinsam gelesen wurden. Wenn im „Kunstverein" in den Tuchlauben ein Sensationsbild ausgestellt war, erschienen die drei Schwestern Erath Arm in Arm und betrachteten Munkacsys „Christus vor Pilatus" oder andere Kolossalgemälde. Und auch darin waren sie einig, daß keine von der Ehe etwas wissen, am wenigsten einen Bauern wie diesen Amersin heiraten wollte, trotzdem sie im Grunde

mit ihm in bester Freundschaft standen und einen ausdauernden Briefverkehr mit Lichtenau pflegten, Amersin schien das Haupt der dortigen lebenskünstlerischen Bestrebungen. Mit seiner jungen Frau an der Spitze aller geselligen Unternehmungen, richtete er Liebhaberaufführungen ein, spielte den Ferdinand in „Kabale und Liebe", den er auch auf seiner einstigen Wanderburschenzeit bei einer vorübergehenden schauspielerischen Tätigkeit in Scheunen und Dorfgasthäusern „hingelegt" hatte, veranstaltete Schlittenfahrten oder Gesangsfeste und berichtete hierüber voll Stolz nach Wien, wie er wieder von den Schwestern, den Schwägerinnen in ihren städtischen Angelegenheiten als der weltkundigste Vertrauensmann zu Rate gezogen wurde, da sie ja daheim niemand hatten, den sie befragen konnten. Der Vater Erath war zu fern, der Bruder August zu jung und zu sehr in seinen studentischen Dingen befangen. Hingegen verstand Andreas jeden Spaß und Ernst, und man brauchte sich nicht zu schämen, wenn man ihm etwas sagte, war und blieb er doch der „Bauer", den man aus Patrizierhochmut sozusagen grundsätzlich schätzte, aber zugleich immer von oben herab. Dabei bedauerte man Toni, die in drei Jahren zwei Kleine bekommen und in einem verlassenen Weltwinkel eine Wirtschaft mit Waschen, Kochen, Windeltrocknen und Kinderkrankheiten, mit Sorgen um Milch und Darmkatarrhe und Provinzklatsch zu führen hatte. Anderseits versetzte man sich freilich im Geiste voll Sehnsucht und Vergnügen in die munteren Abenteuer dieses ländlichen Nestes, wenn man sich in der Abgeschiedenheit und Sparsamkeit des Wiener Lebens uneingestanden, aber heftig langweilte.

Und welche schöne Sommer verdankten sie gerade diesem Bauern und der Ehe ihrer geliebten Toni mit dem zugleich vertrauten und geringgeschätzten Amersin! Wie der Mai kam, reisten sie zu ihnen ins Mühlviertel und zogen, dem hohen Adel vergleichbar, der nach der „Saison" seinen ländlichen Großgrundbesitz aufsucht, mit den schönsten Sommerkleidern, mit bebänderten und beblümten Hüten, mit äußerst „dezenten" Badekostümen, mit einigen Paketen interessanter Bücher, mit mannigfachen Seidenspulen, Stramin und Klöppelgarnituren zur eifrigen Handarbeit und mit den tausenderlei goldenen Nixchen in den silbernen Büchschen ihrer Einbildungen, Hoffnungen, Eitelkeiten und heißen oder gekühlten Mütchen gegen städtische

Bewunderer und ländliche Schwärmer in die hohe, stille und gleichmäßig freundliche Landschaft ein. Im Direktorhause Herrn Amersins wurden sie einquartiert. Und zwar war ihnen eine helle Dachstube eingeräumt, von der sie einen angenehmen weiten Blick über die Lindenwipfel des nahen Gartens zu den mäßigen, ineinander übergehenden Höhen mit den großen Hopfenpflanzungen oder den dichten Wäldern oder den scharf umzeichneten Feldern hatten, indessen das rasche Flüßchen unten, die Mühl, hier gutmütig „Michl" genannt, stetig unter ihrem Buschwerk geduckt, raunte und plauderte und alle Welt in ihr unverlangtes, ländlich-treuherziges Vertrauen zog. Man sah das rasche Wässerchen aus der Höhe gar nicht als solches laufen, sich winden, eilen, verweilen, beugen und wieder über die vielen Wehren springen, sondern bescheiden wie es war, trieb es sein Wesen in tiefversteckten eingefurchten Bett unter Erlen, im Gehölz und blinkte nur jezuweilen an einer flacheren offenen Stelle silbern heiter auf, oder wies eine kleine Strecke glänzender Krümmung wie einen freundlichen Blick seiner sonst emsig unsichtbaren Allgegenwart.
Von dieser Sommerresidenz gingen die drei Schwestern, je nach Wetter und Tageszeit, immer aber als Beispiele großstädtischer Vornehmheit und erlesenen Geschmacks zugleich bescheiden und anmutig angetan, auf unterhaltenden Zeitvertreib aus, von Luft und Sonne und von jener Mädchenmunterkeit berauscht, die keinen Grund braucht, sich zu freuen, als eben den angenehmen Zustand zwischen achtzehn und vierundzwanzig Jahren und das heitere Bewußtsein hübscher Gesichter. Mit Bademänteln und Handtüchern und voll Gelächter stürmte man in das Flußbad, wo es gleichwie an der Nordsee und in den vornehmsten Orten noch erlaubt gemeinschaftlich herging, aber zugleich voll strenger Sittsamkeit. Im lauen Wasser plätscherten die Schwestern wie freundliche Nymphen des Flüßchens unter den einheimischen Damen und Kindern des Bezirksrichters, der Fabrikbeamten und in ihrer selbst hier beispielhaften Haltung von den bewundernden Tritonen: Hof- und Gerichtsadvokat, Bezirkshauptmann, Landestierarzt angestaunt und angescherzt. Und welche geistvoll mühsame Spiele in den Gärten am Nachmittag, wenn Frauen und Herren, auf gegenseitigen zutreffenden Spott bedacht, „Sekretär" spielten und auf einen Zettel abwechselnd Verse dichteten, die sich zugleich auf das

letzte sichtbare Wort reimen und einen anzüglichen Sinn ergeben sollten! Wie anstrengend, aber ehrenvoll, auch hier an Geist und Weltkenntnis, an allgemeiner und besonderer Bildung hervorzuleuchten! Charlotte war hierin unter den Frauen, Amersin unter den Herren unbestrittener Meister. Aber sie gaben sich auch alle Mühe um die Dichtkunst und jedes zog sich von dem Kaffeetisch in einen anderen Gartenwinkel zurück, um den richtigen Reim, der zugleich Pfeil war, und das richtige spitz treffende Wort zu „dichten“. Welche ländlichen Tänzchen unter anspruchslosen Bewunderern, deren etwaigen ernsten Absichten man sich im Herbst durch die Flucht in die Großstadt entziehen konnte, so daß man sich bei ihren Huldigungen gar nichts vergab, sondern genießen durfte, was sogar ein gegen die Ehe verschworenes weibliches Herz angenehm wärmt und erfreut! Welche Obsternten und Mostfeste und Mondscheinspaziergänge durch das hoch gelegene Tal und welche poetisch gestimmten Wanderungen in den durch Adalbert Stifters Andenken geheiligten Böhmerwald bis zu jenem noch jetzt ebenso wie seit hunderten Jahren stillen Bergsee unter Urwaldfichten und Adlerflügen! Wie freundlich von dem gutmütigen Schwager Amersin, wenn er auf solchen Wanderungen vor einem allzusteilen Pfad oder Bachübergang jede seiner hübschen Schwägerinnen auf seinen kräftigen Armen als drei kostbare Bündel nacheinander hinübertrug und dann behutsam an der sicheren Stelle absetzte. Nur nicht heiraten, solange man diese schöne Welt so frei und überlegen genießen konnte, ohne Fessel und Anhang, und seien es die besten Kinder und der heiterste „Bauer“ von Gemahl! Wenigstens sagten sie dies alles gehorsam Charlotte nach, deren Führerschaft sie sich ohne Bedenken unterwarfen, denn sie war der starke Geist im Hause. Auch der alte Erath und der Bruder August widersprachen ihr nicht gern.

Der Bruder August war ohnehin fügsam und bestimmbar und verlangte gar nichts, als in seinem Gartenhäuschen die üblichen, wohlgerüsteten Kollationen zu bekommen und vor seinen Freunden den gesicherten Gastgeber spielen zu können. Der Vater Erath pflegte tagtäglich um drei Uhr die Feder hinzulegen, seinen schwarzen Anzug mit einem Lodengewand zu vertauschen, einen Haselstock hinter der Ecke hervorzuholen und einen Spaziergang in den Wienerwald anzutreten, etwa nach Dornbach, über die Rohrerhütte, Sofienalpe und Hütteldorf nach dem Neubau

zurück. Abends nachtmahlte er in einem Stammwirtshaus mit etlichen langjährigen Gasthofgenossen. Einmal im Monat erschien er auch auf dem Vortragsabend mit anschließender geselliger Unterhaltung bei den „Naßwaldern“, dem ältesten der damals allmählich in Flor kommenden Touristenvereine und brachte dazu seine Töchter mit. Gelegentlich tanzte er sogar bei besonderer Laune, und wenn ihm eine der jüngeren Frauen gefiel, zur wohlgewürdigten Huldigung noch eine Polka oder einen Ländler, und sah gelassen zu, wie seine Töchter umworben wurden. Insbesondere die zweite, Elisabeth, war als Tänzerin so bewundert wie gesucht, denn sie bewegte sich bei der raschesten Musik, die dann noch immer etwas Schwungvoll-Behagliches und Gehaltenes beibehielt, herrlich gemessen, hoheitsvoll, und obgleich dem Gang der Töne folgend, doch stets in einem sicher gewahrten Abstande von ihrem Partner, den sie mehr zu führen schien, als sie geführt wurde. Drei inständige Bewunderer folgten ihr auf Schritt und Tritt, ohne daß sie einen irgend vor dem anderen begünstigen wollte, alle drei Fabrikantensöhne aus reichen Familien. Voran der schlenkernde, komische Frantzl, dessen Bewunderung und rührend drollige Versuche, auf sie mit Scherzen oder Ernst zu wirken, Elisabeth ärgerlich mißachtete, weil immer eine unfreiwillige Heiterkeit um den Junker wehte und knatterte. Ihre abweisende Haltung hätte einen anderen zur Verzweiflung gebracht, er aber ließ sich in seiner demütig selbstgewissen Werbung auch dadurch nicht stören, daß sie gar oft Furcht zeigte, seine Lächerlichkeit könne auch sie lächerlich machen. So hielt sie sich hochmütiger als sie eigentlich war, denn manchmal gilt Beklommenheit und Unsicherheit gar als Hochmut und Stolz.
Der zweite Anbeter war ein sogenannter „ernster junger Mann“, dessen Würdigkeit und Ehrbarkeit zwar von keinem Menschen ausgelacht, aber gerade darum auch von keinem Mädchen wirklich ernst genommen werden konnte. Er hatte „keinen Sinn“. Darin waren alle Mädchen mit Elisabeth eines Sinnes. Und der dritte war ein bekanntes „leichtes Tuch“, berühmt durch allerhand Seitensprünge mit Volkssängerinnen und anderen Damen, von denen feine Mädchen nur vom Hörensagen wissen sollen. Er behandelte die feinen jungen Damen grundsätzlich nicht anders als die munteren, seitensprüngigen, nur daß er sie im allgemeinen langweiliger, weil aussichtsloser, fand. Die

Triumphe, die er, hübsch, leichtsinnig und schwungvoll, bei ihnen erringen konnte, „führten zu nichts“ und waren wieder nichts wert, wenn sie zu etwas führten, denn auch das kam vor und er machte kein Hehl daraus, vielleicht erdichtete er auch mehr solcher Erfolge, als er wirklich errungen hatte. Und so war er wieder mit seinesgleichen darin einig, daß die jungen Damen „keinen Sinn“ hätten. Man sagte ihm nach, er trachte nach einer reichen Braut, um sein Leben nach seinem Geschmack desto freier weiterführen zu können, denn obwohl leichtsinnig, war er doch gescheit genug, sein väterliches Vermögen und seine bürgerliche Stellung durch seine Seitensprünge nicht ernstlich in Gefahr bringen zu wollen.
Auch dieser Fritz Florian bewarb sich um Elisabets Gunst so, als sei er von ihrem ernsten Wesen mit einem Male bewegt und erschüttert, „ein anderer Mensch“, und dies mußte doch auf ein empfindsames Mädchen Eindruck machen, daß sie allein von so vielen jungen Damen für einen so welterfahrenen Herrn „einen Sinn“ haben konnte.
Elisabeth erwehrte sich seiner daher um so trotziger mit ihrer natürlichen Kühle und Zurückhaltung wie ein Vogel der Schlangenblicke.
Gleich drei vornehmen Damen in der verkleideten Bauernwelt dieser „Naßwalder“ pflegten Charlotte, Elisabeth und Agnes, jede mit ihren Lieblingsblumen geschmückt, zu erscheinen, Charlotte mit großen Margueriten, Elisabeth mit Kränzen von Moosröschen über Schultern und Brust und Agnes mit Maiglöckchen. Sie waren aufgefordert worden, in dem „Festspiel“, das zu irgend einem bedeutenden Vereinsanlaß einstudiert wurde, als schönste Statistinnen mitzutun. Sie hatten aber abgelehnt wegen der nicht nach ihrem Wunsche ausgewählten Gesellschaft der übrigen Damen und auch wegen der wortlosen Rolle, die mehr ihrer Schönheit als ihrem Geist angesonnen worden war. So durften die drei, jede von ihren besonderen Kavalieren umgeben, die Szene kritisch betrachten: einen lebendig aufgestellten Tannenwald, in dessen Mitte die Büste des Kaisers Franz Josef stand, vor welcher biedere Bauern, in Wahrheit lauter brave Bürger, nun als Naßwalder angetan, Wiesen-, Berg- und Ackerherrlichkeit spielten, unter Juchzern, Händeaufdielederhosenpaschen und ernsten Chören versammelt. Dann hielt ihr Pfarrer, sonst ein ehrbarer Meerschaumpfeifenfabrikant,

die Festrede, die des Kaisers gute Eigenschaften würdigte und alle Dinge anführte, welche unter seiner Regierung zustande gekommen waren. Man hatte sich eben von 1866 und vom Verluste Veneziens erholt, begann wieder Geschäfte zu machen und sich des Lebens zu freuen und brauchte die dynastischen Vorzüge nicht über den verschmerzten Fehlern zu vergessen. Eine Militärkapelle „exekutierte Pièces“, der kaufmännische Gesangverein trug Liedertafelchöre voll Schwung und Pracht vor und erhielt zum Schluß ein schwarzrotgoldnes Banner zum Geschenk, endlich sang der große mächtige Scaria mit einem Baß, der aus den Tiefen des Urwaldes zu brausen schien, den „Wanderer“ von Schubert:

„Ich wandre still, bin wenig froh
Und immer fragt mein Seufzer wo?“

In den kleinen verschworenen Mädchenherzen begann es mitzufragen und mitzumahnen, ohne daß etwa Herr Florian eine Antwort zu geben oder zu bekommen gewußt hätte.
Agnes aber, die Jüngste, überließ sich mit unverkümmerter Backfischfreude ihren ersten Triumphen. Ein achtzehnjähriger Jurist im ersten Semester schwärmte sie an, versuchte sie für Wissenschaft und Politik zu interessieren, während er sie zum Kotillon führte, er hätte sie ebensogut über Jagd und Fischerei unterhalten mögen, oder noch besser, gar nichts reden, wenn man nur tanzen durfte. Der kluge Hermann Ley aber glaubte sie wunder wie mitempfindend, indes sie hinter allem Gespräch doch nur die „Geschichten aus dem Wienerwald“ hörte, die zu seiner sozialen Frage Musik machten. Er war zu schüchtern, an ihrem Tische Platz zu nehmen, sie wollte ihn nicht einladen, denn ihr Bruder hatte sich über den „Streber“ schon mehrmals lustig gemacht, der von Paukerei und Studentenliedern nichts wissen wollte. So zog sich der junge Ley denn trotzig mit ein paar andern unverbesserlichen Anhängern an einen Junggesellentisch zurück und erging sich zwischen den Tänzen in allgemeinen Erörterungen, während sich der Vetter Wilhelm, als Verwandter, doch in die Nähe der Seinigen finden, Agnes' Tücher halten, ihr den Kellner herbeirufen, einen Umhang bringen und dergleichen vertraulichen Dienste leisten durfte. Dafür holte sie ihn sogar bei der Damenwahl ab und tanzte mit ihm eben so eifrig, geduldig und genußreich, wie mit jedem andern.
Charlotte aber fühlte sich über alles solches Treiben erhaben,

wenn sie es auch mitmachte. Es schien ihr, als spielten Erwachsene Kinderspiele. Sie wollte frei sein und bleiben. Die Schwestern seufzten Ja! dazu und gelobten Ja! und auch die Freundinnen wiederholten ihre Freiheitsbeteuerungen, namentlich sooft eine von einer Enttäuschung in Liebes- und Heiratssachen betroffen worden war, bleibt doch die Enttäuschung je und je die Ursache aller Selbstverleugnung.
Es kam aber so, daß eine der Verschworenen nach der zweiten auseinandergegangenen Verlobung eine dritte schloß und dabei blieb und sich zur wirklichen Hochzeit vorbereitete.
Lachend erschien sie bei der wöchentlichen Jause und sagte: „Du, Lotti, mit dem Ledigbleiben ist's doch nichts. Alte Jungfer ist ein saurer Beruf, und wenn ich einmal verheiratet bin, will ich schon frei sein.“ Gleich sprach sie auch von der Ausstattung von Kleidern, Mänteln, Spitzen, von Möbeln, altdeutsch oder Rokoko, und von der künftigen Wohnung und auch von „ihm“, als von dem notwendigsten Einrichtungsgegenstand.
Und eine andere Schöne tat das gleiche und war, vordem streng und herb, nun mit einem Male mild und sanft.
Da hatte Charlotte gut Nase rümpfen und sich lustig machen! Ringsherum verlobte man sich und heiratete, unter den Mitverschworenen begann eine wilde Flucht in die Liebe und Ehe. Man glaubt gar nicht, welches Unheil solche Heiratssachen unter selbstgerechten Jungfern anrichten. Gerade, wenn man sich eines unvermuteten und vielleicht ungeschickt angelegten Werbungsüberfalles erwehrt hat, unterliegt man um so sicherer dem nächsten Anlaß, und dem späteren Angriff fällt die liebenswürdige Beute in die Arme, als hätte er das Verdienst, während er nur eben glücklich und zufällig die schlechte Gelegenheit verpaßte, denn nicht immer versäumt einer die Stunde, der um Tage zu spät kommt. Das geschah der nächst ehereifen unter den Erathschen Töchtern, Elisabeth.
Eines schönen Tages bekam sie nämlich von ihrem Schwager Amersin einen Brief, der unter Nachrichten über die Kinder und die Lichtenauer Verhältnisse, über Kleider und Kränzchen, Geschäftliches und Persönliches nebenher, doch so, daß man dabei gleich die Hauptsache erriet, den Besuch eines gewissen Gerichtsadjunkten in Wien ankündigte.
Elisabeth hatte sich im Sommer zu Lichtenau die Huldigungen dieses Herrn recht arglos und heiter zu Gemüte geführt, un-

verkümmert und unterhaltend, aber ganz unverbindlich, so daß sie sich beim schärfsten Gewissen und bei der genauesten Erforschung aller ihrer Regungen keines leisesten Gefühlchens entsinnen konnte, das ihm auch nur den kleinen Finger gereicht hätte zu einer Hoffnung auf ihre ganze werte kleine vornehme Hand. Und der wollte nun mit einem Male bei Eraths seinen Besuch machen! Man wußte sogleich, was das bedeuten sollte. Elisabeth war durch diese Nachricht tief erschüttert und geärgert, wenn sie sich immerhin auch geschmeichelt fühlen durfte, daß sie noch aus solcher Entfernung einen Verehrer hierherzuziehen vermochte. Gab es denn wirklich keine unverbindlich sorglose Unterhaltung mehr zwischen Herren und Damen, lauerte denn überall die Leidenschaft? Was mußte ihr Vater von dieser Lichtenauer Geselligkeit, was von ihr denken, wenn mir nichts, dir nichts einer kam und auf Grund unvergessener Erinnerungen wie auf Grund eines lieblichen Pfandrechtes — er war Gerichtsbeamter — nach dem Besitz ihres Herzens und ihrer Hand und insbesondre vermutlich auch ihres Vermögens strebte! Charlotte bestärkte sie in der Empörung über diese Anmaßung der Provinz. Sollte noch eine Erathsche Tochter sich in einen solchen Weltwinkel verspielen? Und gar an einen armseligen Adjunkten! Welche Anmaßung! Sie unterrichtete den Vater Erath sogleich von solcher Frechheit und von vornherein so spöttisch und ablehnend, daß er wissen konnte, sie sei ganz und gar nicht gebunden, nichts weniger als ein Faustpfand.
Als an dem vorbezeichneten Tage der Herr Adjunkt mit einem schönen Strauße erschien, wurde er in den kirschholzenen Arbeitsraum, statt in das Mädchenzimmer der begehrten Elisabeth und vor den Vater, statt vor seine leibhaftige Lichtenauer Erinnerung geführt, während die Schwestern, zwei kindliche Teufelinnen, mit Herzklopfen hinter der Türe lauerten.
Herr Erath, der auch nichts besonders Arges vermutet haben würde, wenn seine Tochter sich bejahender verhalten hätte, empfing den Besucher mit überraschter Freundlichkeit. Da dieser aber mit dem strengen und dabei ein wenig verlegen-schüchternen Vater nichts zu reden wußte, ließ er sich zu jener Torheit verleiten, der ein anderer dann die Braut verdankte; er warb nämlich kurz und bündig und vor dem unrichtigen Forum — er war als Gerichtsbeamter weltunkundig — beim Vater um die Hand Elisabeths. Diese aber zog eben darum hinter der Türe

ihre Hände zurück und entrüstete sich über den Mangel an Offenheit. Erath dankte verbindlich für das ausgesprochene Vertrauen und für die erwiesene Ehre, gab indessen zu bedenken, daß seine Tochter Elisabeth noch zu jung sei, sich für eine Ehe zu entschließen, deren Lasten bei dem wenig aussichtsvollen Stande des Herrn Freiwerbers denn doch für ihre verwöhnte Jugend allzu bedenklich sein möchten. Darauf richtete sich der Herr Gerichtsadjunkt empor, er glaube doch in dieser Sache das letzte Wort noch nicht gesprochen und wolle Gelegenheit finden, in zweiter Instanz an das Herz des Fräuleins selber appellieren zu können, denn er möge eine Unwiderruflichkeit dieses Neins um so weniger annehmen, als seine Erinnerung an Lichtenau eine sanftere Gesinnung habe erhoffen lassen, Herr Erath nickte: „Ja, ja, gewiß, gewiß." Darauf empfahl sich der Herr Adjunkt — das nahmen ihm Elisabeth und Charlotte wiederum besonders übel — gar nicht weiter gebrochen oder erschüttert, ja er besaß sogar noch die Frechheit, unten auf der Straße sich nach den Fenstern umzuschauen, wo die Schwestern hinter den Vorhängen hinausblickten, und ehrerbietig, aber lächelnd den Hut zu ziehen. So waren die Männer! Der war imstande, noch wiederzukommen und ein zweitesmal eine Probe anzustellen! Elisabeth hatte Angst davor, und gerade dieser glücklich abgeschlagene Sturm erregte in ihr die Ahnung der unvermeidlichen Wiederkehr ähnlicher Angriffe, das Bedürfnis nach Schutz und zu unterliegen, denn dann würde sie Ruhe und Frieden haben und endlich dort sein, wo sie eben sein mußte.

So sagte sie eines Abends ganz unvermutet, während sie ihr schönes Haar kämmte und seinen goldenen Überfluß mit den beiden Händen mühsam in die Höhe halten mußte, zur Schwester: „Lotti, ich werde doch heiraten." Davon war die Führerin der Ehefeinde tief erschüttert.

„Wen denn, um Gottes willen?"

„Einen von den dreien. Ich muß mich ja doch entscheiden. So geht es nicht weiter."

Charlotte sah zwar nicht ein, warum es „so" nicht weiter gehen könne, denn gerade „so" schien es ihr ganz in der Ordnung.

„Ja, wen denn, Elisabeth, du mußt doch wissen, wen du eigentlich willst."

„Wenn ich das wüßte, hätt' ich mich ja schon entschieden."

„Mir scheint, du willst deinen Zukünftigen bei der Lotterie ziehen."
„Das wäre nicht das Dümmste! Dem Vater scheint einer wie der andere recht, ja sagen muß ich einmal, ich kann doch nicht immer warten, wir sind zum Heiraten da. Weißt du, wer zuerst ins Haus kommen wird, um meine Hand anzuhalten, den werde ich nehmen."
„Sind deine drei denn überhaupt schon so weit?"
Elisabeth nickte lächelnd.
„O du holde Unschuld," zischte Charlotte. Warum aber gerade diese drei und nicht der abgewiesene erste oder vierte, der Adjunkt aus Lichtenau? „Ach der!" seufzte Elisabeth und steckte das Haar im Nacken zurecht, wobei eine runde goldene Locke aus dem Kamm flüchtete und sich wie ein lebendiger Trotz gegen alle schön gescheitelte Ordnung im Genick kräuselte, „Ach der!" Wie bald war eine Hoffnung, ein Traum, ein Widerstand erledigt, so zwischen Anfang und Ende der Frisur. „Ach der." Es hätte nur ein wenig anders zugehen müssen, einen Tag früher oder später, bei anderem Wetter, einem bißchen mehr Zureden und Freiheit, in Lichtenau oder in Wien, und sie hätte statt „Ach der!" „Ja der!" gesagt. So steht es um die flüchtigen Regenbogen zwischen Sonne und Tränen einer Mädchenschaft!
Elisabeth erhob sich nach beendeter Frisur, zuckte die Achseln und ging davon.
Agnes umarmte die ältere Schwester: „Wir bleiben zusammen."
„Ja, so lange, bis du den Ley heiraten kannst."
„Den Ley, niemals. Keinen! Ich werde nie heiraten."
„Das sagt jede, solange es nicht ernst wird. Du wirst schon auch einen in der Lotterie ziehen."
„Nein, Lotti, ich werde gewiß nicht heiraten."
„Warum denn gerade du nicht?"
„Ich werde nicht so lange leben."
„Aff! was sind das wieder für Einbildungen?"
„Laß gut sein, wir bleiben beisammen." Agnes umschlang Charlotte, und als sie schlafen gingen, blieb die Ältere am Bette der Jüngeren sitzen, sie wiederholten ihr ernsthaftes Gelübde, sich nicht zu trennen, ledig, frei und unbekümmert als unabhängige Geschöpfe und küßten einander wie mit einem Schwure.

Der erste aber, der am Sonntag, zeitiger, als für einen solchen Besuch schicklich, mit schlotterigem schwarzem Rock und unter verlegenen Witzen und Bücklingen vorsprach, um Elisabeths Hand zu bitten, war Heinrich Frantzl und wurde angenommen. Als er anerkannter Bräutigam war und Elisabeth ihm ihr Bild, eine kleine, ovale Photographie geschenkt hatte, ließ er von sich zwei Aufnahmen machen: die eine zeigte ihn aufrecht, in seinem Freiwerbergewand mit den lichten Beinkleidern, der geblümten Weste, dem pfiffig-schmerzlichen Gesichtsausdruck, den seine Komikerwehmut nun einmal hatte, und in seiner ganzen wissentlichen beweglichen Ausgerenktheit, wie er stand, als ginge er und ging, als stünde er.
Die zweite aber stellte seine Rückseite dar, deren Ausdruck man nicht beherrschen kann und bot somit gewissermaßen ein rührendes Selbstbekenntnis. Er wollte mit diesem wunderlichen Geschenk schon etwas Ernstliches sagen und gestehen; aber mit einem halben Witz, denn allen seinen Späßen lag eine schmerzliche Ahnung seiner Schwäche, eines unzureichenden Wesens und damit eine Aufrichtigkeit wider Willen zugrunde, die wiederum mit all seiner Schlenkrigkeit versöhnen konnte, freilich nur den, der auf den Grund einer armen menschlichen Seele blicken kann. Elisabeth wunderte sich über das Geschenk und lächelte kühl verzeihend.
Charlotte aber flüsterte Agnes zu: „Wurstel.“

3.

Die Familie Erath saß am Sonntag um den Tisch des Speisezimmers, die Schüsseln waren abgetragen, nur die Weingläser standen noch halb gefüllt da und vor dem Platze des Hausherrn eine kleine Schale schwarzen Kaffees. Er hatte seine lange Pfeife angezündet und rauchte still vor sich hin, die beiden Schwestern, Charlotte und Agnes, beschäftigten sich, die eine mit dem Wirtschaftsbuche, die andere mit einer Klöppelarbeit, und der Sohn, August, sog, in seinen Stuhl zurückgelehnt, wie im Halbschlafe, an einer guten Zigarre. Nur am Sonntag konnten Familienangelegenheiten und persönliche Pläne, alles, was über das Erfordernis des Augenblicks hinausging, mit Herrn Erath besprochen werden. Er war kein geselliger Mensch — schweigsam auch unter seinen vertrauten Zechgenossen — den Kindern gegenüber vollends unnahbar. Nicht aus Hochmut, eher

aus Schwäche, denn er kannte eigentlich seine Kinder nicht. Sie waren ihm unbegreifliche erwachsene Menschen, die nun einmal ihren eigenen Weg wandeln mußten und mochten, wenn es dabei nur in Ordnung und unbedingt anständig herging. Dieses fremde Verhältnis hatte sich auf die natürlichste Weise entwickelt. Nach dem Tode seiner Frau standen die Kinder im ersten Schulalter. Als Geschäftsmann hatte er weder Zeit noch Wissen genug, sich um ihre Erziehung zu kümmern. Er mußte ihre Erhaltung sichern, die Bildung kaufte er ihnen dort, wo sie eben nach seiner und der Welt Meinung am besten zu holen war: in einem damals angesehenen Stadtpensionat, wo sie unter dürftiger Nahrung zu vornehmen Eßgewohnheiten und aller Übung des gesellschaftlich Schicklichen erzogen, mehr notwendige und überflüssige Bildungselemente, als Milch und Fleisch und Kinderfrohsinn bekamen, um Sonntags von Adam Hirt abgeholt, einmal daheim ordentlich und großartig zu speisen. Von dem Nachgenuß dieser Mahlzeit zehrten sie blaß, hungrig und wohlerzogen die anderen sechs Tage, und so war der Sonntag von je die einzige Gelegenheit, mit dem Vater vertraulich beisammen zu sein. Sie wuchsen heran, die Jahre vergingen schnell, mit einem Male war der Sohn ein Burschenschafter, die Töchter junge Damen und alle als mündige, dazu als gebildete „moderne“ Menschen dem Vater ferner als je. August Erath der Ältere machte sich nicht viel Gedanken über dieses Verhältnis, und wenn er sie sich auch machte, so beruhigte er sich darüber, als über etwas Selbstverständliches, daß diese Kinder gar keine Kinder waren, indessen er seit dem Tode seiner Frau immer derselbe blieb, als ob sich die Zeit an ihm vorbeibewegte, während er immer das gleiche Leben im kirschholzenen Arbeitszimmer verbrachte, den Spulerinnen die farbigen Seiden austeilte und von den Weberinnen die gewebten Bänder in Empfang nahm, mit den Spinnerinnen abrechnete, den Käufern die Ware zumaß, nachmittags im Winter wie im Sommer, im Herbst wie im Frühjahr mit dem Haselstock über Schnee oder grünes Land ging, abends unter Menschen, doch ebenso allein, sein Nachtmahl verzehrte, sein Bier und seinen Wein trank und spät das Lager aufsuchte, um einsam zu schlafen. Rings um ihn summte das Leben der anderen und wirkte wie das Sausen und Brausen im Laub eines Baumes, indes er, dem unbewegten Stamme gleich, stand und blieb

und Ring um Ring ansetzte, jeder Ring eine Runzel und Falte in den Augenwinkeln und im Nacken und an der Stirne. Die anderen alle lebten, er aber war. Übersichtig, bedurfte er einer gewissen Entfernung aller Dinge, um sie deutlich wahrzunehmen und zu ordnen, so schob er unwillkürlich oder willentlich alle Menschen, seine Nächsten zuerst, aus der Reichweite in seine Blickweite. Nur was ihm fern stand, konnte er beurteilen, so mußte ihm selbst das Nahe fremd werden, damit er es erkannte.
Er hatte die Pfeife weggelegt, seine Hornbrille aufgesetzt und las einen langen Brief. Charlotte erkannte von weitem die leserlichen, dabei aber schwungvollen und entschlossenen Schriftzüge ihres Schwagers Amersin und flüsterte Agnes etwas zu. Als August Erath, der Vater, den langen Brief ausgelesen hatte, nahm er vorsichtig die Brille ab, tat sie ins Futteral, lehnte sich in den Stuhl zurück, tat einen Schluck Kaffee, setzte seine ausgegangene Pfeife mit einem Schwefelholz wieder in Brand. Welche entsetzliche Verlängerung des Wartens bei diesen Schwefelhölzern, von denen er nicht lassen mochte, trotzdem es schon „Utan Svafel och Fosfor" gab! Wie langsam brannte dieser süßlich beißende, blaue Schwefel ab, bis endlich das Holz in Feuer stand! Wie langsam setzte er es dann an die Pfeife und sog — wie tief — den ersten Zug des Knasters ein, über dessen groben Bauerngeruch die Schwestern immer die feinen Nasen rümpften!
Endlich war die Pfeife in Gang. Jetzt erst blickte der alte Herr auf und sagte, wie von ungefähr:
„Der Amersin wird nach Wien kommen."
„Was will er denn hier?" fragte Charlotte.
„Auch die Toni mit den Kindern wird kommen, die ganze Familie."
Agnes ließ das Klöppelkissen sinken, Charlotte stand auf, August, der Sohn, schien aus dem Halbschlaf aufzuwachen.
„Alle kommen."
„Ja, warum denn? Eine Reise im Sommer mit den kleinen Kindern? Jetzt ist's doch in Lichtenau am schönsten. Wir haben uns schon gefreut, über den Sommer dorthin aufs Land zu ziehen wie sonst."
„Sie werden hier bei uns wohnen. Unseren Mietern vom Erdgeschoß werde ich kündigen, damit Antonie dann vom Herbst

an eine ordentliche Wohnung hat und die Kinder gleich in die Schule schicken kann."
„Übersiedeln sie denn alle nach Wien?"
„Ja. Der Amersin hat seine Stellung gekündigt."
„Gekündigt? Oder ist ihm aufgesagt?"
„Er hat gekündigt."
„Er war doch dort wie der Herr im Geschäft, wenigstens hat er immer so getan wie der König von Lichtenau!" sagte Charlotte.
„Seitdem die junge Frau dort den Offizier geheiratet hat, war es nicht mehr auszuhalten, schreibt er, der ehemalige Oberleutnant mischt sich in alles, nimmt alle Dinge in die Hand, aber leider verkehrt, will alles besser verstehen und verdirbt alles. Er läßt sich auch nichts sagen. Sie haben Auseinandersetzungen gehabt, Amersin hat der jungen Frau gegenüber mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg gehalten und da sie dem eigenen Mann doch schwer unrecht geben kann, hat eben der Direktor kündigen müssen."
„Oder ihm ist aufgesagt worden. Takt hat er freilich nie gehabt."
Erath rauchte still, auch sein Sohn versank wieder in den betrachtenden Genuß seiner Zigarre.
Charlotte ging auf und nieder und redete.
„Weil er sich auch nichts sagen läßt und alles besser wissen muß als andere, weil er als Diener Herr sein, als Angestellter seinen Chef meistern will! Warum soll der Offizier in seinem eigenen Betrieb stumm bleiben, bloß weil der Herr Amersin kein Dreinreden verträgt? Wer Weib und Kinder hat, muß sich seinen Herrn gefallen lassen. Solange er seinen Gehalt bekommt, soll er ruhig sein und gehorchen, dazu ist er bestellt. Jetzt fällt er dir brotlos ins Haus. Was wird denn aus den armen Kindern und mit der Toni? Sie soll sich scheiden lassen."
„Aber, aber," seufzte Agnes bekümmert.
Erath lächelte: „Weil Amersin seinen Posten aufgegeben hat?"
„Wenn ein Mann seine Frau und seine Kinder nicht mehr erhalten kann, und wenn die Frau zum Vater zurück muß, soll der Mann eben allein sehen, wie er fertig wird, aber nicht Frau und Kinder mit sich ins Ungewisse und ins Elend ziehen oder gar von der Frau zehren."

„Die Toni hat doch nicht einen Posten geheiratet, sondern einen Mann."
Charlotte schüttelte ärgerlich den Kopf: „Wenn der Amersin ohne Posten ist, ist der Amersin der Niemand."
„Na, na, wenn jedermann immer so viel wäre wie der Niemand mit seinem guten Schädel auch ohne Stelle, wäre der Jedermann ein ganz anständiger Jemand und überall am Platze."
„Was wirst du also tun, Vater?"
„Ich brauche längst eine selbständige Hilfe, ich werde Amersin als Gesellschafter ins Geschäft nehmen und die Familie wird hier wohnen, du wirst den Raum schaffen. Die Mieter ziehen aus. Das werde ich tun."
„Du wirst deine alte Firma diesem Bauern anvertrauen, dein Vermögen, das Erathsche Haus diesem Menschen ausliefern?"
„Diesem Menschen!" wiederholte Erath langsam und lächelnd. „Ich brauche Hilfe und habe keine andere. Es ist doch besser, ich nehme meinen Schwiegersohn zu mir als einen Wildfremden."
„Das Erathsche Haus unter dem Befehl von diesem, diesem Menschen?"
Erath antwortete: „Diesem Menschen habe ich deine Schwester anvertraut, so kann ich ihm wohl auch mein Geschäft anvertrauen."
„Traurig genug, daß du ihm Toni gegeben hast, daraus folgt doch noch nicht, daß du ihm auch uns alle ausliefern mußt, unser Haus und Gut, dem Bauern, der von allem Anfang an darauf ausgegangen ist."
„Euer Vater war auch nichts anderes als ein solcher Bauer und gut genug, euch dieses Haus zu schaffen und so viel, daß ihr jetzt eure gebildeten Einbildungen ausbilden könnt. Toni denkt anders als ihr."
„Darum wird sie auch an Plage und Sorge zugrunde gehen."
„Ich nehme sie doch auf, damit ihr nichts geschieht."
„Toni ist uns immer lieb, nimm sie und die Kinder, aber den Amersin laß, wohin er mag, nur nicht zu uns."
„Aber, aber," begütigte Agnes.
„Unser Haus ist unser Haus, unsere Firma ist unser, nicht für Schwiegersöhne und Hergelaufene. Amersin soll betteln gehen, wenn er keinen Posten findet. Die Toni gehört zu uns. Aber er soll bleiben, von wo er gekommen ist."

„Genug. Du richtest einstweilen das Zimmer, bis die Wohnung frei wird. Ich gehe jetzt."
Damit erhob sich Erath, holte seinen Stock, setzte den Lodenhut auf den Kopf und ging. — Er legte dem leidenschaftlichen Ausbruch Charlottens gegen Amersin wohl keine besondere Bedeutung bei, wie er alles, was ihm unverständlich oder ungemäß war, in eine Entfernung schob, von der es sich als geringfügig betrachten ließ. Im Alter wird so vieles, schier alles in solcher Entfernung nebensächlich, sogar das eigene Leben. — Charlotte glühte vor Erregung, Agnes versuchte sie zu begütigen, August rauchte dazu und stimmte Charlotte als der Stärkeren zu, wie immer, denn es war am bequemsten. Weil er stets ihre Meinung teilte, konnte er alles von ihr haben, und sie half ihm sogar mit dem Wirtschaftsgeld aus, wenn sein Monatszuschuß nicht reichte.
Charlotte schlug alle Türen zu. Das Haus bebte unter dem Knallen und Schallen.
Am Abend weinte Charlotte Tränen vor Zorn und Haß.
„Was hat dir denn der Amersin getan? Weil einer einen Posten verliert, ist er doch noch kein Verbrecher," sagte Agnes.
„Ich kann und kann ihn nicht leiden. Und wenn ich ihn vor meinen Füßen zugrunde gehen sähe, ich würde ihm keinen Tropfen Wasser geben, wenn er verdurstete."
„Aber, aber."
„Wir gehören uns, er ist ein Fremder, ein Einschleicher, der unsere Schwester genommen hat, um sich unseres Hauses zu bemächtigen. Er wird uns unser Vermögen, unseren Namen, alles wird er uns wegnehmen. Er oder ich. Er oder wir. Das sollst du nur sehen!"
Agnes schlief längst ihren tiefen jungen Schlaf und hörte nichts mehr von den bösen Reden Charlottens. Der junge August Erath aber hatte in seinem Gartenhaus eine Bowle angerichtet und sang und zechte unbekümmert mit seinen Bundesbrüdern. In gutem Vertrauen erzählte er ihnen das Neueste, daß sein Schwager, der „Bauernlackel", ins Haus kommen sollte. Die Zechbrüder machten Witze darüber, hielten sich aber nicht lange mit solchen nebensächlichen Sorgen auf, sondern sangen, spielten Klavier und tranken, und ihr Lärm drang doppelt laut durch die schwüle Stille der hellen Mainacht.

Einer von ihnen, der stattlichste und weltgewandteste, Amberg der Fuchsmajor, der als Jurist auch was auf seine Kenntnisse hielt, meinte, so komme es oft, wenn der Herr eines Hauses alt werde. Da gäbe es nichts als eine gesunde Vormundschaft. Die Kinder müßten denn beizeiten mitreden und sich um ihren Teil wehren.

Der junge Gaber, ein harmloses Bürschchen, trank einen letzten Schluck, wandte sich zum Fortgehen und sagte in aller Freundlichkeit, man müsse doch wohl einem so stattlichen Mann die Freiheit seiner Entschlüsse zugestehen, er habe den alten Herrn Erath nun einmal ins Herz geschlossen, diesen schönen Greis.

„Schöner Greis!" jubelten die anderen und stießen mit den Gläsern an, August schwieg verlegen dazu, Gaber aber ging rasch aus dem Gartenhäuschen, ohne besonderen Abschied zu nehmen, er hatte heute noch eine dringende Verabredung.

Als er über den Kiesweg unter den blühenden Büschen in die Mitte des Gartens kam, sah er eine weiße Gestalt vor sich, die den gleichen Weg nach dem Hause nahm, Charlotte. Mehr im Übermut nach den rasch hinuntergegossenen Bechern, als aus Überlegung, gar Neigung und in der burschikosen Vertraulichkeit, zu der er sich etwa berechtigt glaubte, wollte er mit dem einsamen Mädchen, das ihren Verdruß in der Stille des nächtlichen Gartens überlegte, einen harmlosen Scherz machen. Sie merkte nicht, daß jemand und wer hinter ihr war. Er umfaßte sie, legte seine Hände auf ihre Augen und küßte sie rasch auf ihre heißen Lippen.

Charlotte vermutete einen Augenblick lang einen anderen, oder war von dem Überfall so benommen, daß sie eine Sekunde lang in seinen Armen still hielt und sich küssen ließ. Dann aber tat sie einen leisen Schrei, stieß ihn zurück, entfloh, und Gaber ging lächelnd ohne Arg davon.

Längst hatten die Zechbrüder alle das Gartenhäuschen verlassen, und August Erath wollte eben zu Bett gehen, als Charlotte eintrat, blutübergossen, mit funkelnden Blicken.

„August, ich muß dir was sagen."

„Jetzt, um zwei Uhr? Hat's nicht bis morgen Zeit? Ich bin müde."

„Nein, ich bin beleidigt worden. Das hat wohl keine Zeit."

„Na, laß hören, wer hat dich denn gekränkt?" Er setzte sich auf seinen Schaukelstuhl und gähnte.

Charlotte berichtete ihm die Überraschung im Garten und die unerwartete Umarmung.
Als sie geendigt hatte, schwieg August und zeigte sich nicht weiter aufgeregt, so daß Charlotte plötzlich das peinliche Gefühl hatte, etwas für sie äußerst Wichtiges sei für den Bruder im Grunde nebensächlich. Derlei macht den Boden unter den Füßen schwanken, denn unsere moralischen Empfindungen gelten uns nur als richtig, solange sie von den Nächsten geteilt und anerkannt werden.
„Nun, was sagst du?“ zischte Charlotte endlich und sah August entschlossen an.
„Mein Gott. Was ist da weiter dabei? Er hat es wohl nicht schlecht gemeint. War's denn unangenehm? Er ist doch ein ganz netter Bursch.“
„Unangenehm? Nett? Sonst weißt du nichts? Es war doch ein frecher, schamloser Überfall!“
„Aber Lotti, so was kommt eben vor. Wenn man wegen jedes Kusses so viel Wesens machen wollte, müßte man das Küssen überhaupt abschaffen.“
„Unter gebildeten Menschen gewiß. Wir sind doch keine Tiere.“
„Zugegeben, denn die küssen nicht.“
„Du kannst darüber noch Witze machen?“
„Nun, was soll ich denn sonst tun, er kann den Kuß nicht zurücknehmen und du auch nicht. Am besten, wir wissen nichts davon, dann ist einfach nichts geschehen.“
„Das ist alles, was du weißt, wenn deine Schwester beleidigt worden ist? Hast du nicht die Pflicht, mich zu beschützen? Oder soll ich das Opfer dieses Frechlings werden, ohne daß du ihn zurechtweisest?“
August sah verlegen vor sich hin. Opfer? Frechling? Die Sache wurde peinlich. Wenn Charlotte sie nicht leicht nehmen wollte wie er, mußte er sie vom Ehrenstandpunkte doch wohl selbst auch schwer nehmen, oder mußte er nicht? Man konnte derlei ruhig ansehen oder aufgeregt, aber immer nur gemeinsam. Wenn seine Schwester ihre Ehre angegriffen sah, durfte er als Bruder nicht kühl bleiben. Er ward wie immer von der Macht ihres Willens bezwungen, ihre Art zu denken und die Dinge zu betrachten überkam ihn, ihr Wille drang wie ein fremdes Feuer durch seine trägen Glieder langsam bis in seinen langsamen

unbeteiligten Verstand. Er dachte: „was geht mich das eigentlich an? Warum soll sie denn nicht geküßt werden? Wenn sie ihn weggestoßen hat, ist doch eigentlich alles in Ordnung. Was habe ich damit zu schaffen?“ Da sie aber den ritterlichen Gedanken hegte, daß der Bruder die Sache der Schwester zu vertreten habe und da er auf diese Auffassung eingeschworen war, ohne die alle diese Studentenbräuche, Waffen, Mensuren und deutsche Jünglingsgebärden keinen Sinn gehabt hätten, wurde er in seinem natürlichen Phlegma irre. Hätte Charlotte den harmlosen Kuß und die unbedachte Umarmung so leicht genommen, wie sie sie abgeschüttelt hatte, so wäre alles in Ordnung gewesen. Aber es sollte eben nicht in Ordnung sein.
„Daß du doch alles gleich tragisch spielen mußt. Du machst aus einer Kleinigkeit einen Riesensumms.“
So ging es ihm immer. Er wollte Ruhe haben, Charlotte wollte herrschen, und damit er Ruhe bekam, mußte er erst eine ganze tobende Wirrnis von Handlungen, Reden, Gesinnungen, Laufereien und Scherereien um sich herum schaffen, durchwaten und durchhauen, bis es endlich aufs alte hinaus und zurück kam. Es wäre doch viel besser gewesen, gleich von Anfang an lieber ruhig zu bleiben. Aber das war ihm nicht vergönnt. Er mußte ihr folgen, wie sie da vor ihm stand und ihn mit den scharfen Blicken maß und abwog. Wehe, wenn sie ihn zu leicht befand! Davor, nur vor ihrer Verachtung hatte er solche Angst, daß er Mut bekam, eine Verwirrung zu stiften, vor der er sich eigentlich sehr ängstigte.
„Was soll ich denn also mit dem Unglücksmenschen anfangen?“
„Du mußt dich mit ihm schlagen.“
„Aber unter welchem Vorwand? Ich kann doch keinem Menschen erzählen, daß er dich hier im Garten geküßt hat. Was würden denn die Leute glauben oder vermuten?“
„So suche dir eben einen Vorwand.“
August sah mit seiner herausgeforderten Erfindungsgabe sehr fragwürdig drein.
„Hat er nicht irgend etwas anderes Schimpfliches oder Beleidigendes gesagt oder getan, bevor er wegging? Hast du nichts gehört? Was habt ihr denn gesprochen?“
August wiederholte langsam die Geschehnisse der durstigen lustigen Nacht, und daß Gaber noch im Fortgehen recht herzlich sein Wohlgefallen an ihrem Vater als an einem „schönen

Greise“ ausgedrückt habe, worauf alle vergnügt die Becher angestoßen und getrunken hätten.
„Schöner Greis!“ „Das läßt du von deinem Vater sagen?“
August blickte Charlotte verständnislos an. „Schöner Greis“ war doch noch ehrenvoller als ein Kuß! Aber sie zwang ihn, endlich diese Beteuerung des Wohlgefallens als gerechten Vorwand eines ritterlichen Einschreitens nicht nur auszugeben, sondern anzuerkennen.
Und da junge Leute gewöhnt sind, für ihre Rauflust Vorwände zu suchen, hinter denen man auch tiefergehende Dinge verbergen kann, fragten Augusts Sekundanten nicht weiter, sondern hielten die von ihnen selbst bejubelte Titulatur „schöner Greis“ für eine ausreichende Beleidigung, um den Erfinder dieses Wortes zu fordern und ritterlich zur Verantwortung zu ziehen.
August schlug sich mit Gaber, der seinerseits den eigentlichen Grund der Forderung kannte und deshalb auch den „schönen Greis“ als Beleidigung gelten lassen mußte. Es gab ein paar flache Hiebe, eine scharfe tiefe Quart über Gabers braves Jungengesicht, und fortan eine stumme Feindschaft zweier harmloser Leutchen, die aneinander ohne Gruß vorbeigingen, während sie mit denselben jungen Männern weiter verkehrten, so daß jeder Mühe hatte, den oft genannten Namen des anderen zu überhören.
Im Gartenhäuschen hing ein Gruppenbild von Augusts Bundesbrüdern. In der Mitte stand heiter und ohne Schuld der junge Gaber.
Charlotte brachte auf dem Glase über diesem verhaßten Gesichte einen dicken Tintenklecks an, damit der ruchlose Mensch aus dem Hause und ihrer Gemeinschaft fürderhin ausgelöscht sei.

4.

In der Wohnung der Frau Amersin tobte noch das volle Durcheinander des Umzuges, auf Leitern standen Tapezierer und klebten Tapeten, Kleistertöpfe und Wassereimer gab es neben Mistschaufeln und Besen. Offene Schränke, auf allen Tischen und Stühlen Wäschestücke, Kleider und Geschirr; Bilderrahmen lehnten an einer Wiege, in der Wiege schrie die Jüngste, Emilie, zwischen den Möbeln spielte der Bub, Franz, Ball oder Eisenbahn und benutzte die Mutter als gelegentliche Station oder als Zielscheibe, von ihr sauste er wieder zu den Leitern und

versuchte hinaufzuklettern, stieg ab und warf einen Kleistertopf um oder stieß sich an einer Kante, heulte, wurde besänftigt oder gebeutelt und fing still von neuem an, eine Magd kehrte die Wände, eine Waschfrau scheuerte die Böden, alles wand sich durch die vielfachen Hindernisse. Frau Amersin mit einem bunten Kopftuche um das fromme, müde Kindergesicht rief hier einen Befehl, dort gab sie eine Auskunft, suchte nach einem verlorenen Hammer und einer geflüchteten Schraube, steckte einen Gegenstand zu sich, um einen anderen rettungslos zu verlegen, dann war einem Boten etwas auszurichten, einem Handwerker eine Rechnung zu bezahlen, wenn man nur immer das nötige Kleingeld bei der Hand gehabt hätte, wo lag denn die Geldbörse? Wenn nur nicht jemand darüber gekommen war und längst alles gestohlen hatte, dazwischen mußte sie sich über die Wiege beugen, damit die kleine Emilie nicht so fürchterlich schrie. Es fehlte dem Engelchen nämlich gar nichts, es wollte nur, daß sich die Mutter um es bekümmerte, Franz hatte derweile an der „Madonna im Grünen“, dem schönen Stahlstich, der über Antoniens Bette hängen sollte, durch einen sicheren Wurf das Glas zertrümmert, so daß sie rasch seine Ohren zum Beuteln suchte, indessen er unter dem Tisch wegschlüpfen konnte, weil es draußen klingelte und Antonie öffnen mußte. Es war aber noch recht früh am Tage, die Älteste, Thea, sollte ihr Frühstück bekommen, denn sie mußte in die Schule geführt werden. Gott sei Dank, daß Antonie wenigstens dazu einen Menschen hatte, auf den sie sich verlassen konnte, den Adam Hirt. So sollte nun schon ihr Kind von dem kleinen Mann in die Schule geführt werden, wie sie selbst vor so vielen Jahren! Ob Andreas überhaupt seinen Kaffee und seine Semmel bekommen hatte, er saß jedenfalls schon längst im Geschäfte. Um den Mann konnte sie sich leider heute gar nicht kümmern. Ach, wenn sie es mit der Ordnung nur nicht gar so schwer gehabt hätte! Dieser Fluch des Vollkommenheitswahnes, unter dem sie litt! Weil alles immer bis ins letzte tadellos sein sollte, mußte sie überhaupt alles in seine Urbestandteile auflösen, ehe sie es wieder neu gereinigt und verbessert zusammenstellte, um wieder und wieder schmerzlich zu erkennen, wie viel dann erst an der Vollkommenheit fehlte. War aber alles so recht von Grund aus zerworfen und zerwühlt, so tat ihr dieser Jammer von Unordnung so weh und machte sie so herzensmüde, daß

sie sich am liebsten selbst wie einen verdorbenen Gegenstand hingeworfen und zu heulen begonnen hätte, bis jemand gekommen wäre, sie aufzuheben, zu trösten und ihr zu helfen. Sonst heiter und ohne viel Fragen nach dem Versagten, auch ohne besonderen Wunsch, mit dem täglichen Genügen einverstanden, war sie in solchen Stunden tief unglücklich und in das eigene Wesen ganz verloren, wie in einen Abgrund voll Flicksachen, Möbelbestandteilen, Geschirr, Hausgerät, unbestellten Aufträgen, verwirrten Rechnungen und sonstigen bürgerlichen Höllenjammers. Da stand diese kleine Thea, schulfertig, aber nicht gewaschen und unfrisiert, aß einen Apfel und wischte sich zuweilen unbefangen die Hände an dem neuen blauen Matrosenkleid ab, das sie zu Ehren der Schule bekommen hatte. Und kochen mußte Antonie heute auch noch, Gott weiß, woher sie Fleisch und Knochen und Gemüse und Mehl und Gewürz und Zwiebel dazu nehmen würde, vom Geschirr ganz abgesehen, das überhaupt noch gar nicht ausgepackt war. „Thea, wirst du dich waschen und kämmen, du großes Ding, und daß du den Apfel wegwirfst! Schämst du dich gar nicht? Du weißt, der Vater will nicht, daß ihr zwischen den Mahlzeiten und gar in aller Frühe Obst esset. Den Apfel hast du gewiß beim Adam ausgebettelt. Sieh den abscheulichen Fleck auf deinem schönen Kleide. Wenn du so unachtsam bist, mußt du das Kleid immer mit diesem Fleck tragen, so lange bis nichts mehr davon übrig ist, als dieser Fleck."
„Macht nichts, Mama."
Emilie schrie, draußen ging die Glocke, die Geldbörse war noch immer nicht gefunden, Adam Hirt kam endlich und lachte schon an der Türe, wie lange hatte es hier im Hause keine so vergnügte Kinder- und Hausfrauenunordnung gegeben.
„Ich hole die kleine Thea. Wir gehen miteinander in die Schule."
Thea schüttelte verzweifelt den Kopf. Sie wollte nicht mit dem da gehen, sie wollte überhaupt nicht gehen. Es gefiel ihr in der Unordnung, wie die Vögel am liebsten und lautesten zu zwitschern anfangen, wenn die Menschen recht durcheinander schreien.
Antonie redete ihr gut zu und streichelte Adam Hirt, damit Thea zu ihm Zutrauen fasse, Adam Hirt grinste sein frömmstes Grinsen, versprach Thea einen neuen Apfel und Frau Antonie nahm ihrer Ältesten tausend feierliche erzwungene, darum ungültige Gegenversprechungen ab, sich wohl zu verhalten, auf-

merksam zu sein, sich noch vorher zu waschen und das Kleid rein zu bürsten, in der Schule nichts anzustellen und nachher auf der Gasse mit Herrn Adam wieder nach Hause zu gehen, der bestimmt auf sie warten würde. Endlich war Thea mit Adams Hilfe so weit und machte sich mit ihrem buckligen Hüter auf den ersten Schulweg.

Indessen kamen die Schwestern Charlotte und Agnes in ihren schönen Kleidern und blickten auf dieses Bild der Zerstörung. Daß sie nicht mithalfen, hatte seinen Grund in der peinlich genauen Abgrenzung der Pflichten, die im Erathschen Hause von je üblich war. Auch mit freiwilliger Hilfe zögerte man, weil sie als Eingriff in Recht und Pflicht des Nächsten hätte aufgefaßt werden können, wie man denn überaus empfindlich und beinahe diplomatisch miteinander umging. War Hilfe ernstlich not, so leistete man sie wie ein wahres Opfer aus dem gleichen Pflichtgefühl und Rechtsgedanken, nicht aus dem vollen unüberlegten Herzen. Antonie lachte denn, als die beiden schönen Damen erschienen und die Unordnung fachlich besahen, und sie waren alle drei eine kurze Weile wieder übermütig wie in früherer Zeit, bis Antonie sich auf das ungekochte Mittagessen, das unauffindbare Geldbörschen und alle die unausgepackten Gegenstände besann. Wie schön wäre es, wenn sie jetzt, genau so wie Thea und wie sie selbst als Kind, inmitten der Unordnung ein Buch vornehmen, in einer Ecke sich niederlassen könnte und an das Elend nicht mehr denken müßte. Sie seufzte lachend, Agnes und Charlotte lachten seufzend, so ging es im Ehestande.

Inzwischen spazierte Thea an Adam Hirts Hand zur Schule. Man brauchte nur den Scharen kleiner Leute zu folgen, die aus allen Nebengassen durch die Schottenfeldgasse strömten. Knaben für sich, Mädchen beisammen, nach Jahrgängen getrennt, wie die Menschen immer gleich zu gleich streben und die fremde nächste Klasse mit Apfelresten bewerfen oder mit Steinen oder mit stummer Verachtung, je nachdem.

Was es da alles zu sehen gab! Welche Zopfbänder und Lineale und Frühstückskörbe und welche neuen Gesichter! Und so viele Menschen, wie in Lichtenau das ganze Jahr nicht. Wenn der dumme alte Adam sie nur nicht immer so fest an der Hand gehalten hätte. Sie hätte gleich zu den kleinen Mädchen laufen mögen. Da waren sie schon vor der Schule. Sie hörte gar nicht mehr

auf Adam Hirts Ermahnungen, daß sie ihn nach dem Schlußläuten hier an dieser Stelle pünktlich erwarten müsse, ja, sie war so geschickt und hurtig, daß sie zwar den versprochenen Apfel nahm, aber ausbeugend davongeschlüpft und dem schuldigen Kuß entgangen, stolz, als wäre sie ganz ohne Begleitung gekommen, durchs Schultor wanderte.

Sonst ging der Tag an Thea ohne tieferen Eindruck vorüber, denn die Menschen, die Knaben, die Mädchen und die vielen Straßen der Stadt waren ihr wichtiger, als das einfache weiße Zimmer mit den rasch überblickten Bänken, Schultafeln, Landkarten, Gasarmen, dem alten Lehrer und der Ast-Nest-Fibel.

Das eine wußte sie, nach Hause würde sie allein gehen und auf Adam Hirt nicht warten. Alle Kinder gingen allein, es wäre eine Schande, sich wieder von dem alten Adam führen zu lassen, bucklig war er auch noch.

Da stand er schon unten und schaute. Der mochte lange schauen. Sie wußte es mit gewiegter Schlauheit anzustellen, daß sie zuerst im Hausflur wartete, dann neben und hinter einer Erwachsenen hinausschlich, bis sie um die Ecke gekommen war, ohne daß Adam sie bemerkt hatte. Der passte vielmehr geduldig, sah nach ihr aus, ging endlich besorgt ins Schulhaus und suchte sie im Klassenzimmer, fragte den Schuldiener, etliche Lehrkräfte und erfuhr bloß, die Kleine müsse schon weggegangen sein. Adam Hirt ward an seinen alten Augen irr, er mußte sie übersehen haben, das kleine Teufelsmädel, vielleicht war sie den bekannten Weg allein zurückgegangen. So ging auch er den bekannten Weg allein zurück. Aber keine Thea war zu Hause. Frau Amersin stand auf der Leiter und stäubte gerade die Rosette an der Zimmerdecke ab, als Adam Hirt den Kopf hereinsteckte, um die verlorengegangene Thea zu suchen. Man wollte Boten aussenden. Adam Hirt würde sie natürlich suchen, aber vielleicht konnte man noch auf anderen Wegen andere Leute ausschicken. Vielleicht sollte sie selbst? Nun, Tante Charlotte erklärte sich ebenfalls bereit, zu suchen. Stiehlt man in Wien nicht kleine Kinder aus besseren Häusern, um sie zum Betteln zu verwenden? Und wenn sie sich verirrt hatte oder überfahren wurde? Ach, hätte die Suppe draußen nicht zum Überlaufen gekocht! Das Geschirr war noch immer nicht ausgepackt — hätte die kleine Emilie nicht wieder geschrien, weil Franz ihr den Ballen ins Gesicht geworfen hatte —, wäre das

Mittagessen nicht schon so dringend gewesen und die fremden Arbeiter in der Wohnung bei lauter offenen Schränken, Antonie hätte sich der Angst überlassen und wäre gewiß davongelaufen, die kleine Thea zu suchen. Aber so glich eine Besorgnis die andere aus, wog ein Ungemach das andre auf und hielt dieses hausfraulich mütterliche Schwebedasein im Gleichgewichte, so daß Antonie mit gedämpftem Jammer gefaßt das Unvermeidliche abwartete und mit einer leisen aber untrüglichen Gewißheit, es würde sich alles schon wieder in Wohlgefallen auflösen.
Indessen hatte Thea einen Kameraden entdeckt und rasch Bekanntschaft geschlossen. Er war so fein zerlumpt und so erfreulich schmutzig, barfuß und mutig. Wie er in alle Lachen und Pfützen stieg, daß das Wasser ihr, die neben ihm ging, bis ans Gesicht spritzte, wars nicht großartig? Nun begann es auch noch zu regnen und troff nur so vom Himmel. Aus den Dachrinnen flossen ganze Bäche. Da spürte sie, daß sie eigentlich Durst hatte und teilte es ihm mit. Nichts einfacher als das. Hätte man nur immer so viel zu essen, wie zu trinken! Er legte sich unter eine Dachtraufe und ließ sich das Wasser in den Mund laufen. So mußte mans in der Welt machen. Sie tat es ihm gleich nach. Das schmeckte gut. Leider war sie nun bis auf die Haut naß und fror. Auch kannte sie sich in der Gegend nicht mehr aus. Alle Gassen sahen einander gleich, aber waren andere, als heute früh. Wo war sie hingeraten? Wenn nur der alte ekelhafte Adam Hirt dagewesen wäre! Sie begann leise ans Weinen zu denken. Der Bub aber zeigte keine besondere Teilnahme weiter. Vielmehr besah er sie mit Geringschätzung und fragte bloß, was sie denn in der Hand trüge. Ach, das war ein Futterkorb mit einer schön hergerichteten Schinkensemmel, die sie in der Zehnuhrpause hätte essen sollen. Da sie keinen Hunger gehabt hatte, trug sie das Frühstück jetzt noch mit. „Gib her,“ sagte er, und sie ließ es sich ohne Widerrede nehmen. Er biß sogleich hinein und rannte davon. Mit seiner Teilnahme für sie war es aus. Sie stand auf der Gasse und überlegte, ob sie ihm weiter nachlaufen sollte, war er doch der einzige Mensch, an den sie sich im Augenblicke halten konnte. Eigentlich wäre sie jetzt auch hungrig gewesen. Wenigstens glaubte sie es, da sie das Futterkörbchen leer in der Hand hielt. Da kam aber richtig der ekelhafte Adam Hirt mit vielen Bücklingen und zusammengeschlagenen Händen und

Gelächter und bekümmerten Augen, packte sie, wie sie war, und trug sie als ein Bündel zu Hause. Sie war nämlich gar nicht so weit von der Schule weg, wie es ihr und allen vorkam, und länger als eine Stunde war sie auch nicht auf Abenteuer fort gewesen, aber gerade lang genug, um große Angst zu haben und hervorzurufen und so der Mutter eine jener vielen Wunden beizubringen, von denen ein mütterliches Herz tagtäglich verletzt wird, um desto stärkeren und liebevolleren Widerstand zu leisten gegen neue Wunden. Antonie lachte bei all ihrem Verdruß über das erste Abenteuer der kleinen Thea, und daß es sich mit einem männlichen Verführer zugetragen hatte, gab ihr und den Schwestern einen heiteren Unterhaltungsstoff inmitten der Plage und Unordnung.

Da erschien aber auch noch die Schwester Elisabeth, um Antonie und die Ihrigen in der Heimat zu begrüßen, mit ihren beiden Kindern, die gerade je um ein Jahr jünger waren, als Thea und Franz. Elisabeth war zum Spazierengehen angezogen, in einem dunkelblauen Tuchkleide, einen Sammethut auf dem schönen blonden Haupte. Das Haar quoll an den Schläfen in vollen Wellen unter dem Hut hervor und glänzte zart. Die schlanke Gestalt war stolz und ebenmäßig, als hätte sie gleich in eine Königinnenkarosse steigen sollen. So neigte sie auch hier grüßend den kühl lächelnden Kopf und war ein wenig verwirrt, als Antonie sie sah und ihr, über Eimer und Möbelstücke, Besen und Pakete stolpernd, lachend und weinend, staubig und nachlässig angetan, um den Hals fiel.

Bei dieser Begegnung standen Elisabeths Kinder ratlos neben der schönen Mutter, ebenso großartig wie diese, aber nur wegen der guten anerzogenen Haltung und ihrer gehorsamen Gemütsbeschaffenheit so vornehm anzusehen, nicht etwa weil an ihre Kleidung mehr aufgewendet worden wäre, als für solche kleine Leute passend erschien. Die fünfjährige Corona — ein Ebenbildchen Elisabeths — hatte offenes blondes Haar, das ihr in einem hellen, ährengelben Strome bis zu den Füßen floß, auf schlanken Beinen, in silbergrauen Strümpfen und mit grauen Leinenschuhen stand sie lichtgekleidet da und musterte mit kühlem, sanftem Blick die ganze unordentliche Welt hier.

An der anderen Seite der Frau Elisabeth hielt sich der vierjährige Albrecht an ihren Rock und sah mit ruhigen beobachtenden braunen Augen um sich.

Elisabeth hing lange am Halse der Schwester und, erst noch kühl und gefaßt, wie sie es von jeher gewohnt war, wurde sie unter der Umarmung der älteren, weicheren, zärtlicheren Antonie gleichsam beseelt und erwärmt, es stieg ihr ein heißer Blutstrom von Zugehörigkeit und schwesterlichem Gefühl in die Wangen und trieb ihr Tränen in die Augen. Am Halse der Schwester weinend, hatte sie keinen Halt mehr, sondern ward ganz erschüttert, daß sie schluchzte und bebte, bis sich ihr unvermuteter und unvorhergesehener Kummer den beiden Kleinen an ihrer Seite mitteilte, wie zwei Ästen vom Stamme her, so daß gleich die schlanke Corona leise zu weinen und Albrecht seinen jüngeren vier Jahren gemäß, zu heulen begann, Grund genug, daß Thea, die ohnehin schon ein schweres Erlebnis hinter sich und die mütterliche Ermahnung noch in allen Gliedern hatte, einstimmte, Franz nicht zurückblieb und die jüngste Emilie in der Wiege auch ihrerseits Grund genug fand, am lautesten einzugreifen.
Dieses vielstimmige Familienweinen mitten unter dem Lärm, Geschiebe und Getue der Arbeiter und vor den beiden ledigen Schwestern, die mitleidig, aber doch sozusagen unbeteiligt dastanden, brachte die beiden Frauen, die damit begonnen hatten, auch wieder zum Aufhören.
Antonie war die erste, die sich faßte, ihre Haube zurechtschob, mit dem Ärmel über das nasse Gesicht wischte und zu lächeln anfing, so daß über die runden Kinderwangen und in den blanken braunen Augen ein heiteres Wetter leise zu erglänzen begann noch unter dem raschen Abziehen des Kummers, wie ein Sonnenregen. Da lächelte auch Elisabeth wieder, aber um eins mühseliger und strenger. Antonie ließ Elisabeth los, beugte sich zu den verschüchterten Geschwisterkindern, begrüßte die beiden und hieß sie ihre Namen sagen und was sie sonst etwa noch zu reden wüßten. Dann zog sie Thea herbei und den entsetzlich schmutzigen Franz, verglich die Ungebärdigkeit und Ungepflegtheit der ihrigen mit der sauberen Haltung und Bravheit Coronas und Albrechts. Die Kinder sollten sich nun anfreunden. Franz versuchte mit Albrecht in ein Handgemenge zu kommen, was ihm beinahe gelungen wäre, wenn der besonnene fremde Kleine sich nicht zuguterletzt entschlossen an Elisabeths Rock gehalten hätte. Thea stand neben Corona und betrachtete die fürstliche kleine Cousine aus einem unwillkürlichen Achtungsabstande mit Blicken voll Bewunderung wie ein höhe-

res Wesen, weil sie selbst nicht so aussehen und sein konnte! Die Großen aber redeten zueinander und mit den Kindern, über sich selbst und über die Kinder, über alle die verflossene und gegenwärtige Zeit und maßen einander mit ähnlichen Blicken, mit Wünschen und Kummer und mit unausgesprochenen Ahnungen und Gedanken.
Obgleich Charlotte nichts sagte und — beiden Schwestern freundlich gesinnt — auch in ihrer Miene keine Anspielung zeigte, glaubte Agnes doch, einen gewissen Triumph ihrer Freiheit zu spüren.
Antonie wandte sich nach den beiden Ledigen: „Wartet nur. Euch wird es auch nicht anders gehen!"

5.

Langsam hatte die Familie Amersin sich in der Stadt eingerichtet und den vordem auf die weite Landschaft eingestellten Blick auf die enge Nähe beschränkt. Herrn Amersins kerngesunde bäuerliche Lebenssicherheit machte ihn besorgt um die städtische Zartheit der Seinigen, namentlich Antoniens, die im Winter ein viertes Kind geboren hatte, das blutlos, blaß und leicht wie eine Feder zum Wegblasen in der Wiege lag.
Den ganzen Tag lang gab es für Antonie keinen ruhigen Augenblick. Das Haus war in Ordnung zu halten, die offenen kleinen Mäuler zu füttern und zu beschwichtigen, die Wäsche zu flicken, die Möbel instand zu halten, zu waschen gab es und zu nähen, zu pflegen und zu betreuen, zu wiegen und zu lenken, in Schlaf zu singen und zu ermahnen, zu kochen und zu denken. Antonie hätte sich manchmal am Tage gern hingelegt und von nichts gewußt, als von ein bißchen Schlaf und Ruhe, aber dazu fand sich keine Zeit, so oft Amersin sie auch darum bat, sich zu schonen. Sie dankte ihm lächelnd, er meinte es freilich gut, aber er hatte leicht reden, wenn nun soviel Arbeit für sie da war, die getan werden mußte.
Herr Amersin hatte wahrlich als Junge gegessen, was eßbar war und war froh gewesen, wenn es was zwischen die Zähne gab. Eben darum sollten die Kinder dieser zarten Mutter besonders sorgfältig aufgefüttert werden. Herr Amersin hatte seine eigenen Begriffe von Nahrhaftigkeit und Zuträglichkeit. Butterbrot, das alle Kinder zu jeder Zeit am liebsten verlangen, durften sie nicht bekommen, das war zu „schwer", wie er sagte,

Obst, die verheißungsvollen Äpfel und Birnen und die anderen Früchte des Kinderparadieses durften sie nur nach Tisch und knapp zugemessen bekommen, ein Glas Rotwein aber mußten sie täglich als Arznei trinken, wegen des Eisengehalts und der angeblich blutbildenden Kraft. Bei dieser sorgfältig törichten Auswahl gediehen die Kinder nicht gut, sahen blaß aus und waren oft krank. Dann rief man den Hausarzt, den Doktor Urfeldt, einen alten Herrn, der schon die Erathschen Kinder behandelt hatte und darum als medizinisches Erbstück galt, wenn man gleich von seiner besonderen Wissenschaft wenig hielt. Der weißlockige Doktor besah sich die Kleinen, befühlte ihre mageren, knochigen Körper, schüttelte den Kopf und sagte: „schlecht genährt", riet allerhand derbe Kost und verschrieb keine Arznei, sondern natürlichen Appetit und Essen und Trinken nach Lust und Verlangen und ohne ängstliche Auswahl. War er weggegangen, so zuckte Amersin die Achseln: seine Kinder schlecht genährt, bei seiner Vorsicht! Der Doktor war ein Esel!

Aber diese ängstlich behüteten Zimmerpflanzen hatten gleichwohl eine Teufelswildheit und Bauerngrobschlächtigkeit in sich, die innere Kräfte anzeigte und austoben ließ, von denen das Äußere gar nichts verriet. Der älteste Bube Franz, Amersins Stolz und Liebling, war ein Ausbund von blindem Kindereifer, Herr Amersin mußte eines hartnäckigen Katarrhs halber inhalieren, das Dienstmädchen stellte einen Topf mit siedendem Wasser hin. Franz, der eben auf dem Tische rutschte, schlug mit tausend Freuden auf den Topf, daß das Wasser in einer Säule herausstieg und ihm die Brust versengte, so daß er die Wunden sein Leben lang am Leibe behielt.

Ein andermal saßen Thea, Franz und die kleine Emilie abends in der Dämmerung auf dem Sofa im Speisezimmer und berieten, wie sie der Mutter, die gerade in der Küche Wäsche bügelte, eine Freude machen könnten. Da stieg Franz auf das Sofa, sprang durch die Glastüre, die zur Küche führte, und zerschnitt sich das Ohr. Der Doktor mußte es ihm noch am Abend vernähen. Es gab keinen Tag ohne solche kleine Leiden, große Schmerzen, Ängste und Verdrüsse. Franz war wirklich nicht zu ertragen. Wußte Antonie gar nicht mehr, wie sie ihn zügeln sollte, dann schrieb sie einen Zettel an ihren Mann, redete dem Knaben freundlich zu, er solle dem Vater diesen Brief bringen

und ihn schön von der Mutter grüßen. Franz nahm täglich befriedigt diesen Uriasbrief entgegen und freute sich gleichwohl, zum Vater zu kommen, trotzdem er eigentlich schon hätte wissen sollen, was diese Sendung bedeutete.

Auf dem Zettel stand: „Lieber Andreas. Ich halte es mit dem Buben nicht mehr aus. Bitte nimm ihn zu dir. Antonie“ oder so ähnlich.

Damit stieg Franz ins Magazin hinab, wo Herr Amersin vor seinen großen Geschäftsbüchern saß und den Sohn nicht allzu überrascht empfing. Das Stehpult mit seinen mächtigen Folianten war an einer Seitenwand so aufgestellt, daß Herr Amersin, wenn er davor trat, oder sich auf den drehbaren Hocker davor niederließ, mit dem Blicke den Hof und Garten und seine dort spielenden Kinder überblicken konnte. So war dieses helle Magazin mit dem gehobelten Bretterboden und dem Fenster auf das Grün und die Bäume, sowie auf das Leben draußen, auf Kinder und Spatzen und Amseln gewissermaßen gesellig gelegen und teilnehmend, im Gegensatze zum abgeschlossenen kirchholzenen Arbeitsallerheiligsten Herrn Eraths, dessen Gassenfenster dicht und weiß verhängt war. Es gab einen Stiegensessel mit einem Geländer im Magazin, über dessen oberster Treppe Franz die fällige Strafe bekam, um sich dann auf die unterste niederzulassen und seine Schularbeiten hier in Gegenwart und unter Aufsicht des Vaters zu beendigen. Da Herr Erath Schlag drei Uhr mit Lodenhütel und Haselstock aufbrach, hatte Amersin bis spät am Abend im Geschäfte zu arbeiten und alles auszuführen, was leicht anzuordnen und zu befehlen, aber umständlich ins Werk zu setzen war.

Kam er dann endlich zwischen acht und neun in seine Wohnung zum Nachtmahl, selbst müde und bekümmert, so war Antonie von der überstandenen Mühe des Tages vollends überwältigt und konnte nur noch alle ihre Sorgen vorseufzen und die Missetaten der Kinder anklagen, die freilich längst beschwichtigt und arglos in ihren weißen Bettchen lagen und ruhig den kummerlosen Schlaf ihrer gerechten Zeit schliefen, indes Vater und Mutter sich um jedes von ihnen wachend weitersorgten.

Am Sonntag wurden die drei älteren, die schon gehen und sprechen konnten, gewaschen und gestriegelt, der Bub in einen grünen Sammetanzug, die Mädchen in weiße, schön gefältelte Kleidchen gesteckt. Die Schuhe waren von Adam Hirt beson-

ders glanzvoll gewichst. Die kleinen Frauenzimmer bekamen weiße Filzhütchen mit weißen Seidenbändern. So sollten sie unter Führung des Vaters in die Kirche gehen. Antonie blieb zu Hause, da sie zu kochen hatte.

Bevor man aber aufbrach, mußten die Kinder noch zum Großvater, sich anmelden und guten Morgen wünschen, denn der empfing ihren förmlichen Besuch nur Sonntags in der Frühe, wie er sich denn, je mehr die Familie anwuchs, unwillkürlich mehr noch zurückzog und unnahbarer verhielt. Wie eine Majestät vernahm er von allen Neuerungen nur den letzten gedämpften Nachklang in seinem kirschholzenen Audienzzimmer und was man ihm etwa sorgfältig abgemessen in vorsichtiger Auswahl vorlegte, wobei Charlotte als bevollmächtigter Minister Bericht erstattete. Mit ihr wurden immer auch die Verhandlungen geführt, was man dem Vater sagen müßte und wie sie es vorbringen sollte. Nur selten erwartete oder verlangte man von ihm einen unmittelbaren Bescheid, denn unter dem Vorwande, ihn mit unangenehmen Angelegenheiten zu verschonen, wollte man auch sich selbst Auseinandersetzungen mit dem alten Herrn ersparen, die man fürchtete, weil irgend ein Machtspruch am Ende doch etwas Unerwünschtes ohne Ausweg vorgeschrieben hätte. So bekam er denn auch die Enkelkinder nur am Sonntag in feierlicher, schönster Zurüstung zu sehen, als sei die Welt immer so wohlanständig und sorgfältig zur Freude des größeren, mächtigeren und leider noch zurückgezogeneren Großvaters, des lieben Herrgotts zugerichtet, damit er, der ihre stürmischen Wochentage verhängt, sich nun bloß zu schmeicheln brauche, es sei alles gut.

Herr Erath saß aufrecht in seinem Rohrstuhle am Schreibtisch und empfing den Besuch seiner Enkel, die von Amersin nur bis zur Türe geführt, nun bescheiden pochten und auf des Großvaters „herein“ paarweise vor ihn traten.

Er sah jedem freundlich und doch weit wie aus den Wolken des Greisenalters ins Gesicht und fragte: „Warst du auch immer brav, hast du ordentlich gelernt und deinen Eltern Freude gemacht?“

Darauf antworteten alle immer „Ja“, denn ein „Nein“ oder eine unsichere Auskunft lag nicht im Plane dieser Vorstellung. Dann nickte der Großvater befriedigt, „sah, daß es gut war“, öffnete die Schublade zur Rechten, wo er in einer großen Schach-

tel süßes Weingebäck aufbewahrt hielt, das er selbst zu seinem Abendtrunk zu genießen pflegte, sogenannte „Korsikaner", dünne, braune, knusperige dreieckige Täfelchen eines Mandelgebäcks. Davon reichte er jedem Kinde drei Stück.
Aus der Schreibtischlade zur Linken aber bot er jedem je ein kupfernes Vierkreuzerstück, damit sich jedes etwas kaufen möge, was sonst zu begehren übrig stünde.
Mit dieser Wegzehrung für diesen Tag und für eine ganze Woche waren sie entlassen, bekamen einen Kuß auf die Stirne, der Großvater winkte ihnen mit der Hand freundlich zu, sie gingen. Amersin führte sie vor die Kirche, schärfte ihnen noch Wohlverhalten ein und sie mußten das Hochamt hören, indes der Vater einen Spaziergang unternahm, bis er sie wieder abholen kam.
Warum er nicht mitging und selbst an dem Gottesdienste teilnahm, wußten die Kinder nicht, wenn eines gelegentlich fragte, bekam es keine genaue Antwort und sie beschieden sich bald mit der Tatsache und Einrichtung, daß der Vater ihren Sonntagsmorgen so für nötig und in der Ordnung hielt und seine Begleitung nur bis zum Eingange.
Darin war wiederum Amersin seinerseits einem Herrscher gleich, der für das „Volk" gewisse Einrichtungen für notwendig hält, deren er für seine eigene Person entraten zu können glaubt.
Die kleine Frantzlsche Familie stand im Hause Erath und Amersin in besonderem Ansehen, als bedeute sie etwas Auserwähltes Höheres. Trug schon der Name der angesehenen Frantzlschen Firma und ihr bekannter Reichtum, ihre allgemeine Geltung im Bezirke dazu bei, die Familie des ältesten Sohnes auszuzeichnen, so tat Elisabeths Sinn und Haltung das übrige. Ihre beiden Kinder hatten eine natürliche Besonnenheit und Sicherheit des Auftretens, die von Antonie Amersin bewundert und von ihren unruhigen, lebhaften, streitenden und lärmenden Kindern verdrießlich beneidet wurden.
Corona stand und ging zierlich wie eine kleine Königin, Albrecht ernst und feierlich wie ein wehmütiger Edeljunker. Ihre Kleider waren sorgfältig angemessen und aus feinem Stoff, aber auch geschont und ohne Flecken, denn die Kinder verdarben nichts und wenn sie ihre schönen Spielsachen zeigten, waren es lauter wertvolle, teure Dinge, sorgfältig gehalten, immer in gutem Gange, so daß Thea und Franz nachher Antonie mit allerlei

Wünschen und Hinweisen im Ohre lagen, das und dies möchten sie doch auch haben, wie Corona und Albrecht, und warum bekäme Thea kein schottisches Kleid wie Corona, oder Franz keine Eisenbahn wie Albrecht.

Dann redete Antonie ihnen gütig zu: „Das kommt, weil ihr vier seid, Corona und Albrecht aber nur zwei. So verteilt sich alles Geld, das Tante Elisabeth für ihre Wirtschaft braucht, auf zwei Kinder, meines aber muß für euch vier reichen und ich habe Sorge genug, wie ich euch ordentlich halte und kleide, da reicht es dann zu überflüssigen Dingen freilich nicht und ihr dürft euch derlei auch nicht wünschen, denn alles, was ihr braucht, habt und bekommt ihr."

„Aber ich möchte so gern", drängte Thea schmeichelnd.

„Oh! Ich möchte auch manches, mein Kind," seufzte Antonie, wie zu einer erwachsenen Herzensfreundin: „vieles möchte ich und kann es nicht haben, zum Beispiel möchte ich, daß du dein Kleid so rein hieltest, daß es den ganzen Tag sauber bleibt und nicht schon um zehn Uhr gewechselt werden muß. Dann möchte ich weniger waschen und flicken müssen und du könntest es gut so einrichten, daß mir der Wunsch erfüllt würde, brauchtest dich nur weniger schmutzig zu machen und weniger zu zerreißen. Und vieles andere möcht' ich. Da es aber nicht sein kann, muß ich mich bescheiden, und das ist ganz recht, denn jeder Mensch muß sich bescheiden, keiner hat alles was er will."

6.

Frau Elisabeth Frantzl ging unruhig in ihrem Schlafzimmer umher und blickte zuweilen ärgerlich durch die offene Tür auf das helle Speisezimmer, wo sie den Tisch hatte decken und einen sorgfältig zugerichteten kalten Imbiß auftragen lassen, denn sie wollte heute — es war um die Novembermitte — eine Abendunterhaltung besuchen und wartete bloß, daß ihr Mann sie abzuholen kam. Sie hatte immer Angst, wenn es eine solche Abredung gab, denn ihr Mann war nicht der Mann, sich darum zu kümmern. Nie konnte sie, die von ihres Vaters Hause her gewöhnt war, alles auf die Minute genau einzurichten und bereit zu finden, in ihrer eigenen Wirtschaft auf irgend etwas Sicheres rechnen. Zu Mittag brannten ihr die Speisen an, wenn sie auf Heinrich wartete, oder sie mußte die Mahlzeit auftragen lassen und allein mit den Kindern essen, denn statt um zwölf

erschien er um drei. Hatte sie eine Besorgung oder einen Abendweg vor, so konnte sie von Heinrich nie die Angabe einer Stunde erreichen, an die sie sich hätte halten können. Schon die Forderung, daß er sich so binden sollte, erregte seinen Unwillen und führte zu Auseinandersetzungen, die er mit Vorliebe und Behagen ausbreitete, während sie am liebsten in Weinen ausgebrochen und davongelaufen wäre. Ihr war dann immer, als liefen ihr Mücken summend und zehrend durch den Kopf und über die Haut, indes sie Heinrichs zerdehnte Rede hören mußte, die immer von neuem einsetzte, immer neue Gründe herbeibrachte und doch nur Willkür und Übel vermehrte, wenn es überhaupt noch Recht und Unrecht gab, wo so grundverschiedene Menschen aneinandergerieten, die nach entgegengesetzten Seiten zogen und doch zusammengespannt waren. Dabei glaubte sie immer, sie müsse es als Pflicht ertragen, aber zugleich doch eine Änderung erwirken, denn es sei ja nicht möglich, daß ein Leben und Ehestand wegen solcher jämmerlichen Einzelheiten verwirrt werde. Weil sie aber nicht nachließ, zu fordern, was er nicht leisten konnte, und er nicht nachließ, als das gute Recht seiner Freiheit zu tun, woran sie sich nicht gewöhnen mochte, gab jeder neue Tag ein neues Beispiel der Unmöglichkeit eines ruhigen Ausgleiches.

So wartete sie jetzt auf ihn, denn sie wollte auf den Ball fahren. Schon war ihr Anzug vollendet, sie hatte vor dem Spiegel gefunden, daß sie ganz gut aussah. Das Kleid, zwar bescheiden und zu Hause gearbeitet, denn sie erlaubte sich keinen übermäßigen Aufwand, ein silbergraues, eng angeschlossenes, nur am Halse in einem schmalen spitzenbesetzten Ausschnitte leise geöffnetes Seidenkleid mit einem engen Falbelrocke, aus dessen gefältelten Streifen gelbliche Spitzen hervorsahen, stand vornehm zu ihrer strengen Haltung, die alles kostbar und großartig machte, was sie trug. Sieben Schnüre Perlen lagen um ihren Hals, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte — achtundzwanzig waren auf die vier Töchter verteilt worden, so daß jede sieben Schnüre Perlen wie eine glänzende Wochenreihe bekam, — das Haar hatte sie selbst geflochten und zu einer Krone um den Kopf gelegt. Die Ärmel des Kleides reichten bis zu den Ellbogen und ließen ihre Unterarme frei. Sie wartete noch, die schwedischen Handschuhe hinaufzuziehen, und ging auf und ab und zürnte und sammelte allen Groll in der Stille ihres Wartens

und Alleinseins. Die Kinder hatte sie zu Bett gebracht, Corona und Albrecht hatten noch viel gefragt, ihr Abendkleid angestaunt und gebeten, warten zu dürfen, bis sie fertig war. So hatten sie sie noch bewundert, wie sie schlank und hell, schimmernd wie eine Stahlklinge dastand, streng und freundlich blickend, Rosen auf den schmalen Wangen, denn noch lief ihr ein frohes Feuer durch die Glieder, wenn sie an einen Abend mit Tanz und Musik und vielen Leuten dachte, war sie doch noch jung genug und wußte sich schön. Wie würde dieser unverschämte Florian sie anstaunen. Sie errötete bei dem Gedanken bis tief in den Nacken unter der Seide und unter den kühlen Perlen und freute sich dennoch leise, daß man sie so anschauen mußte, denn es war ihr gutes Recht, solche Blicke zu bekommen, wenn sie auch tun wollte, als bemerke sie sie nicht, und wenn sie auch die Menschen selbst verwarf, die so schauten. Nicht auf die Männer kam es an, die einen so anstarrten, sondern auf die Blicke selbst, die von überallher drangen und die einzige Schönheit fanden und dadurch erst zu Werte brachten.

Doch Heinrich kam nicht. Sie ging auf und ab und hörte die Viertelstunden draußen von der Kirche her durch das Schneewetter läuten, das den Schall deutlicher trägt, sie sah im Speisezimmer nach und stellte den Teekessel zurecht, um wenigstens dann keinen Augenblick zu versäumen, wenn ihr Mann eintraf. Es hungerte sie, und gerne hätte sie von den kalten Speisen genommen, aber es schien ihr nicht gut, die Ordnung zu stören, ihr Mann sollte sehen, daß sie um seinetwillen gewartet hatte, daß er schuld daran war, wenn sie hier hungern mußte, dann zu spät auf die Unterhaltung kam und das Opfer seiner Laune würde. Aber er wollte sich gar nicht beeilen, das zu sehen. Es wurde neun Uhr und halb zehn, ohne daß er erschien.

Sie hätte sich gern niedergesetzt, aber sie wollte ihr Kleid nicht zerknittern. Sie überzeugte sich, daß die Kinder in ihrem Zimmer schliefen, sie sah jedes in seinem Bettchen liegen und ruhig atmen, mit holden Zügen, mit den geschlossenen Lidern, deren lange Wimpern leise bebten, mit den feuchten lose ruhenden Lippen, die noch ein wenig gespitzt waren, wie von der Zeit her, da sie von ihrer Brust getrunken hatten und gesättigt einzuschlummern pflegten. Das war nun schon ein paar Jahre her, aber auch jetzt sahen die beiden Geschwister noch so aus, als warteten sie, an ihrem Busen zu trinken, denn Kin-

der erscheinen viel jünger im Schlaf. Jetzt wußten sie schon leider zu viel von Recht und Unrecht und von der Uneinigkeit der Eltern. Schon pflegte Corona bittend vom Vater zur Mutter zu laufen und, Angst und Schmerz im Blick, zwischen ihnen beiden zu vermitteln, wie nur Kinder vermitteln können, die Boten des Friedens, die noch ohne Recht und Unrecht leben.

Es war zehn Uhr vorüber, als Heinrich, eine Melodie summend, arglos eintrat, noch im Werktagsgewand und eine Zigarette rauchend.

„Jetzt kommst du, nach zehn?"

„Ja freilich, warum denn nicht? Was gibt's denn?"

„Hast du vergessen, daß wir auf den Ball wollten?"

„Nun, nicht gerade vergessen, aber auch nicht immer daran gedacht. Ich habe so viel zu tun, darum habe ich nicht gerade immer an den Ball gedacht, das gebe ich zu."

„Aber ich habe hier auf dich gewartet, ich habe das Nachtmahl zugerichtet, die Kinder zu Bett gebracht, ich habe mich fertig angezogen und Stunden gewartet. Ich hatte doch geglaubt, du würdest das eine Mal zurecht kommen, wenn ich nach so langer Zeit einmal eine Unterhaltung besuchen will."

„Es tut mir leid, daß du gewartet hast, aber schließlich, ist's denn ein Unglück, wenn man einmal zu spät kommt oder gar nicht hingeht? Wir können ja ein andermal auf den Ball gehen, Bälle gibt's genug. Ich muß gestehen, ich habe eigentlich gar keine Lust."

„Und daß ich mich seit Monaten auf diesen Abend gefreut habe, gilt dir nichts, daß ich mich in gutem Glauben fertig gemacht habe und seit Stunden so auf dich warte, ist dir gleich. Es wäre doch so leicht gewesen, darauf zu achten! Nur ein bißchen Rücksicht!"

„Rücksicht! Rücksicht! Ich könnte ebensogut verlangen, daß du auf mich Rücksicht nähmest, ich habe mich den ganzen Tag im Geschäfte geplagt, ich bin müde von Schreiberei und Verdruß, wenn du unter Christian Frantzl dienen müßtest, hättest du auch nicht immer Lust, auf einen Ball zu gehen. Da hab' ich abends bei Hellmann einen kurzen Besuch gemacht, wir haben zusammen musiziert, so läßt sich freilich ein Ball vergessen."

„Vorher hättest du daran denken müssen."

„Vorher mußte ich erst an alles andere denken."

„Und was denkst du nun? Was soll ich jetzt tun?"
Heinrich sah sie erstaunt und gutmütig an, wobei er ihre feine Pracht und unwillige Schönheit nicht einmal zu bemerken schien.
„Nun, jetzt laß uns essen. Nachher zieh' ich mich in Gottesnamen an, und wir fahren hin."
„Dann wird es zwölf, bis wir in den Sophiensaal kommen, und der Ball ist aus."
„Der dauert doch noch lange genug."
„Es ist ja zu spät," ihre Stimme klang ganz trüb, denn sie hätte am liebsten weinen mögen, wenn sie sich nicht geschämt hätte, ihrem Mann zu zeigen, wie sehr sie verdrossen war.
„Weißt du was, Lisi? Fahr' doch allein hin."
„Ist das dein Ernst, daß eine verheiratete Frau allein, ohne ihren Mann auf einem Ball erscheinen soll, oder machst du dich über mich lustig?"
„Na, lustig gerade nicht, Gott bewahre, aber traurig möchte ich mich über dich auch nicht machen."
„Daß du mir mit deiner Fahrigkeit und Unverläßlichkeit jede Freude verdirbst, daß du mich traurig machst, gilt dir gleich. Du weißt es nicht einmal, du glaubst, ein solches Leben ist gar in der Ordnung."
„Ich meine, du solltest dich eben daran gewöhnen, wer sagt denn, daß ein Mensch durchaus wie eine Uhr leben muß."
„Ich kann nicht zuchtlos leben. Ich will meinen Kindern ein gutes Beispiel geben, sonst müßten sie einmal über ihre Eltern schlecht denken."
„Gut gegeben, du willst sagen, sie könnten sich über ihren Vater allerhand Unzuständiges denken? Wenn meine Kinder einmal eine Verspätung wichtiger nehmen, als ihre Achtung vor dem Vater, so ist mir an ihrer Wohlmeinung nicht viel gelegen. Überhaupt, einstweilen habe ich meine Sorgen mit ihnen, später mögen sie ihre Sorgen mit mir haben."
„Sie werden aber dann auch ihre Pflicht am Tage nicht genau nehmen."
„Oho! Bin ich bei Tage nicht in meinem Geschäft und plage ich mich nicht für euch alle, mehr als genug? Da sollte ich am Abend nicht frei sein dürfen, nach meinem Belieben?"
„Warum hast du denn geheiratet, wenn du keine Ordnung vertragen willst. Du siehst gar nicht, wie gering du mich und deine Kinder einschätzest, wenn du uns so behandelst."

„Gering einschätzen! Fällt mir nicht ein, im Gegenteil, du bist gewiß eine ausgezeichnete Dame, aus gutem Haus und hochschätzbar als Mutter und Gattin, aber das hat doch damit nichts zu tun, daß ich zu spät nach Hause komme."
„Laß das, Heinrich. Sprich nicht weiter. Ich vertrage das nicht länger."
„Das ist es ja, daß du einen Mann, der anders ist als du, nicht ertragen kannst. Darüber beklage ich mich ja, du schätzest mich gering, du zeigst mir das bei jeder Gelegenheit, und das müssen die Kinder sehen."
„Jetzt hast also du dich noch zu beklagen! Ich dachte, mir sei ein Unrecht geschehen."
„Was bedeutet diese Lappalie von Abendunterhaltung gegen alles andere sonst zwischen uns beiden."
„Du hast recht. Nichts ist von Bedeutung zwischen uns und alles. Ich weiß und sehe das längst. Wir taugen nicht zusammen. Ich will zu meinen Schwestern zurück. Noch heute."
„Statt auf den Ball zu den Schwestern? Bitte, warum sollst du dir nicht dieses Vergnügen machen? Die Kinder schlafen?"
„Längst schlafen sie. Also laß mich gehen."
„Bitte sehr, aber du wirst schon erlauben, daß ich dich begleite."
„Warum denn? Wenn ich allein auf den Ball gehen könnte nach deiner Meinung, warum nicht allein nach Haus?"
„Eine anständige Frau geht von ihrem Mann und ihren Kindern nicht mutterseelenallein bei Nacht weg!"
Elisabeth zuckte die Achseln und zog ihren Pelz über das silbergraue Seidenkleid, den ihr Heinrich ehrerbietig hielt, sie nahm ihren Spitzenumhang über das blonde Haar und ging in den Ballschuhen, wie sie war, während Heinrich rasch in seinen Mantel fuhr, seinen Hut auf den Strubelkopf drückte und seine Frau durch die nachtschlafenden Straßen voller Schnee begleitete. Er versuchte zwar immer von neuem die Dinge auseinanderzusetzen, brachte sie aber nur um so schlimmer in Verwirrung, wurde doppelt gereizt und darum töricht, da Elisabeth gar nichts antwortete, sondern den Pelz eng um sich schließend, schier vor ihm davonlief, bis sie ganz außer Atem vor dem alten stillen Hause in der Schottenfeldgasse stand und schellte.
Adam Hirt öffnete in einem grauen Wolljanker und mit Filz-

schuhen, eine Laterne in der Hand. Er leuchtete die beiden an und erkannte sie gar nicht. Elisabeth sagte: „Ich bin's, Elisabeth.“

Da lachte Adam Hirt verlegen und erfreut, ließ sie ein und wollte auch Heinrich nach ihr einlassen, der aber spaßte: „Nein, nein, ich danke, sehr geschätzter Adam und Urvater, Hirt und Hausbesorger und Freund. Ich gehe wieder nach Hause, ich habe nur meine Frau Gemahlin begleitet.“ Damit bot er ihr die Hand, die sie mit den Fingerspitzen berührte. Er aber hielt seinerseits die Fingerspitzen fest und führte sie mit einer ganz höfischen Verbeugung an die Lippen, ehe er ging.

Nun stand Elisabeth beschämt im finsteren Flur, Adam Hirt leuchtete ihr mit einem zuckenden Lächeln, das weinerlich schien, die Stiege hinauf und wartete, solange sie an der Tür ihrer Schwestern pochte, bis ihr Charlotte im Nachtgewande endlich öffnete. Als sie die schöne Frau in der Festkleidung, im Pelz und Spitzenumhang mit allen den Zeichen von Verlegenheit, Aufregung, Ärger und Demut vor sich sah, ahnte sie gleich, daß es irgend etwas Unangenehmes gegeben haben mußte. Sie flüsterte ihr zu: „Leg' nur ab, Elisabeth, mach' dir's bequem, aber still, damit wir den Vater nicht aufwecken, ich will im Ofen nachlegen, es wird sonst zu kalt. Dann koch' ich uns einen Tee, und wir setzen uns zusammen und schwatzen ein bißchen.“ Damit nahm sie Elisabeth den Mantel und das Tuch ab, sah gleich das schöne silbergraue Kleid, und daß es noch ganz faltenlos, von Tanz und Abendgedränge unberührt war. Elisabeth setzte sich in dem freundlichen Zimmer, das sie als Mädchen mit Charlotte gemeinsam bewohnt hatte, auf den Stuhl am Fenster neben der Nähmaschine nieder, indes Charlotte auf einem Schnellkocher die Teekanne zustellte.

„Magst du etwas essen?“

Elisabeth verneinte bekümmert, als sei jeder Gedanke an Essen und Trinken ganz unpassend.

„Ach was, du wirst schon Hunger haben. Ich hole gleich ein bißchen kaltes Fleisch und Butter und Brot.“ Damit war sie bereits draußen, kam bald wieder und deckte den Tisch. Im Ofen brannte das Feuer hell und knatternd und erleuchtete die dunkle Stube mit rotem unbestimmten Schein. Sie wollten keine Lampe anzünden.

Allmählich begann Elisabeth aufzutauen, ihr wurde warm, sie

errötete tief und hätte gern geweint, aber vor Charlotte konnte sie nicht weinen, denn sie schämte sich vor ihr. So berichtete sie nur, sachlich und mit einer Ruhe, vor der sie selbst Angst empfand, den Streich, den sie gespielt hatte, der ihr gespielt worden war. Charlotte aber hörte ihr zu, als sei alles selbstverständlich, notwendig, längst vorhergesehen und gar nicht anders möglich. Eben diese großmütige Billigung machte Elisabeth erst recht bekümmert. Sie hätte gewünscht, daß ihr Charlotte gesagt hätte: „Du bist ein Kind und bist wie ein Kind davon gelaufen. Läuft denn eine Frau ihrem Mann und ihren Kindern so mir nichts dir nichts davon?"
Sie hätte es auch gern gehört, wenn Charlotte ihren Mann verteidigt hätte, denn sie wußte ganz gut, daß er eben nicht anders sein und handeln konnte. Schließlich hätte er ebensogut auch sie anklagen können. Er tat ja nichts anderes, als daß er eben nachlässig und fahrig und weitwendig und unbekümmerten Herzens war, indessen sie in ihrer steifen Ordnung wie in einem Panzer saß. Sie war nicht ihm, sich selbst war sie davongelaufen. Aber nun fand sie sich endlich in ihrer alten Stube, so trank sie von dem duftenden Tee und aß eine Schnitte Fleisch und ließ sich ein dünnes Brot dick mit Butter aufstreichen. Charlotte machte ihr auf dem Sofa ein Lager zurecht, half ihr dann beim Auskleiden, löste sie aus der starren Seide, entschnürte ihr Mieder. Sie selbst tat die Perlen vom Halse und seufzte erleichtert, als sie so wie ein kleines freies Mädchen in der warmen Stube, in der wohligen Dämmerung des Ofenfeuers dastand. Sie kam sich so jung und dumm vor wie ein Kind; war sie nicht mehr ein Kind? War sie denn nie eines gewesen? Nie hatte sie Dummheiten gemacht, immer war alles in Pflicht und Ordnung hergegangen. Mußte sie nicht einmal auf und davon laufen? Aber wie komisch, daß sie gerade der Ehe davonlief, weil ihr Mann das Kind war, das sie nie sein konnte. Er war ohne Zwang und unbekümmert. Deshalb lief sie davon? Er war und blieb — wie sagte doch Charlotte: „ein Wurstel". Als sie sich an dieses Wort erinnerte, verdroß es sie, daß sie so dachte, und sie zürnte, daß jemand ihren Mann nicht ernst nahm, gar daß sie selbst ihn nicht ernst nahm. So mußte sie seine und ihre eigene Sache vor sich selbst führen. Zu viel Gerechtigkeit für ihr Gefühl, zu viel Überlegung für ihren Verdruß!

Sie seufzte wieder, indem sie sich auf das Sofa setzte und die grauen Seidenstrümpfe abzog, sie hätte so gern geweint. Sie streckte ihre nackten Arme hoch empor und glich so einer anmutigen, traurigen Beterin. Sie hatte Mitleid mit sich und wieder Ärger, als wäre sie zugleich ein törichtes Kind und dessen Mutter. Das war's, die Schwestern Erath hatten immer Kinder und Erwachsene in einem sein müssen. Sie hätte eine Mutter gebraucht. Früher, bevor sie dem Mann ja sagte. Und jetzt erst recht hätte sie eine Mutter gebraucht, die sie angehört und mit einem Blick, mit einem Nicken oder Seufzer entschieden hätte, daß ihr Davonlaufen ein Unsinn war, und mit diesem besorgten Blicke wäre alles wieder gut gewesen! O, eine Mutter hätte anders gedacht als Charlotte oder anders geschwiegen!

Am nächsten Morgen saß Elisabeth in einem von Charlottens purpurroten Schlafröcken beim Frühstück und begrüßte den Vater Erath, der sie erstaunt hier sah.

Die Schwestern erzählten ihm eifrig, Elisabeth habe einmal wieder bei ihnen schlafen wollen und möge noch einige Zeit bei ihnen bleiben, wie ehedem.

Erath schaute seine Tochter an wie aus der Ferne, so daß sie das Haupt vor ihm senkte und eifrig in der Kaffeetasse rührte. Er aber nickte bloß: „Ja, ja, das ist schön, mein Kind, bleib' nur, so lange du willst. Wie geht's deinem Mann, was machen die Kinder? Alles wohlauf? Natürlich, sonst wärst du ja nicht hier! Nun, auf Wiedersehn, ich muß ins Geschäft. Laß dir's gut gehen." Damit erhob er sich und reichte ihr die Hand, die sie küßte, während er sich über ihre Stirne beugte und mit den Lippen ihr Haar berührte. Sie lächelte bekümmert, er hörte doch von allem nur, was ihm genehm war.

Nach dem Frühstück ging Elisabeth zu Antonie Amersin hinüber, indes Charlotte zusammenräumte, Agnes aber sich ans Klavier setzte und aus Czernys „Schule der Fingerfertigkeit" zu spielen begann. Drüben bei den Amersins war Lärm und Geschrei genug. Antonie stand vor einer Wanne und badete die Kinder. Franz schrie und stieß und lachte und strampelte, indes Thea im Hemdlein seelenvergnügt im lauen Wasser schwamm und seinem Toben geschickt auswich. Die kleine Emilie war schon fertig und zerrte am Rock der Mutter. Das Jüngste zirpte weinend dazwischen.

Als Elisabeth dazutrat, sah sich Antonie ohne Erstaunen um

und nickte der Schwester freundlich zu, die ruhig stehen blieb und wartete, bis die Kinder endlich aus dem Bade gehoben, angezogen und abgefüttert wurden. Es war Sonntag.

Der Schwager begrüßte Elisabeth herzlich, ohne sich über ihre Anwesenheit und ungewohnte Morgenkleidung viele Gedanken zu machen. Endlich war er mit seinen drei Kindern abgefertigt, Antonie hatte das kleinste vierte in der Wiege beruhigt und räumte nun die Stube auf, indes Elisabeth dastand oder neben ihr herging und mithalf, mit einem Flederwisch und Staubtuch hantierte. Sie dachte an ihre eigenen beiden Kleinen, die jetzt sicher nach ihr riefen. Gut, daß sie sich auf ihre Magd verlassen konnte, die Wetti, Coronas Amme, kannte schon den Hausbrauch und tat alles, was zu tun war, auch allein. In dieser Beziehung konnte sie sich schon verlassen. Aber wenn Corona nach ihr verlangte und wenn Albrecht weinte, er betrübte sich so, wenn er allein blieb! War sie daheim, so konnte er stundenlang zu ihren Füßen spielen und brauchte sie gar nicht, aber sie mußte eben da sein, damit er sie anschauen und gelegentlich in seine Selbstgespräche einbeziehen konnte. Jetzt würde er sicherlich weinen und fragen und Wetti keine Antwort für ihn wissen. Heinrich konnte sich mit den Kindern schon gar nicht helfen. Der spielte gewiß Klavier, und Albrecht wagte dann nicht einmal zu weinen.

Antonie fragte nicht, warum Elisabeth hier übernachtet hatte. Sie ahnte es wohl, und Elisabeth war dankbar, daß Antonie ihre Anwesenheit selbstverständlich nahm.

Endlich sagte diese gleichsam aus einem langen, stummen Zwiegespräch heraus: „Wir brauchen unsere Sorgen, nicht wahr, Lisi? Zur Freude haben wir keine Zeit, und, wenn ich aufrichtig sein soll, unsere Sorgen sind unsere Freude!

Elisabeth antwortete lächelnd: „Antonie, du siehst alles Trübe hell, denn du bist selbst hell.“

Antonie schüttelte heftig bejahend den Kopf, denn sie schüttelte gleichzeitig das Staubtuch vor dem Fenster, dann sagte sie: „Wie könnten wir unter lauter Sorgen überhaupt Glück spüren, wenn wir nicht in allem doch etwas Süßes wie durch einen bitteren Kern hindurch schmeckten. Was uns lieb ist, kommt uns hart an, und was wir schwer ertragen, würden wir schwerer noch verlieren.“

„Hast du dir das Leben immer so vorgestellt, Antonie?“

„Ach ein bißchen leichter schon, aber wenn man älter wird, wird man auch stärker und trägt es geschickter, denn man kann nichts abschütteln und muß sich nicht selbst noch etwas Überflüssiges, gar Einbildungen und Torheiten aufladen."
„Müßte man nur nicht immer so viel Geduld haben für alle andern."
„Wir müssen nur mit ganzem Herzen wollen, was wir müssen, nicht fordern, sondern geben. Je mehr ich gebe, desto mehr habe ich, und wir sind die Stärkeren, wir, die Schwachen. Unsere Pflichten machen uns stark. Ohne sie wären wir verloren."
Bei diesen Worten stemmte sie sich gegen den Schrank und schob ihn mit aller Kraft zur Seite, um dem Staub dahinter beizukommen. Elisabeth stand unbeschäftigt dabei und freute sich beinahe, als der kleinste Bub in der Wiege mächtig zu schreien anfing und sie nach dem Herd in der Küche gehen durfte, seine Milch zu wärmen. Antonie dankte ihr, daß sie das kleine Wesen herausnahm, im warmen Zimmer trocken legte, dann wieder in reine Windeln einschlug, an sich zog und ihm die Milch reichte. Lächelnd sah Elisabeth, wie das Kind gierig, aber sorgfältig, daß ihm kein Tropfen entging, den Sauger einzog und trank, unablässig, nur mit den kürzesten Schluck- und Atempausen, bis das Fläschchen geleert war. Dann ließ es mit einem Seufzer befriedigt und gelabt den Kopf auf das Kissen zurücksinken und gurrte leise.
Da legte sie es behutsam in die Wiege zurück, schon schlief es. Sie aber erhob sich rasch.
„Ich will nach Hause, nach meinen Kindern schauen. Leb' wohl, Antonie und auf Wiedersehn."
Antonie umarmte sie herzlich. Elisabeth ging nach der Wohnung der Schwestern zurück, um sich anzukleiden.
Sie fand die beiden in einer wunderlichen Beschäftigung. Charlotte und Agnes lagen nämlich in schönen Kleidern mit engen Taillen aus blaugrünem ungemusterten Tuch, die an den Hüften kunstvoll in zart und bunt karierten schottischen Stoff zum Falbelrocke übergingen, auf dem Sofa und wälzten sich ernsthaft hin und her, als übten sie einen närrischen Brauch.
„Was treibt ihr denn in den schönen neuen Toiletten, die hab' ich ja noch gar nicht gesehen? Damit kugelt ihr euch auf den Bänken herum?"
„Eben hat sie die Schneiderin gebracht, schade, daß du nicht

bei der Anprobe warst, du hättest uns sagen können, wo es etwa noch fehlt."
„Aber warum wälzt ihr euch damit herum?"
„Weil ein Kleid, das wirklich elegant sein soll, nicht so ärgerlich funkelnagelneu aussehen darf, daß jeder Mensch gleich weiß, man hat es just vom Schneider bekommen. Das ist unvornehm."
„So?" fragte Elisabeth ungläubig erstaunt.
„Das Unscheinbare allein ist schicklich und wirklich vornehm."
„Hast du das nicht gewußt, Elisabeth?" fragte Agnes, die auf den Brauch sehr stolz schien, den ihr Charlotte weiß Gott woher aufgeredet hatte. George Bryan Brummels vermutlich längst schon abgekommenes Verfahren mochte auf irgend eine Weise bis zu den Neubauer Jungfern Erath gedrungen sein.
Elisabeth mußte wider Willen lachen: „Manches Schickliche braucht man eben nur zu wissen, aber nicht gleich zu üben. Ich denke, eure Kleider würden sich auch ohnedies bald genug abnützen und auf natürliche Weise dann etwas länger halten als nach solcher lebendigen Walkerei." Indes zog sie wieder ihr Seidenkleid an, tat den Pelz um und ging nach Hause.
Sie bekümmerte sich um Corona und Albrecht, um das Mittagessen. Als ihr Mann nach Hause kam, wechselte sie auch einen stummen Gruß mit ihm, dann ordnete sie das Nötige für den nächsten Tag, den Kindern sagte sie, daß sie abends wieder zum Großvater gehen müsse.
Auf Coronas und Albrechts weinerliche Fragen, warum sie denn nicht daheim schlafen wollte, antwortete sie verlegen, es sei bald Weihnachten, und sie müsse beim Großvater das Fest vorbereiten helfen, denn das Christkind werde dorthin kommen. Da gebe es natürlich viel herzurichten, das könnten sie sich wohl denken.
Corona und Albrecht lächelten befriedigt und gingen ohne Angst zu Bett.
Dann packte Elisabeth sorgfältiger als gestern Nachtkleider und Wäsche in eine Handtasche und machte sich bereit, den gleichen Weg zu tun, denn sie konnte doch nicht gut wieder zu Hause bleiben, als sei gestern gar nichts gewesen und als habe am Ende sie eine ärgere Dummheit angestellt als ihr Gemahl.
Heinrich war zu Hause und klimperte auf dem Klavier, er wartete auf sie — jetzt war er pünktlich, wo sie ihn am wenigsten

gebraucht hätte — half ihr wiederum schweigend und galant in den Mantel und begleitete sie wie gestern.
Auf der Straße bot er ihr sogar den Arm, sie konnte sich doch nicht weigern, so führte er sie bis zur Schottenfeldgasse, machte eine tiefe stumme Verbeugung, als sie vor dem Tore stehen blieben, bot ihr die Hand, sie reichte ihm mit abgewandtem Kopfe die Fingerspitzen, die er faßte und höfisch an seine Lippen führte. Adam Hirt öffnete ihnen wieder und lächelte mit seinem schmerzlichen Grinsen. Heute wartete er nicht mehr, daß Heinrich mitginge. Elisabeth stieg rasch die Treppe zu den Schwestern hinauf, ihr Mann aber machte kehrt und pfiff eine Melodie vor sich hin, indem er den Kopf zwischen den aufgestellten Kragen einzog. Es sah wie ein Achselzucken aus.

7.

Charlotte und Agnes setzten immer ihren Stolz drein, das Weihnachtsfest prächtig zu rüsten und an diesem einen Tage die bedeutende Gemeinschaft des großen Hauses klangvoll auszuspielen. In den beiden Küchen — bei den Schwestern Erath und bei Antonie — wurde gebraten und gebacken, zehnerlei kleine Bäckerei nach neuen Rezepten, darunter allerhand spaßige Figuren, die man mit Blechmodeln aus dem Teige schnitt und hellbraun gebacken mit buntem Zuckerfluß begoß, so daß die steifen Hähne blaue, weiße, gelbe Streifen als Federn und rote als Kämme bekamen, der Hanswurst Wams und Mütze, das Wickelkind ein gemustertes Steckkissen. Als Augen, Lippen, Nasen setzte man Mandeln und Rosinen ein, auf Herzen saßen Nüsse wie des Gemütes süßer Kern und Kreise weißer Zuckerperlen rundherum wie dessen gefrorene Tränen, große Torten erhielten köstliche Füllungen und wurden, kaum fertig, den Blicken entzogen. In allen Laden und Schränken häuften sich Geschenke für die Erwachsenen und Kleinen. Man mochte den Kindern noch so oft verbieten, herumzukundschaften, Thea sah doch jetzt ein Buch in rotes Seidenpapier eingeschlagen, jetzt ein neues Paket, dessen Inhalt schwer zu bestimmen schien, und täglich anderes, Geheimnisvolles, das vorher noch nicht vorhanden gewesen war. Wenn Herr Amersin abends vom Geschäfte nach Hause kam, belagerten ihn die Kinder mit Weihnachtswünschen und Fragen. Er und seine Frau mußten doch gesprächsweise herausbringen, was die Kleinen begehrten, um

wieder allzu weitgehende Wünsche aufs richtige Maß herabzusetzen, unvernünftige auf das Nützliche und Zweckmäßige zu begrenzen.

Herr Amersin ließ sich von Thea und Franz, die auf seinen Knien saßen, berichten, was sie wohl erwarteten.

Wichtige Tage rauschten und bruzzelten in Backwolken und Fettgeschmore mit Nuß- und Schokoladendüften, mit Schaumschlagen und wohlklingendem Teigabtreiben in grünen Weitlingen und röteten Frau Amersins Kinderwangen.

Nicht anders berieten und wünschten die Schwestern. Wen sollte man einladen? Es gingen so viele junge Leute ein und aus, eingestandene oder heimliche Bewerber und Bewunderer, Freunde des Bruders, des Vaters. Amberg mußte selbstverständlich kommen, der Fuchsmajor und Wilhelm Alter, Eraths Neffe, aber was war's mit Ley? Sollte man ihn einladen? Agnes errötete: „Ach, den nicht." Elisabeth, die jetzt jeden Abend kam und wieder in ihrem gemeinsamen Mädchenzimmer schlief und sich allmählich an diese unverheiratete Behaglichkeit gewöhnt zu haben schien, so daß sie Neckereien als vorgebliches Fräulein willig ertrug und als überlegene Ehefrau ihrerseits austeilte, meinte: „Warum willst du den Ley eigentlich nicht einladen, Agnes? Er ist doch dein allergetreuester Anbeter schon seit Jahren!"

„Er ist mir zu gescheit, Elisabeth, wenn ich ihn einlade, bildet er sich zu viel ein."

„Was könnte er sich denn einbilden?"

„Ach, nichts, gar nichts," beteuerte Agnes errötend und warf den Kopf hinauf: „Eben darum!"

Charlotte nickte: „Sie hat schon recht und weiß wohl, daß diese wilden Finken die allerfrechsten sind." Den Ausdruck „Fink" hatte sie vom Bruder August, der alle Verachtung des Innungsmenschen gegen die freien Studenten hegte, die sich in der Wissenschaft umtaten und lernten, um zu lernen, nicht um in Kostümen herumzuziehen, Gelage zu feiern, Gesänge bei Bier und Tabak zu brüllen und mit stumpfen oder gar mit scharfen Säbeln aufeinander loszuschlagen.

Agnes hatte vor Leys scharfem Verstand und kritischen Augen Angst, darum wollte sie ihn fernhalten, obgleich sie doch seine Anhänglichkeit sehr vermißt hätte, wenn er eines Tages müde geworden wäre, sie zu erweisen.

Von den Schwestern die zarteste, wie aus Elfenbein gedrechselt, in allen Bewegungen zugleich rasch und gemessen, schien sie mit jedem Schritt oder jeder Gebärde gleichsam ein Ziel zu treffen. So war ihre Flinkheit anmutig bestimmt. Allein und unbeobachtet aber konnte sie, die vor Leuten straff und stolz war, sich müde und abgespannt hinlehnen, die graugoldenen Augen schließen und stundenlang wach träumen, als müsse sie viel versäumte Ruhe nachholen, die sie mit all der zierlichen Spannung aufgebraucht hatte. Sie nähte an ihrem Tischchen bunte Perlen zwischen ein bunt gesticktes Muster zu einem Käppchen für Erath. Wie hübsch war sie anzuschauen mit dem über die Arbeit gebeugten runden kleinen Kopfe, auf dem die Last eines ins Rötliche schimmernden braunen vollen Haares in losem Knoten gefaßt ruhte, hinten von einem breiten, geschweiften Schildkrotkamm gehalten. Elisabeth, die diese feinen, doch scharfen Züge, die schmale, längliche, schön gespannte und geschwungene Nase mit den zarten, zuckenden Flügeln, die geschlossenen Lippen, die regelmäßig auf- und niedergehenden langen Wimpern, dazu die vielen zutreffenden Bewegungen der zierlichen schlanken weißen Finger heute zum ersten Male wie eine Fremde beobachtete und als Frau den eigentümlichen Zauber dieses strengen und behutsamen Mädchentums spürte, begriff jetzt wohl, warum Agnes so umworben war und warum sie sich eben deshalb an der Schwelle verzögerte.
„Kann denn ein Mann zu gescheit sein?“ fragte sie.
„Wir brauchen keinen, der uns durchschaut,“ erklärte Charlotte.
„Ja, wie sollte uns aber dann einer verstehen?“
War in diesen törichten Herzen denn so viel Gefährliches verborgen? Elisabeth dachte, es müsse doch wohl jedes Herz den Blick zu fürchten haben, der es ergründet. Aber braucht und sucht es nicht gerade diesen Blick! Es fürchtet, sich zu schämen, und möchte doch nichts anderes.
Charlotte war von derberer Art, die wußte genau, was sie wollte, sie kannte keine Zweifel an sich selbst, keine Bedenken, keine Gewissensängste, und wenn auch sie verschwiegene Wünsche hatte, so betrafen sie nichts, als Macht über fremde viele Menschen. Wäre Charlotte als Mann zur Welt gekommen, dachte Elisabeth, sie hätte so recht Karriere machen müssen, mit Orden und Titeln.
Charlotte fragte mit einem munteren Seitenblick auf Elisabeth:

„Was meinst du zu Florian, deinem leichtherzigen Verehrer von dazumal?"
„Ach, der," flüsterte Elisabeth betroffen, aber belustigt.
Florian war noch immer auf der Jagd nach einer reichen Braut und dazwischen auf der Jagd nach näherer Beute, die „einen Sinn hatte", und war noch immer auf jedem Fest, heute unter seinesgleichen auf Familienabenden, in Kegelklubs, bei den „Naßwaldern" und bei den jungen Damen aus guten Häusern mit beglaubigten Mitgiften und morgen auf Maskenbällen und in Tingeltangels bei den munteren, seitensprüngigen Mamsellen, Tänzerinnen, Sängerinnen, die „einen Sinn hatten". Elisabeth sah ihn gelegentlich, hübsch und nachlässig elegant mit weißen Gamaschen in seinem kurzen falben Überrocke, mit gelben Handschuhen, den steifen runden Hut mit der flachen Krämpe schief in die Stirne gedrückt, eine Nelke im Knopfloch, spazieren gehen und schauen und suchen. Wenn er sie erblickte, schwang er noch immer entzückt den Hut wie vormals und sandte ihr einen sicheren, fragenden Blick der Huldigung und Bewunderung, den sie gemessen erwiderte. Er aber schritt mit leichtem Gang weiter, so daß seine weißen Gamaschen wie Täubchen aufzuflattern schienen. War sie zufällig Arm in Arm mit ihrem Mann — sie ging selten mit Heinrich aus —, dann sprach er sie wohl auch an und redete höflich-nichtssagend mit scheuen, kecken Blicken. War der Florian noch immer auf dem Plan, hatte sie für ihn denn einen Sinn?
Sie lachte: „Ist denn der Florian nicht auf dich übergegangen, Agnes?"
„Vielleicht stehe ich auch auf seinem Kalender."
„Nun, laden wir ihn ein," beschloß Charlotte." —
Das Speisezimmer, als erstes vom Gange aus, wurde ausgeräumt und zum Empfang hergerichtet, während im Zimmer Charlottens der Baum selbst in der Mitte aufgestellt wurde, eine dunkle, dichtbewachsene, regelmäßig gebaute Tanne, die bis an die Decke reichte und in dem niederen Raume doppelt mächtig erschien. Seit sie hereingeschafft war, blieb die ganze Erathsche Wohnung verschlossen, und keines von den Kindern, die sonst hier aus und ein gingen, sollte auch nur an einer Türe stehen bleiben, Grund genug, daß jeder der Großen, der hinausging oder herein wollte, immer ein Kleines an der Schwelle fand, das auf den Zehenspitzen durchs Schlüsselloch zu lugen



versuchte oder an der Klinke zu drücken, ob sich die Türe nicht etwa doch öffne, denn es kam vor, daß man vergessen hatte, sie zu versperren.
Rund um die Tanne wurden etwa ein Dutzend kleine Tischchen aufgestellt. Längs der vier leeren Wände aber Sofas und Lehnstühle, so daß die Gäste den Baum und das helle Bild wie die Zuschauer eines festlichen Stückes betrachten konnten.
Im dritten Zimmer, wo Agnes hauste, stand der Flügel und waren alle Schachteln aufgestapelt, die man ordnen und nachmals auf den Gabentischchen verteilen wollte.
In dieses planvolle Durcheinander trugen die Eraths und Amersins, die Schwestern und die Männer und die vielen Freunde der Familien wie die Schwalben ins Nest täglich neue Dinge zu. Auch Heinrich kam abends, wenn er Elisabeth herbegleitete. Es war schon fast zur Gewohnheit geworden, daß sie wieder hier zu Hause lebte, und niemand fragte weiter danach. So schlüpfte auch er, nachlässig schlenkernd, als sei dies selbstverständlich und von keiner Seite zu bemängeln, als ein ungebetener Gast ins Haus seines Schwiegervaters hinein, um abends vor Schlafenszeit sich wieder beim Tore hinauszudrücken. Täglich brachte er mit buntem Seidenband oder mit goldenen Schnüren schön verschlossene Schachteln mit, lächelte dazu geheimnisvoll-schüchtern und händigte sie Agnes aus, indem er ihr mit einem Seitenblick auf seine Frau, aber mit weithin auffallender Gebärdensprache erklärte: „für den Albrecht“ oder „für Corona“ oder „für die Kinder“, womit er Amersins Kinder meinte. Elisabeth sah ihn ruhig an und begrüßte ihn nicht anders, als ihn die anderen begrüßten. Er sprach an solchen Abenden sehr viel, damit es nicht scheinen sollte, als habe er Grund, sich still zu verhalten, machte allerhand Witze und lachte sehr laut darüber. Erath behandelte ihn ruhig-freundlich und tat ebenso selbstverständlich, daß sich Heinrich oft fragte, ob es denn wirklich gar so natürlich sei, daß seine Frau hier schlief, anstatt in ihrer Wohnung. Man versammelte sich erst nach dem Nachtmahl, denn in dieser Vorbereitungszeit aß man bei Amersins. So fiel es nicht weiter auf, daß Heinrich auch immer spät kam. Aber es wurmte ihn immerhin, daß man ihm nicht einmal ein Glas Wein anbot. Die Zigarre brannte er sich schon vorher an, damit er etwas zu rauchen hatte. Mit Amersin verstand er sich ganz gut, wenn sie auch nicht allzuviel Gemeinsames hatten.

Amersin dachte und sprach als Bauernsohn ohne Umschweife, während Heinrich Frantzl als verwöhnter Sohn eines reichen Hauses allerhand Kunst- und Bildungsinteressen unsicher mit dem täglichen Leben und seinen Pflichten, mit dem „Anständigen“ und „Schicklichen“ verquickte, so daß sich ein wunderliches, halb ängstliches, halb ausgelassenes Gehaben herausstellte, das man nur schwer richtig und wohlwollend beurteilen konnte, wenn man nicht die tieferen, sozusagen dämmernden, dem komischen Menschen selbst bloß unklar vorschwebenden Prospekte seines inneren Lebens, sondern nur den spaßigen Vordergrund seines Auftretens wahrnahm. So schien er immer wie eine Marionette an unsichtbaren Fäden gezogen, aber gerade am unrichtigen Arm oder Bein.
„Nun, was ist denn mit euch beiden?“ fragte ihn Amersin eines Abends geradezu, als Heinrich sich von seiner Frau Gemahlin mit einer besonders zeremoniösen Verbeugung verabschiedet hatte und im Hausflur seine Galoschen über die Schuhe zwingen wollte.
„Ich bringe sie nicht auf gleich,“ sagte Frantzl.
„Wen den?“ fragte Amersin.
„Du glaubst vielleicht die Galoschen, die werde ich aber gleich auf gleich gebracht haben, ich meine sie — nämlich die meine,“ und deutete verschmitzt mit dem Kopfe zur Tür hin, hinter der die Schwestern um den Tannenbaum beschäftigt waren.
„Kann's denn so schwer sein, daß ihr zwei auf gleich kommt? Die Elisabeth ist doch eine recht umgängliche Person, scheint mir, wenigstens ich spreche mich mit ihr ganz gut.“
„Umgänglich sagst du? Ich aber sage dir, umständlich! Alle Frauen sind umständlich und unumgänglich, leider unumgänglich, sonst würden wir mit ihnen nicht umgehen, aber sie sind nicht zu umgehen, das heißt, man kommt nicht um sie herum und nicht gegen sie auf, bis man von ihnen abkommt.“ „Das wäre nicht übel, wenn man seiner Frau nicht Meister würde,“ versicherte Amersin gutmütig selbstbewußt. „Man ist als ihr Meister vom Himmel gefallen,“ seufzte Frantzl. „Lange war man nicht im Himmel. Nicht im siebenten, geschweige denn im ersten. Die Ehen werden zwar im Himmel geschlossen, heißt's, aber auf der Erde werden sie verbracht.“
„Warum seid ihr denn auseinander?“
„Weil wir nicht zusammengekommen sind. Ich habe mich ver-

spätet. Das heißt, zum Auseinandergehen bin ich gerade recht gekommen. Auf die Minute! Aber wäre ich auch damals pünktlich dagewesen, als sie auf den Ball wollte, so wäre ich schon einen anderen Tag zurechtgekommen, daß sie mir davongegangen wäre, denn sie hat immer nur auf das Davongehen gewartet, nicht auf mich. Übrigens gut, daß sie es einmal hinter sich hat, das Davongehen, jetzt weiß sie wenigstens, daß es auch nicht sehr weit führt, und verspricht sich für einen anderen Anlaß nicht mehr gar so viel davon. Schließlich, was ist auch damit gesagt, wenn man statt einer Antwort das Weite sucht und richtig bis in die Schottenfeldgasse kommt. Was ist damit bewiesen? Daß keiner aus seiner Haut fahren kann, wie gern er auch möchte, oder etwa, daß sie recht hat, weil sie davonläuft? frage ich. Hab' ich recht, so bleib' ich doch da, damit ich es behalten kann, hab' ich unrecht, so laufe ich ihm ja doch nicht davon, denn mein Unrecht läuft mit mir und holt mich leider überall ein. Also!" Damit schaute er triumphierend auf Amersin, als käme es darauf an, daß er dem Schwager die Sache bewiese, nicht seiner Frau. Gleich aber setzte er bedenklich fort: „Oder glaubst du, daß sie dabei bleibt?"

„Wobei?"

„Na hier, in der Wohnung bei den Jungfern da, die noch Scheuklappen haben und keinen Kutscher, dem sie durchgehen."

„So frag' sie doch einmal. Sprecht euch endlich aus. Sie wartet wohl nur darauf."

„Sie wartet? Warum soll ich denn anfangen, glaubst du, so etwas fängt sich an wie bei der Äpfelfrau? Hat sie mit dem Davongehen angefangen, so muß sie auch mit dem ‚Kehre zurück, alles vergeben' anfangen. Ich bin ja dageblieben, wie soll ich da anfangen? Ich bin bei mir geblieben, sie ist außer sich gekommen oder auf und davon gegangen, nun muß doch sie wieder zu sich oder zu mir kommen, das ist doch klar! Da hört sich alles auf, bevor so etwas anfängt. Sie muß eben endlich einen Ton spielen auf der Ahasaite, auf der Gehsaite kennt sie sich aus. Die klingt mir in den Ohren, aber sie ist verstimmt."

„Von dir, mein Lieber. Schließlich müssen wir Männer unsere Frau stimmen. Ist's denn so schwer, Schwager?"

„Furchtbar schwer. Sie sind verstimmt, mach', was du willst, wenn sie unsere Geige abgeben sollen und nicht wir die ihrige. Du weißt, mir ist nicht so darum. Schließlich gibt's Geigen

genug, wenn man Violine spielen kann und, zum Teufel, ich könnte mich auch aufs Klavier beschränken. Es ist mir aber der Kinder wegen ärgerlich, was sollen sich die denken, sind doch schon ganz gescheite Waserln, sie können mir recht von Herzen leid tun, und dann möcht' ich mich über die Lisi so ärgern, wenn ich an die Kinder denke, daß mir erst recht jedes Wort zu schade wäre. Was heißt denn das, von den Kindern wegrennen? Was bedeutet denn das? Ist denn das erlaubt und eine Art? Vom Mann will ich ja schweigen, obschon es auch eine Manier ist. Oder gehört das vielleicht zur guten Erziehung, und ist es vielleicht eine Art und Weise, daß man sich jeden Tag vom Hause fortbegleiten läßt. Es ist eine Unart und Unweise, muß ich sagen. Statt daß man am Abend hübsch ins Bett geht, spaziert man von der Wärme weg in die Schottenfeldgasse. Ich wundere mich noch über mich, woher ich die Geduld nehme, sie täglich daher zu begleiten, damit niemand anderer sich über mich wundert und damit die Leute nichts zu reden haben, denn das Reden ist ein Fressen für die Leute, als verlangten sie kein besseres Stück für den Mund als eine üble Nachrede für ihr Mundstück."

„Die Leute könnten sagen und meinen, was sie wollten, wenn nur ihr zwei wüßtet, warum und wozu?"

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus, Schwager Amersin, warum müssen gerade wir zwei wissen, warum und wozu, es weiß es doch niemand, und gerade wir zwei sollten's wissen?"

„Frag' sie nur, sie wartet sicher darauf."

„Nur Geduld, wer viel fragt, geht viel irr. Keine Frage ist auch eine Antwort. Zu dem Fragen, worauf man eine unrichtige Antwort erhält oder gar eine Ohrfeige, eine moralische natürlich, ist es nie zu spät. Dazu komme ich noch immer zurecht. Davongegangen ist sie ja schon, warum soll ich mich jetzt beeilen? Was soll ich da eigentlich noch fragen, es ist mir ja bereits bekannt. Ich will sie einmal darauf warten lassen, wie sie mich warten läßt. Wir sind nun einmal, scheint's, darauf eingerichtet, daß eins das andere verpaßt. Wir müssen viel Zeit haben, wenn wir unsere Ehe aufs Zuspätkommen und Verpassen einrichten."

„Je länger sie sich hier eingewöhnt, um so schwerer findet sie zurück. Für sie ist die Situation ja auch nicht gerade angenehm."

„Bitte sehr. Vielleicht für mich? Hat's ihr wer geschafft? Warum hat sie mich krumm genommen? Nimmt sie mich krumm, so darf sie sich nicht wundern, wenn sie schief wächst. Aber wenn du meinst, daß sie schief bleiben könnte, es wäre doch schade! Ich werde mir's überlegen. Ich werde mich niederlegen und alles zurecht legen. Ich hätte bei mir zu Hause ohnehin jetzt Ruhe genug für einen richtigen Unruhestand. Und Platz auch noch, für zwei! Leb' wohl, Schwager."
„Leb' wohl." Amersin schüttelte den Kopf über den Wunderlichen, der hastig schlenkernd über die Stiege hinabstolperte.

8.

Die Kinder — die Amersinschen, aber auch die Frantzlschen, die heute hier das Fest feierten — standen unten in der Amersinschen Wohnung, um die Ausgangstür gedrängt wie Schäflein, die auf den Auslaß warten, und sprangen und tanzten, lachten und fragten durcheinander und belagerten die Klinke. So oft jemand aus und ein ging, erhofften sie auch ihren Augenblick. Aber oben ließ sich noch nichts vernehmen. Gegenüber freilich war die Tür des Magazins offen, wo die große Tafel gedeckt wurde, denn die Privatwohnungen reichten nicht für die erwarteten Gäste aus, weshalb Charlotte den Geschäftsraum als Speisesaal verwenden wollte und jetzt ausstatten ließ. Im Kachelofen brannte ein gemütliches Feuer, Wacholderbeeren, die leise auf den Platten schmorten, verbreiteten ihren würzigen Geruch über den Flur, denn die Türe zum Gang mußte für alle Dienstleute offen bleiben, für Frau Antonie, Charlotte, Agnes, die mit Lasten von Tellern und Schüsseln, Bestecken, Obstschalen, mit Platten voll Aufschnitt und Käse, mit schön verzierten Aufsätzen voll Blumen und Südfrüchten, mit Weingläsern und Kelchen, mit Bierkrügen und Flaschen aus der Amersinschen und Erathschen Küche hierher kamen, abstellten, ordneten und die Tafel instandsetzten. Diese herrliche und breite Eßveranstaltung interessierte die Kinder indessen weniger.
Oben ließen sich nun schon Stimmen hören, Begrüßungen, Gespräche, denn die Gäste rückten an. Man hörte das Stampfen der Schuhe, die an den Vorlegern den Schnee abstreiften, man hörte das Wehen und Flattern der Kleider. Eine kalte Luftwelle warf je und je von draußen einen Stoß Winterabenddunkel in die warme Helligkeit des durchheizten Hauses, man

hörte die tiefen Stimmen der Männer und die hellen, hohen, vollen der Damen, Christian Frantzls gaumige umständliche, schallende, lachende Stimme, die sich schüttelte, während er jedenfalls auch den ganzen breiten, geräumigen Körper in Pelz und Galoschen schüttelte, indes er den verheirateten jungen Freundinnen des Erathschen Hauses, die mit ihren Männern eingeladen waren und den begrüßenden Schwestern selbst seine Komplimente machte. Man hörte die jungen Damen lachen, deren Stimmen wie Tauben empor flatterten und deren Schritte auf den Fliesen leicht und lockend schleiften. Die Kinder warteten, ob nicht irgend etwas geredet wurde, das über ihre Wünsche Aufklärung gäbe und über die zu erwartenden Geschenke. Doch verstanden sie die Sprache nicht, die sie hörten, wenn sie auch ein und das andere Wort auffingen. Die letzte Arbeit in einem Christbaumzimmer dauert am längsten, immer fehlt noch etwas und immer kommt noch etwas hinzu. Charlotte steht auf einer Leiter und langt aus einer weiten Schürze allerhand Gehänge für alle Stufen der regelmäßig gegliederten Tanne. Antonie verwaltet das Backwerk, die in bunte Seidenpapiere verpackten Konfektstücke und Bonbons und verteilt sie möglichst tief unten, damit die Kinder sie bequem erlangen können. Agnes aber besorgt das eigentliche Wunderbare: den Fadenbehang mit den goldenen und silbernen Schimmern und die bunten Papiersträuße und Ketten und den glitzernden Asbestschnee, alles, was den Baum erst zum Allerweltbaum macht, zum Süd- und Nordbaum, zum Gabenundwünschebaum. Der Allerweltbaum trägt aber auch noch vielerlei Figuren: lebzeltene Reiter, bunte Puppen, große Honigkuchenherzen mit eintätowierten Figuren, Bonbons mit Sinnsprüchen, die noch vor dem Genuß dem Lesenden einen schönen Gedanken wie ihre eigentliche Seele entgegenstrecken, zu höchst aber, dem Himmel, der Zimmerdecke am nächsten den lächelnden großflügeligen Engel. In der Tiefe unter dem breitesten Ast steht die kleine Krippe mit Öchslein und Kuh, Schaf und Esel, mit Mutter Maria und Nährvater Joseph, mit den knienden herbeigeeilten Hirten, mit den drei Königen aus dem Morgenland, mit Edelsteinen, Kronen und Ziergaben, mit dem Stern über dem Stall und mit dem strahlenden kleinen, alle Welt um sich versammelnden Kinde in der Futterkrippe, das diesen Traum einer Einigung aller Menschen und einer Liebesherrlichkeit

über Zeit und Raum für eine Stunde vergegenwärtigt, hold wie Märchen, Sternennacht und Augenaufschlag der Geliebten. Das Märchen heißt: Friede auf Erden allen, die guten Willens sind. Guten Willens sind aber alle nur im Traum und Spiel und im Augenblick zwischen Anzünden und Verlöschen der Lichter an einem heiligen Abend.
Schon versammelten sich alle Gäste im Empfangsraum, die schmückenden Schwestern wurden auch jede Weile abgerufen, jemand zu begrüßen und ein Paket für einen Gabentisch dankend in Empfang zu nehmen. Man hält sie mit Komplimenten auf, die Großen drängen sich um die hohe Flügeltüre wie die Kinder oben. Inzwischen weiß Vater Amersin, daß seine kleinen Leute ungeduldig den Augenblick der Eröffnung dieses Wundertheaters der Weihnacht und inständiger verlangen als die großen. Darum macht er bei jedem Weg in das Christbaumzimmer und von ihm, denn viel ist aus der Wohnung hinaufzutragen und von oben wieder hinabzubringen, einen bedeutsamen beruhigenden Aufenthalt bei den kleinen zusammengedrängten Schäfchen an der Türschwelle.
„Ist das Christkind denn noch nicht da?"
„Noch nicht, noch nicht, es wird schon kommen."
Und nach einer Viertelstunde:
„Noch immer nicht?"
„Noch immer nicht. Aber es wird bald läuten, wenn es da ist. Macht keinen Lärm, sonst überhört ihr die Glocke. Wer nicht still bleibt und horcht, der kommt zu spät."
Und nach einer neuen Viertelstunde:
„Sind schon alle Leute da und immer noch nicht?
„Mir scheint, es ist schon einmal durchgeflogen, ich habe seine Flügel rauschen gehört und bin an seinen Mantel gestreift und, seht, dieser Flitter Gold ist mir an den Fingern geblieben."
Die Kinder staunten den goldenen Flitter an.
Und nach einer dritten längsten Viertelstunde endlich ein schrilles Glockenzeichen, ihnen wurde aufgeschlossen, die kleinen Schafe drängten hinaus, eines dicht am anderen, als ein Rudel und das stand an der Schwelle im dunkeln Empfangsraum vor der traumhaften, dämmernden, übermächtigen Helligkeit und Schattigkeit.
Stand aber nicht länger als einen staunenden Augenblick lang, sondern eilte, den eigenen kleinen Gabentisch sogleich an dem

Hauptgeschenk erkennend oder von Antonie und Elisabeth an der Hand geführt, der wunderbaren Wirklichkeit entgegen.
Die Erwachsenen aber blieben gern im purpurnen Zwielicht des Empfangsraumes. Eine Spieldose tönte zierlich, langsam und mit silbernen Akkorden das „Stille Nacht, heilige Nacht" in den Wachsgeruch der vielen hundert Kerzen und der Wacholderbeeren hinein, der große Baum hauchte seinen Harzgeruch und Nadelduft gewaltig aus. Die Schatten seiner Zweige stiegen an den Wänden auf, so daß in der warmen, schwebenden Dämmerung aus dem Zimmer der weite Wald selber zu werden schien, in dessen Raum Winter und Sommer, Nord und Süd unter dem Stern eines Gedankens zusammenkommen.
Das niedere Zimmer dehnte sich empor, die großen Leute dünkten sich kleiner als sonst und standen verlegen beisammen vor ihrem eigenen Werk. Antonie und ihr Mann fanden sich mit Tun und Zeigen, Leiten und Deuten und Sagen und Finden, mit Anschauen der Kinder und Geschenke, mit Staunen und Mitbewundern in der eigentümlich beklemmenden unwirklichen, in Dämmerung zergehenden Helligkeit zurecht, Elisabeth tat ein gleiches, Frantzl stand verlegen neben ihr und bemühte sich um Corona und Albrecht und machte ihnen alle Dinge lebendig, indem er mit den Puppen Possen spielte, Albrechts Gewehr knallend abschoß und gegen sich selber zielte, um schwer getroffen „Weh, weh!" zu schreien und verwundet hinzufallen. Gleich aber sprang er empor, ergriff zwei bunte Gummibälle, fing sie abwechselnd mit beiden Händen auf und warf sie wieder in die Luft, dazwischen setzte er ein Karussell in Gang, spielte auf einer Mundharmonika, schlug nebenher einen Wirbel auf der Trommel, fand, wer weiß wo, einen Bambusstab und focht mit dem Ritter Franz gegen dessen mächtiges Schwert, hob die kleine Emilie hoch, ließ sie auf seine Schultern steigen, um den Baum von oben anzuschauen, wobei er den Damen Komplimente zuwarf und die Freunde seine Vielseitigkeit bewundern machte. Je mehr er aber sprach und je schneller er sich um sich selbst und um alle herum bewegte, um so träger fühlte er sich und unbehaglicher. Corona, die irgendwie den Zusammenhang ängstlich empfinden mochte, verzog einen Augenblick wie vor einem falschen Ton ihr erglühendes Gesicht, um sich dann abzuwenden und ganz allein in die Betrachtung ihrer Puppen mit den vielen Wäsche- und

Kleidungsstücken, Betten und Schränken, Küche und Schlafzimmer zu versenken. Charlotte und Agnes gingen hin und wieder und reichten jedem Gaste seine Gabe, lachten wohl und tauschten lustige Worte aus, die Mägde staunten in einer Ecke und bekamen ihre Gabenteller und Geldstücke. Die ledigen Männer, die jungen, die auf Freiersfüßen nach dem Sterne auszogen und mehr nach den Jungfern als nach dem Glanz der frommen Kinderkrippe sahen, nahmen allerhand Juxgeschenke entgegen, mit denen die Schwestern Erath sie zugleich verspotteten und vertrösteten, etwa indem Agnes dem Wilhelm Alter, der seiner vergeblichen Lehramtssehnsucht gemahnt werden sollte, mit einem Knix eine große Schachtel verehrte, in der sich mit vielem Papier umhüllt, endlich ein winziges Bambusstäbchen und eine Schultafel darbot, während Charlotte dem Juristen Amberg einen mächtigen, schweinsledernen Folianten keuchend entgegentrug, der sich wie ein Corpus juris gebärdete, bei näherer Betrachtung aber als kunstvolle Pappschachtel erwies mit der Aufschrift in großen gotischen Lettern: Doctoris Qualms Werke. Eröffnet zeigte sich der wohlriechende Inhalt von zweihundert Zigarren aller Gattungen. Herrn Florian aber wurde von Elisabeth, die als verheiratete von den ledigen Schwestern zu dieser kühneren Unternehmung überredet worden war, ein Perlenbeutel eingehändigt, der ein ideales Frauenzimmer mit allem Anschein von Reichtum und Pracht eingewirkt zeigte. Der Beutel enthielt eine Menge goldener und silberner Spielmarken und außerdem ein Lebkuchenherz, schlicht, braun gebacken und mit einem schön geschriebenen Zettel in der Mitte.

Auf dem Zettel aber standen diese bedeutsamen, von Charlotte mehr zweckmäßig als kunstvoll gereimten Verse:

„Hier hast Du Deines Sinns begehrte Gegenstände.
Du findest keine Frau so schön wie hier gestickt,
An der Gestalt und Geld vereinigt Dich erquickt.
Ist auch die Münze Schein, wie alles Irdische eitel,
Du hältst zu guter Letzt doch einen echten Beutel,
Und mit dem Herzen, Freund, beende sich Dein Suchen,
Ist's nur aus Teig gemacht, bleibt's doch ein Honigkuchen."

Herr Florian sah vom Perlenbeutel auf die errötend lachende Elisabeth, die sich sogleich nach ihren Schwestern umwandte, von Elisabeth wieder auf das Lebkuchenherz, das er mit einer

betroffenen Verbeugung an seine Brust drückte. Bei dieser Gebärdensprache beobachtete ihn Heinrich Frantzl mit einem nervösen Augenzwinkern und schlug ihn auf die Schulter: „Ha, Freund, so was hast du zum Fressen gern, und dennoch ist nichts schwerer verdaulich als ein Herz, eins aus Lebkuchen natürlich, von dem andern weiß ich nichts, denn ich wenigstens habe noch keine Menschenherzen verspeist, du vielleicht?"

Thea stand vor ihrem Puppentheater, in dem Anblick der Dornröschenszenerie versunken. Konnte das sein, war es möglich? Sie hatte doch eben früher genau zwölf Püppchen gezählt, zwei Bäuerinnen, zwei Stubenmädchen, zwei alte Weiber, zwei kleine Kinder, zwei erwachsene Damen mit Federhüten und zwei Ballettmädchen mit Reifröcken und roten Miederchen. Jetzt aber fehlen gerade die Ballettmädchen. Richtig lagen die auf Coronas Tischchen unschuldig neben einem großen Buche. Vielleicht war das ein Irrtum von Tante Elisabeth. Jedenfalls hatte Thea zwölf Puppen zuerst bei sich gesehen und gezählt, und die zwei waren ihr zu Unrecht entzogen und Corona zugebracht worden. Corona war gerade mit der Betrachtung eines Reiters auf dem Baume beschäftigt, als Thea heranschlich und ihr rechtmäßiges Eigentum, die beiden Ballettmädchen, wieder an sich brachte. Sie legte sie befriedigt in schöner Ordnung neben die Damen und widmete sich der Bewunderung einer von Onkel Frantzl abgebrannten bengalischen Kerze. Indessen vermißte Corona wieder die beiden Ballettmädchen, auf die sie das bessere Anrecht zu haben vermeinte, entdeckte sie gleich auf Theas Gabentischchen, schlich zierlich auf ihren Zehenspitzen unbemerkt hin und holte sich die beiden treulosen Jungfern zurück.

Indessen die Großen mit Lachen, Geschenkesuchen und -geben und mit dem Lesen aller Verse und Devisen zu tun hatten, wiederholte sich dieser zarte Raub und Gegenraub in aller Stille etliche Male, ohne daß die Kleinen etwa gestritten oder miteinander über ihr wirkliches oder vermeintliches Recht auch nur ein Wort gewechselt hätten. Ebensowenig fragten sie auch ihre Mütter oder Tanten, sondern versuchten immer und in aller Sanftmut ihre bestrittenen Balletteusen in Sicherheit zu bringen.

Von den Großen wurden Gedenkbücher ausgetauscht, in Plüsch gebundene mit Messingschnallen, schon standen mehr oder minder bekannte Dichtersprüche darin, und es fand sich, daß

Schwester Antonie in Agnes' Stammbuch die gleichen Verse geschrieben hatte wie diese in Elisabeths. Was eigentlich bloß in der beschränkten Zahl verfügbarer Zitate begründet war, galt nun gleich als wunderliche Fügung des Schicksals, als geheimnisvoll unverbrüchliche Gemeinschaft von Gefühl und Gedanken, recht als die gottgewollte Erathsche Seelenverwandtschaft.
In Agnes' Stammbuch fand sich übrigens als Überraschung eine Eintragung Hermann Leys, ein Gedicht, das niemand kannte, er mußte es also selbst gedichtet haben. Wie war es da hineingeraten, wer hatte ihm das Buch in die Hände gespielt? Agnes las und las die schönen Verse, die mit sauberer Schrift eingetragen waren, und staunte über die Freiheit der Gedanken wie über den Schwung der Worte, die sich selbstverständlich weit über alles erhoben, was sie bei irgend einem Anlasse zusammenreimen konnte. Auch Charlotte wäre dazu unfähig gewesen. Agnes bewunderte den Geist und auch die Freundlichkeit Leys, der heute ihrer gedacht hatte, trotzdem er nicht eingeladen war, aber irgendwie empfand sie diese geistige und ungerufene Gegenwart doch wie eine peinliche Mahnung und Forderung.
Wer hatte ihm das Stammbuch gegeben? Als sie es unentschlossen weglegte, stand ihr Schwager Amersin hinter ihr und lächelte sie verschmitzt an. Er war es gewiß, abermals der gefällige Freund für einen unsichtbaren Freier?
Amersin sagte: „Nun, kleine Schwägerin, der Ley macht sich selbst und dir einen eigenen Vers. Reim' dich, oder ich fresse dich!"
„Nichts da, ich reime mich nicht," und war schon mit der anmutigsten Wendung davon.
Amersin schüttelte den Kopf und dachte: — Geduld! —
August Erath der ältere ging von einer Gruppe zur anderen, besah die Geschenke, machte seine bedächtigen Bemerkungen dazu und wurde von Charlotte in eine Zimmerecke im Hintergrunde geführt, wo seiner eine Hauptüberraschung wartete.
Er hatte nämlich für den ersten Weihnachtsfeiertag einen mächtigen Indian gekauft und in die Küche eingeliefert, und siehe da, der lehnte jetzt in einem Fauteuil, als Naßwalderin gekleidet, Agnes und Charlotte hatten ihn gleich so ausstaffiert und im letzten Augenblick noch das Kostüm genäht, einen grauen Rock, eine Samtjacke mit glänzenden Knöpfen, weiße Schürze, rotes

Kopftuch mit Edelweiß, Perlen um den Hals. So saß die Dame Naßwalderin-Truthahn auf einem papierenen Tischtuche würdig zurückgelehnt, vor ihr brannte eine rote Wachskerze, und im Schnabel hielt sie einen Zettel mit dem allbekannten „Naßwalderwahlspruch“: „Waldesgrün und Heiterkeit, euch sei unser Lied geweiht.“
Bruder August, der Studio, fand eine „volle Wichs“ auf seinem Tische zugerichtet, neben Stifters „Hochwald“, neben einem Dutzend schöner Taschentücher, einer silbernen Tabatière und ebenfalls einem Gedenkbuche. Die „volle Wichs“ war ihm von Charlotte gespendet, denn die großen Stulpenstiefel, der glänzende Pallasch, Barett und Fausthandschuhe kosteten einen erklecklichen Betrag, den er allein nicht aufgebracht hätte.
Alle bewunderten dieses Geschenk und ließen sich gleich die bedrohlichen Terzen, Quarten und Quinten vorzeigen, die man schlagen konnte. August wies dies alles höchst fachmännisch, während Heinrich Frantzl dazu die Gesichter und Gebärden der äußersten Besorgnis spielen ließ.
Dazwischen schwatzten und lachten die jungen Frauen und Mädchen, lärmten die Kinder, die Kerzen brannten und dufteten, die Schatten an den Wänden nickten und neigten sich. Die Kinder kreischten, weinten und wurden besänftigt.
Heinrich Franzl spielte „Stille Nacht, heilige Nacht“, die Ehepaare faßten einander wortlos bei den Händen, die Mädchen standen beisammen, die jungen Männer in einer besonderen Gruppe, August Erath der ältere ganz vorn mit silberweißem Haar und Bart und von den Kerzen voll bestrahlt wie ein rötlicher Fels, groß, ruhig, das neue perlengestickte Käppchen in der Hand und einen eigentümlichen abweisenden Ausdruck in den Zügen. Agnes ging als erste zu ihm, küßte ihm die Hand, er streichelte ihren Scheitel, Antonie griff er unter das Kinn und nickte ihr zu, Charlotte desgleichen, endlich führte Elisabeth Corona und Albrecht zu ihm, er blickte sie an, als dächte er an etwas anderes und fragte: „Wo ist dein Mann?“ Ehe sie aber antwortete, sagte er, jedes der Kinder leicht in die Wange kneifend: „In diesem Zimmer lag ich.“
„Warum denn? Was meinst du, Vater?“
„Ich meine die Weihnachten sechzig.“
„Du lagst hier?“

„Am Typhus lag ich, die Frau aber dort drin, im Christbaumzimmer, auch am Typhus. Sie haben sie dann tot hier durch und an mir vorbeigetragen.“
„Schrecklich!“ seufzte Elisabeth auf, die diese entsetzlichen näheren Umstände des mütterlichen Hinganges zum ersten Male vom Vater hörte.
„Und du warst bei Besinnung?“ fragte sie.
„Freilich. Nie war ich mehr bei Besinnung als damals im Fieber. Seitdem kann manches an mir vorübergehen, ohne daß ich dazu etwas sagen will oder was Besonderes dabei finde. Die Agnes war damals fünf Jahre alt, nicht mehr, und hat für ihr Leben gern gezeichnet und mit Wasserfarben gemalt. Ein paar Tage vorher, als wir zwei — die Mutter und ich — noch ganz gesund waren, hat das Kind lauter Leichenzüge gemalt. Ganz deutlich waren sie zu erkennen, schwarze Wagen, schwarze Pferde, schwarze Straße, schwarze Fahnen darüber. Nun, nun, es ist gut, daß man so etwas nur einmal erleben kann. Das Kind hat es sicher nicht verstanden, warum es immer Leichenzüge malen mußte. Schade, daß ich dann krank wurde, ich hätte mir die Blätter gern aufgehoben: Ein Andenken vom Tode.“ Damit lachte er, lachte herzlich und wiederholt, schüttelte den Kopf, legte dann die Hände auf den Rücken und trat so ins Dunkel zurück.
Elisabeth ging mit ihren beiden Kleinen in die Amersinsche Wohnung hinunter, wo Antonie auch bereits die ihrigen mit allen Eßherrlichkeiten fütterte, dann kleidete sie sie in ihre warmen Wintersachen, denn sie sollten heimgehen, schlafen, Adam Hirt wollte sie geleiten. Da erschien ihr Mann auf einen Augenblick im Kinderzimmer und sagte: „Ich bringe sie selbst nach Hause. Ich bin ja in einer halben Stunde wieder da.“
Elisabeth war es zufrieden, Adam Hirt wurde ja jetzt tausendmal anderweitig gebraucht. So nahm der Vater seine beiden Kinder, Elisabeths Kinder an der Hand mit drolligen Gebärden und den Weinenden gütlich zuredend, denn sie wollten noch lange nicht fortgehen, drehten und wendeten sich in ihren Vermummungen, endlich bekam er sie zusammen und zum Weggehen.
Elisabeth trat mit ihnen in den langen Flur und begleitete sie bis zur Haustür, tröstete die Kleinen mit Zurufen und Abschiedsworten, indessen trug Heinrich ihre liebsten Geschenke auf

beiden Armen, hatte Pakete über der Schulter hängen wie ein gebückter Weihnachtsmann und sagte zu seiner Frau: „Geh' fort, daß du dich nicht erkältest in deinem leichten Kleid. Der Schnee und Sturm draußen braucht gerade so was für eine Lungenentzündung. Ich bringe die beiden schon nach Hause und zu Bett wie sonst.“ Damit schlug er die Türe auf, der Wind trieb eine Wolke Staubschnees hinein, daß sie vor der Kälte und Feuchtigkeit schauernd zurückfuhr und nasse Augen bekam. Sie hätte gleich weinen mögen, weil sie Vaters wunderlich entrückte Erzählung vom Tode ihrer Mutter noch im Kopfe hatte und ihren Mann nun im Sturm verschwinden sah, als ob sie ihn hinausgestoßen hätte. An die beiden Kleinen dachte sie gar nicht, die waren gut vermummt und hatten von ihr auch zärtlich Abschied genommen, denen konnte nichts geschehen, nur um ihren Mann war sie besorgt, der da in die Nacht fortging. Beinahe hätte sie ihn zurückhalten mögen. Es war doch wohl nur eine ärgerliche Schwäche. Nun würde er die Kinder mit Wetti niederlegen „wie sonst“. Er hatte dies ohne Absicht und ohne Anspielung gesagt, so selbstverständlich war es ihm schon geworden, daß sie abends von seiner, von ihrer Wohnung fortging und hierher kam, daß sie die Kinder allein ließ. Wenn ihm oder den Kleinen daheim etwas zustieß, würde sie es gar nicht einmal gleich wissen. An ihr würde man nichts und niemand vorübertragen, denn sie war ja gar nicht bei Nacht zu Hause. Sie schüttelte ärgerlich den Kopf, wandte sich zurück und stieg die Treppe hinauf, um wieder in die wohlige Wärme und Dämmerung der Wohnung zu kommen. Auf der Stiege begegnete ihr Florian mit strahlendem Blick in seinem festlichen schwarzen Anzug, eine weiße Rose im Knopfloch.
„Hier habe ich Ihren Perlenbeutel in der Hand und Ihr süßes, großes Herz,“ lachte er und zeigte seine weißen, leuchtenden Zähne.
Ihr erschienen sie wie das Gebiß eines Raubtieres, das gleich in dieses Herz hineinbeißen würde.
„Mein Herz?“ fragte sie abwesend.
„Ihr Herz, Ihr süßes Herz, Sie haben es mir geschenkt. Dank, nochmals Dank.“
Damit streckte er ihr seine beiden Hände hin, sie schlug ganz gedankenlos ein und gab ihm ihre Rechte, die er so leidenschaftlich an sich riß, daß sie auf der Stiege — sie ging und

stand gerade an der schmalen Schneckenseite der Treppe — ins Wanken geriet und seitwärts an ihn fiel. Ihr war taumelig und benommen zumute, war es ein Anfall von Ohnmacht, von Müdigkeit, war sie vor grundloser Bekümmerung so schwach und wehrlos, sie fühlte sich umfaßt und von diesem Mund mitten auf den ihrigen geküßt, so stark und schnell, daß sie diese wilden weißen Zähne auf ihren Lippen spürte und, in diesem Augenblick aus dem Taumel gerissen, sich zusammennehmen und ausbeugen wollte, als er sie auch schon, irgend etwas flüsternd, losließ, denn von oben drang durch die geöffnete Tür eine starke Welle von Gelächter und Stimmen, die ihn von ihr riß. Mit einem Satze stürmte er hinab, sie aber tateste sich blutübergossen und bestürzt, an das Geländer der Treppe geklammert, hinauf, bis sie von der vertrauten purpurnen Helligkeit wieder sanft umfaßt und beruhigt, alle Versammelten in unveränderter Heiterkeit sah wie vordem. Zwischen ihrem Verschwinden aus diesem Raum und ihrer Wiederkehr, seit sie ihre Kleinen eingehüllt und ans Haustor begleitet, bis jetzt, wo sie nach einem Hangen über einem Abgrund sich hierher geflüchtet hatte, schien ihr ein Jahr, nein, ein Leben zu liegen. Sie war auch gestürzt. Ja, sie hatte nur nichts davon gewußt. Beim Sturz aber drängt sich alle gelebte Vergangenheit ungeheuer zusammengepreßt in diese wenigen Sekunden vor der letzten. Dann hat man in einem Nu mehr erfahren als in einem ganzen übrigen Dasein. Jahre der Trennung von Mann und Kindern lagen hinter ihr, seit sie Heinrich vor zwei Minuten unten verlassen, was war mit ihr geschehen, seit sie damals ihrer ehelichen Wohnung Knall und Fall den Rücken gekehrt hatte? Warum wohnte sie hier, wo sie ja doch längst nicht mehr zu Hause war und nicht mehr hingehörte, wo sie schutzlos fallen konnte, ohne daß sie jemand aufhob. Niemand war für sie da! In ihrem Elternhause niemand! Ihr Mann, ihr natürlicher Helfer, war weg, freilich ließ seine Verteidigung manches zu wünschen übrig, aber er wäre doch wenigstens da gewesen. So aber fiel sie einfach diesem schlanken lauernden Raubtier an die Seite, und er hätte sie weggetragen, wenn nicht die Welle Lachen und Lichtes ihn verscheucht hätte. Jahre liegen in einem Heben und Senken der Wimpern, und zwischen einer Tat und ihrer Reue steht ein längeres Leben als oft zwischen früher Kindheit und spätem Tod, gestorben wird oft im Leben und oft gestürzt,

und viel, wieviel überlebt! Als kurz danach Florian wieder eintrat, sie mit seinem Blicke lachend und triumphierend suchte, fühlte sie sich in allen Gliedern gezerrt und gezogen und im Gehirn einen verzweifelten, zornigen Widerstand gegen diese Schwere, sie spürte ihr heißes Erröten und wandte sich ab, bückte sich und hob gedankenlos einen Goldflitter auf, den sie wieder hoch an die Tanne hing.

Die Lichter waren niedergebrannt, knisternd schwelten die Wachskerzenstümpfchen, die eigentümliche gedämpfte Spannung war gelöst. Man zog endlich paarweise über die Treppe hinab zum Nachtmahl. Elisabeth sah niemand, mit dem sie gehen konnte, fürchtete, daß Florian ihr seinen Arm bieten würde, den sie ohne Grund doch nicht hätte zurückweisen können. Da stand ihr Vater in einer Ecke, stumm und groß, sie schob ihren Arm unter den seinigen, und würdig gingen sie die Treppe hinab, die jetzt eng und gewöhnlich war, kein Abgrund und Sturz mehr. Die Kühle des Vorhauses erfrischte Elisabeth. Sie setzte sich zur Rechten des Vaters an die Spitze der langen Tafel, und Löffel und Bestecke, Teller, Schüsseln, Flaschen begannen zu klirren und ihren Lärm unter die Reden und das Gelächter der Gäste zu mengen. Zwei sechsarmige Leuchter brannten mit hohen Kerzen und streuten ihre zwölf Strahlen warmen gelben Lichtes aus. Adam Hirt füllte die Gläser. Bier stand braun mit weißen Schaumborten in den Pokalen und wurde rasch getrunken für den ersten Durst und zum ersten Hunger, dann aber kam der Tokaier, der honiggelbe, schwerflüssige Wein, der auf der Zunge wohlig hinabschleicht und das Herz sonnig macht. Über den Versammelten schwebte der leise Taumel der Gasterei und Freiheit, der jedes solche Fest vor dem Höhepunkte beseelt und blühen macht, unbemerkt trat Heinrich Frantzl ein, suchte mit den Blicken seine Frau, sah sie ganz oben beim Schwiegervater und fand sich ein Plätzchen unten an der Tafel.

Amersin erhob sich, Antonie schaute stolz auf ihn, denn sie kannte und bewunderte seine natürliche Redekunst. Er setzte langsam, überlegt, aber sicher Wort an Wort, so daß keines das andere verdrängte und ein Gedanke einfach und deutlich sich an den nächsten schloß, einleuchtend, aber doch nicht einfältig, sondern voll scherzhafter Bedeutung mit lauter sicheren Anspielungen, die der Beteiligte zwar spürte, aber stets ohne Be-

leidigung, nur wie ein angenehmes Prickeln. Er fand manche feine Wendungen ins Höhere, ohne Phrase, mit einem sicheren Schwung. Das mußte man ihm lassen, er verstand es, sich auszudrücken, aus ihm wäre ein ordentlicher Advokat geworden, wenn er hätte studieren dürfen, oder ein ansehnlicher Politiker. Elisabeth hörte ihm freilich nur mit halbem Ohr zu, aber Charlotte war dafür um so lebhafter interessiert, während Amberg zu ihrer Rechten flüsterte: „Reden werden auch geschwungen? Das wird ja immer großartiger."

„Nehmen Sie sich zusammen und antworten Sie," meinte Charlotte.

„Was könnte ich denn sagen? Gehöre ich denn zum Hause?"

„Gehört er denn dazu?" zischte Charlotte, zornig, daß Amersin sich anmaß, im Namen des Hauses hier zu reden, während ihr Vater, das eigentliche Oberhaupt, ruhig und aufrecht, aber stumm dasaß, lächelte und genau zuhörte, als wolle er sich kein Wort entgehen lassen. Ihr Vater hatte alles hier geschaffen, dieses Haus, seine Familie, seine wohlgeratenen, vornehmen Töchter, seinen großen Namen, Eraths Ansehen und Geltung, diesen Tisch selbst und diese vielen Gänge der guten Mahlzeit, schwieg aber und ließ den behaglichen, gesunden Eindringling reden, als gehörte dem diese ganze Welt, als hätte er die Firma zu verkörpern und im Namen dieses Hauses aufzutreten. Wie stand er breit und sicher da, so daß ihn jeder sah, keiner überhören konnte, wie sammelte er alle heitere Aufmerksamkeit auf sich und seine Worte! Er wartete nach jeder Salve des richtig eintreffenden Gelächters mit sorgsamer Berechnung, bis die Zustimmung verklungen war, um von neuem einzusetzen, immer stärkere Spannung und Anregung, immer mächtigeren Beifall hervorzurufen, der zum Schluß alle von den Stühlen hob und sich um ihn drängen ließ. Die Gläser stießen mit hellem, reinen Klingen an auf das Wohl der Familie Amersin, der heutigen Generation und der bereitstehenden, dermalen in den Bettlein schlafenden nächsten, auf das Wohl des besten Vaters und der nicht minder geratenen Töchter, auf das Wohl der Schönsten, also aller vier, denn welche hätte sich mit Grund allein gemeint fühlen dürfen, und auf das Wohl der Schwiegersöhne, der Redner nahm sich hierbei keineswegs aus, die vorzüglich gewählt und wählend das Richtige, die Richtige zu raten verstanden hätten und so weit es an ihnen läge, auch künftig

noch raten würden, denn namentlich auf das Wohl der künftigen Schwiegersöhne erhebe er sein Glas, sei vielleicht einer da, er möge sich melden, denn man sehe es einem nicht ohne weiteres an, ob er ein Eidam sei, dann könne man alles Nötige mit ihm vereinbaren und die Gläser anklingen lassen.

„Oho!“ rief Charlotte.

„Aha!“ entgegnete Amersin.

„Hihi!“ kicherte Heinrich aus seiner Tafelecke.

Da jeder der unverheirateten Gäste von dieser Ansprache zugleich getroffen oder verschont und geehrt war, gab es die angeregteste Dankbarkeit. Die jungen Ehepaare, die ehemaligen Mitverschworenen der ledigen Schwestern, lachten siegesgewiß, auch für diese Ehefeindinnen würde die Stunde kommen, darauf stießen sie mit Amersin an.

Auch auf das Wohl der Kinder, der gegenwärtigen und der kommenden, der erwarteten, wie der noch nicht vorauszusehenden wurde getrunken, auf das Wohlsein der befreundeten Firmen, Christian Frantzl schüttelte sich mächtig im Gefühl seiner Bedeutung als Firma und Freund, auf das Gedeihen der Wanderungen Herrn August Eraths seniors und der Paukereien Herrn August Eraths juniors, der mit krebsrotem Gesichte dasaß, immer bereit, eine Beleidigung irgendwoher aus der Luft aufzufangen, auf sich zu beziehen und etwa blutig zu rächen. Aber er trank gleichwohl mit Genugtuung und Würde, wenn auch Amersin das eigentliche gewiß nicht verstand, worauf es ankam.

„Die Ritter sahen mutig drein und in den Schoß die Schönen.“

„Nun, Agnes, was meinst du zu dieser Zukunft?“ fragte Wilhelm Alter seine Tischgefährtin.

„Sehr fatal bemerkte Schlich, aber nicht für mich,“ zitierte sie lachend.

„Nichts verschwören, bitte, nichts verschwören. Ihr glaubt am Ende, ihr seid es euerm Charakter schuldig, euer voreiliges Gelübde gar noch zu halten. Ist's nicht schlimm genug, daß ihr so etwas gelobtet? Halten wollt ihr es auch noch?“

„Was weißt du, ob es schlimm ist oder gut. Recht ist, was mir gefällt. Damit gut.“

„Also trinken wir auf die Freiheit. Prosit, Blume,“ sagte er und meinte Blume, meinte junge, rosa Rose, meinte vornehme seidene Prinzessin Agnes, meinte Frühling und unsagbare Anmut, die neben ihm den Kopf mit dem rötlich schimmernden Haar

gedankenvoll senkte und mit dem zierlichen Zeigefinger unsichtbare Zeichen auf das Tischtuch schrieb, Namenszüge, fremde Namen, welche Namen? Männernamen? Oder bloß den ihrigen als Unterschrift unter das Gelübde ihrer Einsamkeit?"
„Was hast du jetzt hier geschrieben?" fragte er.
„Nichts. Nichts," antwortete Agnes errötend, denn es war ihr selbst lästig, daß sie mit ihrem Zeigefinger die Worte des Gedichts niedergeschrieben hatte, das von Ley in ihr Stammbuch eingeschmuggelt worden war. Verwirrt strich sie mit zornigem Finger die unsichtbaren Verse aus dem glatten Tischtuch aus.
Wilhelm Alter sah diese rätselhaften, vertrauten zarten Gesichtszüge, dieses sanfte Rund der Wangen, die leise Einbuchtung der Schläfen, das rosige Ohr, die langen ruhigen Wimpern, die rein und kühn gezeichnete feine Nase, die eigentümlich strenge Bestimmtheit dieser Züge, die vielleicht einmal scharf wirken würde, jetzt aber überaus rührend schien, als so frühe Entschiedenheit, er beobachtete den versunkenen Blick der graugoldigen Augen. So nahe beisammen waren sie Jahre und Länder weit weg. Es war wohl kühn von ihm, in die Nähe dieses verwandten Herzens zu verlangen, denn er war arm und abhängig, sie aber reich und frei, aber doch war es wieder selbstverständlich, denn in ihm floß verwandtes Blut, das sie besser ahnen und darum rechtmäßiger verlangen durfte, als irgend ein anderes. Sie aber sah ihn nicht einmal an und am allerwenigsten hätte sie den Verwandten da als verliebten Freier anerkannt, der anderen Mädchen mit seinen sanften, doch männlich kräftigen Zügen, mit den gutmütig zutraulichen braunen Augen wahrscheinlich sehr wohl gefallen mochte.
Nach dem Essen teilte sich die Gesellschaft, die Verheirateten und die Älteren blieben an der Tafel sitzen, die Jungen gingen in die Erathsche Wohnung zurück, ließen sich in die Fauteuils sinken oder in die angenehmen Sofas in den lauschigen Ecken. Überall wurde Wein getrunken und gelacht, anzügliches bemerkt und gegenbemerkt, auch Florian war hier und schien Elisabeth zu suchen, die sich ihm aber entzog.
Heinrich Frantzl saß am Flügel und phantasierte, das alte Weihnachtslied ging durch allerhand Modulationen in Wagnersche Motive über und plötzlich unter einem kuriosen Schmunzeln in eine Tanzmusik. Das Walzer- und Trinkfinale der „Fledermaus"

vereinigte alle Jugend hier. Champagnerpfropfen knallten, der Wein floß überquellend in die Kelche und alles stieß an:

„Das ist einmal so Sitte
Chacun à son goût.“

Er sah beim Spielen seine Frau Elisabeth still eintreten, allein, niemand kümmerte sich um sie und sie schien auch niemand zu suchen, ließ sich tiefer im Stuhl nieder, faltete müde die Hände in den Schoß und neigte den Kopf. Sie saß ihm gegenüber in der Zimmerecke. Florian bemerkte sie und trat zu ihr, da erhob sie sich rasch, ging mit einer fast ungestümen Wendung zum Flügel und stellte sich neben ihren Mann, der spielte und immer eifriger, immer versunkener mit immer neuen rauschenden und lebhaften Stimmen die Operettenweisheit figurierte

„Das ist einmal so Sitte
Chacun à son goût.“

Florian tat, als sei alles ohne Absicht so geschehen und wandte sich einer anderen schönen jungen Frau zu. Frantzl beugte den Kopf über die Tasten und schüttelte seine Mähne und tat, als gebe es nichts auf der Welt, als diese schwarzweißen Klavierfelder, aber dabei entging ihm keineswegs, daß seine Frau eine Träne im Auge hatte. „Schon gut, schon gut,“ dachte er „warum soll ich allein es schlecht haben?“

„Das ist einmal so Sitte
Chacun à son goût.“

Amberg war in die Winternacht hinausgeeilt, durch den beschneiten Garten. Unterm Sternenhimmel glänzte unsicher ein Kerzenlicht im Gartenhäuschen. Er öffnete die Tür, das Licht erlosch, zwei Arme legten sich um seinen Hals und Charlotte küßte ihn mit einem wilden Jauchzen.

„Warum stiehlst du uns einen solchen Augenblick?“ fragte Amberg, „warum schämst du dich meiner, warum können wir nicht vor aller Welt miteinander gehen und uns verloben, wie alle Welt, was soll diese Minutenherrlichkeit, Charlotte, du weißt doch, ich will dich haben, aber ganz, nicht so auf einen Raub!“

„Still, kleiner Student! Küß mich! Das ist ganz gut!“

„Nein. Jetzt erst recht nicht, bis du mir sagst, was du von mir willst, was aus uns werden soll, denn ich will dich haben, verstehst du, nicht bloß deinen verliebten Mund, sondern dich!“

„Mich willst du haben, du Vorwitz und willst mich nicht einmal

küssen? Komm, küsse mich, kurz, aber gut, alles andere geht dich nichts an."
„Warum willst du mich nicht heiraten? Närrchen?"
„Will ich denn nicht? Hab' ich vielleicht schon abgesagt?"
„Hast du vielleicht zugesagt?" Mir ist nichts bekannt!"
„Nein, zugesagt habe ich freilich nicht. Dazu ist's noch Zeit. Einstweilen bist du noch ein Prüfling und nicht einmal Doktor, ich aber bin eine alte Person. Das gibt kein brauchbares Ehepaar."
„So schämst du dich meiner?"
„Nun ja, ich könnte mich freilich mit einem kleinen Studenten nicht gut sehen lassen. Das mußt du wohl einsehen. Also gib schön deinen Mund her, küssen kannst du wie ein Alter!"
„Hast du's schon mit einem Alten probiert, Jungfer?"
„Pfui. Jetzt wiederholst du die Prüfung zur Strafe."
„So. Kenne sich einer bei dir aus. Du Teufel."
„Glaub's selber. So und jetzt ist es genug! Fertig! Ich muß zurück, man vermißt uns sonst." Damit entschlüpfte sie ihm und eilte rasch, die Röcke hochraffend, über den verschneiten Weg ins Haus zurück, Amberg ihr nach, hatte sie eben erreicht, preßte seinen Kopf in ihren Nacken und küßte sie da im Flug und Flur als Amersin aus der Tür des Magazins trat. Er schien nichts zu bemerken, sondern ging an den beiden vorüber, die verwirrt zur Tafel zurückkehrten.

9.

Adam Hirt jätete Unkraut im Garten, er reinigte den Saum des Rasens und harkte gleich auch den schmalen Weg zurecht, dazwischen befestigte er ein paar Rosen mit Bast an ihre Stäbe. Er verstand es, vielerlei Dinge unter einem zu betreiben, aus dem schmallippigen, zahnlosen Munde zog er die langen Baststreifen hervor, wenn er gerade für einen Augenblick eine Hand und einen Blick für die schöne „Madame Testout" frei hatte, die schon in Knospen stand, in der vorgebundenen blauen Schürze sammelte er das ausgejätete Unkraut, denn er wollte durchaus keine Unordnung im Garten dulden, aus der Rocktasche lugte eine Baumschere, die er auch anwandte, wenn er dazu kam, vor ihm lag die Spitzhaue und ein Holzrechen, er führte den Spaten und mit der Linken vermochte er gelegentlich noch ein hochrot und blau gemustertes Sacktuch hervor-

zuholen, um sich den Schweiß zu trocknen, denn die Sonne beschien gnädig diesen gerechten kleinen Knecht und brannte auf die violetten oder silbernen, goldenen und roten Glaskugeln an den Rosenstäbchen, so daß es in dem kleinen grünen Gartengeviert ein Gleißen und Funkeln gab wie von Diamanten und Edelsteinen in einem Märchenpark.
Der bucklige, friedlich bemühte kleine Gärtner paßte gar nicht übel in diese Frühlingsmärchenhaftigkeit, die freilich überall wahr wird, wo blauer Himmel und steilere Sonne auch nur ein paar Büsche und ein paar Quadratmeter Raum und Rasen vorfinden, die sie durchleuchten, erwecken, beseligen können. Sogar Bienen fehlten nicht mit Summen und Suchen, nach denen man doch inmitten der Stadt vergeblich gesucht und gesummt hätte. Von den hüpfenden Spatzen, die jezuweilen Brösel aus einer dritten Tasche bekamen und von den schwarzen Amseln, den frechen Stadtvögeln, die sich am liebsten gerade vor Adam Hirts Füßen aufhielten, ist gar nicht erst zu reden, denn sie brauchen nicht einmal Sonne und blauen Himmel, um sich wohlzufühlen, aber diese gelbschnäbelige Amsel, fast so groß wie ein junger Rabe, konnte am Abend, wenn es rot über den Dächern und zu ahnen stand, daß die Sonne fortging, auf dem niedrigsten Ast des Nußbaumes zu singen anfangen, mitten in ihrem Lied, das zärtlich und spöttisch, wehmütig und übermütig zugleich klang, wie kein Menschenlied jemals zu sinnen und klagen, zu spotten und sich schmerzlich zu brüsten weiß, mitten drin konnte sie auf den nächst höheren Ast springen, ohne daß der Ton abriß; sie spann ihn vielmehr wie einen Purpurfaden, der je dünner, desto glühender wurde, auf einem dritten, höheren Ast fort, bis sie in der verglühenden Dämmerung ganz oben auf dem Wipfel und auf der letzten zartesten Astspitze wippte und ihre Töne wiegte, als wollte sie ihr freches und zum Zerspringen trauriges Herz der Sonne nachwerfen, dort über die Dächer hin. Dabei klang aber ein leiser Spott mit, denn der Racker wußte ja doch, daß er sein freches Herz behielt und morgen wieder ebenso hell und voll singen und klagen würde, so lange bis er Gott sei Dank die für Menschenaugen viel unansehnlichere graue, stumme Person, die unten mit einem Regenwurm beschäftigt war, richtig mit seinem Netz von Gesang und Spott und Klage und Übermut endgültig überworfen haben würde. Hat jemals eine Amsel erfolglos gesungen? Auch das

war das Märchen in diesem Menschengarten, daß er sogar ein solches Lied enthielt und einen Nußbaum, der zuerst seine Spitze für den Abgesang und dann eine versteckte Astgabel für das Nest hergab, um das es sich bei all der Begeisterung im Grunde handelte.
In dieses Bildchen von Stadthausgartenmai paßte auch das Eilen weißer Kinder, Ballwerfen, Jauchzen und „Fangerlspielen" gar nicht übel, denn auch Kindergeschrei ist grün und frisch, wie Löwenzahn und Gänseblume, wenn auch aus zäherem Stoffe, und ist's auch so was wie Unkraut, wer will es ausjäten? Selbst die weißen Leinentücher und Kissen, die sich an den offenen Fenstern des Hofes sonnten, stimmten zum Ganzen. Konnte überhaupt etwas stören an solchem seidenblauen Maientag im kleinsten Garten mit sonnendurchspieltem Baumschlag des schütterbewachsenen Nußbaumes, mit einem hölzernen Gartenhäuschen, an dessen Eingangstüre bunte Glasscheiben eingesetzt waren und an dessen hölzerner Sternspitze ein kunstvoll gewebtes Spinnennetz den selbigen Sonnenstrahl auffing und durchließ.
Adam Hirt reinigte den Kiesweg so genau, als wenn er ein Zimmer geputzt hätte. Man wäre auf dem weißen perlensauberen Boden ebensogut gesessen oder gelegen, als gegangen. Selbst das Knirschen der Schuhe auf dem Kies klang erwartungsvoll.
Ein langer Schatten wuchs über den Weg und knirschte fest und hielt jetzt hinter dem vorgebeugten Adam Hirt, so daß er, ohne den Kommenden gehört zu haben, einhielt, sich aufrichtete, auf den Spaten stützte und freundlich gespannt zu August Erath emporsah, der in seinem schwarzen Rock schlank, gerade und ernst, wie immer vor ihm stand.
Adam Hirt wußte, daß Erath ihm etwas zu sagen hatte, wenn er so zu ihm trat, während er arbeitete. Sie kannten schon lang genug ihre Gewohnheiten und Bräuche. Darum zog Adam aus einer vierten, aus der Brusttasche, eine kurze Porzellanpfeife, wischte seine Hand an der Schürze, versicherte sich, daß der Kopf des Rauchgerätes noch halbvoll war, stopfte mit dem Daumen nach, holte aus der fünften, aus der Hosentasche, ein Schwefelholz, rieb es an der rauhen Hose, wartete geduldig, bis es richtig brannte und entzündete die Pfeife, als Erath anfing: „Jetzt schickt mir der Wilhelm seit sechs Monaten jeden Sonn-

tag einen Boten mit einem Brief; er muß seine Leute ausbezahlen und hat kein Geld, ich soll ihm das Nötige um Gotteswillen schicken."
Adam Hirt nickte still vor sich hin, die Sache war ihm bekannt.
„Das letzte Mal hab' ich ihm sagen lassen, es wäre endlich genug, er habe noch nichts zurückgezahlt. Ich erwarte ihn heute mit seinen Büchern."
„Er wird heute kommen," sagte Adam und blinzelte zur Sonne hinauf.
„Jawohl," sagte Erath und blickte zu Boden.
„Und was wird dann sein?" fragte Adam.
„Dann? Nichts mehr wird dann sein, Wilhelm ist alt genug, ich habe ihn selbständig gemacht, ich hab' ihm das Geschäftel gegründet, ich hab' ihn hineingesetzt, er sollte sich weiterhelfen. Aber wenn er es eben nicht und nicht versteht, muß er ein Ende machen."
„Das heißt, du willst ein Ende machen und er soll es müssen."
„Er möchte und verstünde freilich etwas anderes, das weißt du wohl, Erath."
„Jedes möchte und verstünde noch ganz und gern viel anderes als was er muß. Aber Leben und Arbeit sind kein Spaß. Wir sind ins Wasser geworfen und müssen schwimmen."
„Ja, wenn man uns ins Wasser geworfen hat, freilich, aber man könnte einem als Schwimmeister auch eine Stange reichen. Wilhelm ist kein Geschäftsmann."
„Leider ist er keiner, so muß er denn beizeiten fremdes Brot suchen. Ich kann ihm nicht mehr helfen."
„Er hätte studieren wollen. Dazu hättest du ihm helfen sollen. Hätte auch weniger gekostet."
„Ich kann nur unterstützen, was ich billige. Ich habe ihn zu einem ordentlichen Kaufmann machen wollen. Warum habe ich es zu was rechtem gebracht? Wenn er wirklich einen so guten Kopf hat, muß er ihn auch im Geschäfte anwenden. Das ist doch wirklich keine Hexerei. Aber er hat eben keinen guten Kopf und er hat ein träges Herz, Adam."
„Nur, was wir mögen, wird uns leicht, was wir nicht mögen, aber müssen, wird uns schwer. Unser eigener Abscheu wirft uns lauter Prügel vor die Füße."
„Jawohl, wir machen uns selbst unser Unglück. Aber dann ist es eben zu spät."

„Es ist nie zu spät, Erath, für die Hilfe nicht und für den Willen nicht."
„Er ist zu allem zu alt."
„Mit dreißig Jahren?"
„Mit dreißig Jahren wieder ganz unten stehen, ist zu schlimm. Er kommt nicht mehr hinauf."
„Was willst du tun?"
„Nichts!"
„Das ist freilich wenig."
Erath schwieg. Daß Adam so zähe antwortete und ihm den eigenen Entschluß durch Billigung so gar nicht vorwegnahm, machte ihm das Gespräch sauer, aber er suchte ja solche Unterredungen nicht, um sich selbst zu hören, sondern des Rates wegen. Nicht etwa um ihn zu befolgen und weil der große August Erath den kleinen Adam Hirt für klüger oder erfahrener gehalten hätte als sich. Er hielt sich vielmehr durchaus für gescheiter, schon weil er aufrecht und nicht verwachsen war, und weil er Erfolg und Ansehen in der Welt errungen hatte, denn wäre Adam gescheiter gewesen als er, so stünde jetzt Erath mit dem Spaten da und Adam im schwarzen Rocke. Aber gleichwohl brauchte Erath diese zwecklose Gegenstimme, wie jeder Mann sein Gewissen braucht.
Hinwiederum wußte Adam ebenso genau, daß Erath auch ohne und gegen seine Einwände das tat, was ihm gut dünkte, aber darum hielt er erst recht mit seiner Meinung nicht zurück. Was den Erfolg betraf, so hatte Adam seine besonderen Gedanken darüber, aber allerdings keine Aussicht, diese Beurteilung in der Welt durchzusetzen, der nur als gerecht gilt, was gelungen ist. War er mit seinem Buckel vielleicht so schön geraten, daß er jemand von seiner Meinung überzeugen konnte? Und doch weiß vielleicht ein Krummer am besten, was gerade ist.
Endlich sagte Erath vor sich hin: „Ich kann nichts mehr für ihn tun. Ich habe ihm ein ganz nettes Vermögen vorgeschossen und er hat es eingeschustert. Das muß genug sein. Kann ich denn meine Kinder verkürzen? Und meine Enkel?"
„Haben sie es etwa schon spüren müssen, daß du dem Alter etwas hast zukommen lassen?"
„Nun spüren noch nicht. Das wäre doch allzu arg. Aber kann ich es so weit kommen lassen, bis wir es spüren?"
„Da willst du von Hilfe reden? Solange dich deine Hilfe nicht

schmerzt, solange sie dich nicht brennt, ist überhaupt noch nichts geholfen. Gut sein fängt erst an, wo es wehe tut."

„Das Gutsein täte nicht mir weh, sondern meinen Kindern, wenn ich Unschuldige verkürze."

„Nun, auch deine Kinder sind mit Alter verwandt, es würde ihnen wohl nicht schaden, wenn sie ihm auch etwas zuliebe täten."

„Meine Kinder? Wie kämen denn die Mädchen dazu?"

„Vielleicht die Agnes. Du könntest den Wilhelm darüber fragen. Ich weiß freilich nichts davon."

„Das fehlte mir gerade. Da gäbe ich noch lieber doppelt so viel weg, ehe ich den Wilhelm über Agnes fragte. Für ihn ist die Agnes nicht bestimmt. Das bitt' ich mir aus."

„Aber er war leider für sie bestimmt."

„Um so besser hätte er auf sein Geschäft achten müssen, statt dessen ist er hinuntergeschwommen wie ein Stück Holz."

„War er faul? War er leichtsinnig? Hat er spekuliert?"

„Nein, zu all dem ist er zu anständig."

„Selbst zum Fortkommen ist er zu anständig. Darum ist ihm auch nicht zu helfen! Was?"

Erath nickte: „Er muß eben zusperren, sehen, wo er anders unterkommt und langsam seine Schulden abzahlen. Ich will meinetwegen warten, bis er alle anderen Gläubiger befriedigt hat. Aber ich kann ihn nicht weiter halten. Er ist alt genug, für sich aufzukommen. Und damit Schluß."

„Schluß mit Jubel. Langmut mit Rückzahlung. Gut, daß du mit deinen Kindern noch nicht soweit bist, wie deine selige Schwester mit deinem Schwestersohn."

„Solang ich lebe, kann ich ihnen helfen."

„Und später."

„Ich lasse ihnen so viel, daß sie sich auch später halten können. Darum darf ich ihnen aber von Wilhelm nicht noch mehr entziehen lassen."

„Wenn man alles berechnet, muß alles stimmen. Wenn aber einmal was nicht stimmt, nützt kein Rechnen."

„Ich bin nicht reich genug, für weitere nutzlose Aufwendungen. Es ist zu spät, Adam."

„Es ist nie zu spät, Erath."

„Jeder hat recht, wie er sagt, und jeder hat unrecht."

„Du hast leicht großmütig sein."

Adam lachte: „Freilich, ich habe leicht großmütig sein. Wenn ich gut bin, tut es mir nicht weh, denn ich habe nur meine Hände und Füße dazu. Du aber hast Geld und sollst es ausgeben und just einmal zum Fenster hinauswerfen, das tut mehr weh. Ich werde nur müde, du aber könntest ärmer werden. Glaubst du, daß ärmer werden mehr weh tun könnte, als müde werden?"
„Bin ich vielleicht nicht müde?"
„Weil du alt bist, Erath, nur weil du alt bist, nicht von lauter Opfern."
„Müde ist müde. Das kannst du mir glauben."
„Glaub's schon! Glaub's schon!" und stach scharf und gerade mit dem Spaten in den Rasenrand.
Erath kehrte in seine kirschholzene Wirklichkeit zurück, wo ihn, Schlag zwölf, Wilhelm Alter aufsuchte.
Der war zu diesem schweren Gang schwarz und feierlich angekleidet, mit Zylinder und Stehkragen, wie zu einem Prozeß, wo man seinem Richter zuliebe alle äußere Nettigkeit pflegt, obschon es einem recht nach Unordentlichkeit und Stehen- und Liegenlassen zumute ist.
Als er von der Kandlgasse, wo er sein kleines Geschäft hatte, einen Seidenhandel, der die fertigen Waren der großen Fabrikanten an einzelne Abnehmer in kleineren Partien weitergeben sollte, die wenigen Minuten bis hierher ging, schien ihm der Weg so endlos schwer, wie aus dem Glück ins Unglück. Warum hatte er dieses unselige Geschäft aufgemacht, wozu er doch nicht taugte und trotzdem er es genau wußte? Er hatte geglaubt, Agnes zuliebe werde er sogar ein Geschäft betreiben und zu Wohlstand kommen können, denn wenn es ihm glücke, werde er die Braut gewinnen. Wer hatte ihn geheißen, eine solche Frau zu begehren, die von seiner Liebe nichts wissen wollte, weniger noch, als er vom Handel. Da war man dreißig Jahre alt geworden, zuerst mit Sehnsucht nach Büchern und Wissenschaft. Gott weiß, warum er unsern Leidenschaften so wenig freie Zeit gibt, denn sonst hätten alle Pflichten wahrscheinlich zu früh Feierabend. Die zweite Hälfte seiner dreißig Jahre hatte er wieder mit Sehnsucht nach dieser Agnes zugebracht und geglaubt, er müsse und werde sie herbeiziehen. Sie war ja freundlich mit ihm, wie mit einem Vetter, war sie nicht freundlich mit allen wie die liebe Sonne? Aber sie hatte gewiß nicht einen besonderen Gedanken für ihn. So hatten seine Gefühle all die

Zeit schlechte Geschäfte gemacht: viel ausgegeben, wenig eingenommen. Darum hatte er borgen und borgen müssen und stand nun eben dort, wo er angefangen hatte. Schließlich hört jeder Mensch dort auf, wo er anfangen mußte.

Die Auseinandersetzung mit August Erath dauerte nicht sehr lange. Aus Adams Büchern, deren sauberen Auszug er mitgebracht hatte, ging schwarz auf weiß hervor, daß er viel schuldig war. Der Onkel sagte: „das mußt du natürlich alles bezahlen." Freilich, das mußte er. Aber wie? Nun, er mußte es eben abarbeiten. Er brachte den Wunsch, Herr Erath möchte ihm noch einmal helfen, nicht über die Lippen, denn er wünschte ihn gar nicht so arg; was er wirklich wünschte, war ihm ohnehin längst versagt: Bücher und blonde Kinder auf dem Lande in einem Schulmeisterhause, mit einem Garten davor und weite Berge, schwäbische oder oberösterreichische Berge im Rund und weiße Wolken darüber im Sommer mit Schwalbenflug und einem rauschenden Bache. Oder Agnes. Nichts anderes, als Agnes. Agnes statt aller Bücher und aller Schulmeisterei, Agnes als Berg und Tal, als Wolke und Sonnenspiel, als singender Bach und als blinkender Sternenhimmel und als alle Wissenschaft, und müßte er nicht sieben Jahre, sondern siebenmalsieben Jahre um sie dienen, Ketten mit schwarzen Geschäftsbüchern an den Beinen.

Da diese Wünsche aber nichts galten, lohnte sich kein anderer, als die Schuld dieser argen Zeche, bei der einer durstig und hungrig vom Tische aufgestanden war, abzutragen und einen Namen zu retten, an dem nichts gut war, als die Verwandtschaft, die darauf hielt.

Erath blieb das Neinsagen erspart. Aber gleichwohl war die Unterredung peinlich genug, denn Wilhelm Alter mied seither das Haus des Onkels. Er trat als Gehilfe in die Firma eines alten reichen Neubauer Seidenfabrikanten ein und zahlte monatlich seine Schulden von seinem Gehalt ab und lebte so dürftig und kümmerlich, als hätte er den Büchern und seiner Neigung gelebt. So viel war den anderen sein guter Name wert. Und hatte niemand, der ihn seiner selbst getröstet hätte: keine Frau, kein Kind, kein eigenes, kein fremdes, keine Heimat, keine Ferne oder Nähe, nicht Berg, noch Himmel, nur Arbeit und Armseligkeit, die unseligste Armut, die Menschen über Menschen verhängen können und deren Gott Zeuge war.

10.

Es war überhaupt Agnes Los, daß ihre Jugend und Anmut viel Liebe erweckte, ohne daß sie es auch nur bemerkte, denn sie lebte und blühte so für sich hin, als sei Schönheit nur für sich selbst auf der Welt. Sie war nicht geweckt und wußte nichts von sich, nichts vom Schicksal und Sinn des weiblichen Lebens. Als ihr aber dieser Sinn aufging, war es zu spät und bereitete ihr den größten Schmerz. Die gemeinen Leiden der Frauenschaft, richtig betrachtet auch ihre Freuden, wollte sie in einem spröden Freiheitsbewußtsein vermeiden, das ihr auch von Charlotte eingeredet war und worin beide Schwestern einander in großen Reden feierlich bestärkten. Agnes war liebenswürdig selbstsüchtig wie ein Kind und wußte daher noch gar nicht, daß nur, wer sich drangeben kann, erst die Krone des Lebens gewinnen darf. Sie glaubte, in hübschen Kleidern, bei guten Büchern, in zierlicher Gesellschaft, bei Tanz und Musik, im Theater und auf dem Lande sei alles Leben in der schönsten Ordnung beschlossen, wenn man das nötige Geld für das zeitgemäße Kleid und den feinen Hut für die Jahreszeit bekam, wenn man hübsche Sträuße band und sinnige Stammbuchdevisen austauschte, wenn einem überall angenehmes gesagt wurde, wenn man heiter und gesund war und wenn auch die Nächsten keine allzuschweren Übel erlitten, so daß man nicht allzuheftig mitzuleiden brauchte.
So leben ja die jungen Bürgermädchen allzumal in der Gesellschaft, und je schöner sie sind, desto länger können sie so bei sich selbst verweilen und, zart erstellt, mit einem gewissen furchtsamen Instinkt dafür sorgen, daß das Gleichgewicht eines so unverbindlichen Zustandes ja nicht gestört werde. So wird aber ein Wesen ausgeschliffen wie venezianisches Glas, so dünn und durchsichtig, klar und farbig, strahlend wie ein Kelch, aber auch so gebrechlich, daß es davor schaudert, zu denken, in den Kelch müsse glutfarbener Wein kommen und ein anderer voller Kelch daran stoßen, damit es einen hellen Klang gebe.
Vor nichts darf ein Mensch im Grunde mehr Angst haben, als vor sich selbst, aber zu nichts soll er darum auch mehr Mut finden, als zu sich selbst.
Mit ihrem bürgerlichen Mädchenleben ging es wie mit einer der vielen mühsamen Handarbeiten, die sie zu allen möglichen

Anlässen anfertigte: Ein solches Deckchen war für nichts, kein Fuß konnte darauf treten, keine Kälte sich daran wärmen, vielmehr kam es bestenfalls auf eine Tischplatte oder auf eine andere Decke und beschützte einen Schutz. Ein Frauenzimmer ist aber wie ein stärkeres Gewebe dazu gemacht, einen Leib mit ihrem Leibe zu decken und zu wärmen, Leben auf Leben zu pressen und Leben zu tragen.

Herr Ley machte ihr viele Sorgen. Um ihretwillen, nicht um seinetwillen. Denn Herr Ley warb geduldig um sie, er durfte nur beileibe kein deutliches Wort darüber reden, eine harte Frage hätte ja dieses angenehme Verhältnis stören und aufheben können, das zwischen ihnen schwebte wie ein Klang, der aus irgend einer Ferne kommt, als hätte ihn kein Mund geblasen, keine Hand gestrichen, sondern ein Lüftchen übers Tal gesungen und geschwungen. Herr Ley war aber ein zu dringlicher und feuriger Mensch, als daß er ewig in diesem luftigen Schwebezustande hätte aushalten können. Das machte ihr Sorge, wenn sie ihm auch jedesmal auf das geschickteste auszuweichen verstand, so oft er ihr nähertreten wollte, aber doch immer so, daß sie nicht weiter auseinanderkamen, als früher, denn an seiner Freundschaft war ihr sehr viel gelegen.

So ging es nun schon seit mehr als einem Jahr:

Suchen und sich finden lassen, aber um sich unter einem wieder zu verstecken, verlangen und verneinen, aber dabei vertrösten! Es gab lauter gemeinsame höchste Interessen, wobei aber jedes etwas anderes meint und versteht; der Ley einen Inhalt, die Agnes eine Form, der Mann den Geist, die Frau den Ton, er einen Sinn, sie ein Gefühl, beide aber ahnen, daß gerade dies Mißverständnis ein Einverständnis ausmacht und daß die Verschiedenheiten ineinanderpassen, wie die Schrauben in die Mutter.

Man spricht von unerfahrenen Kindern und weiß gar nicht, wie sicher und wohlbewußt die kleinen Racker umherspringen, aber von unerfahrenen Jungfern und Junkern spricht man nicht und hat keine Ahnung, wie wenig sie um sich selbst und eins um das andere Bescheid wissen in ihrem Nachtwandel.

Irgendwann ruft das Schicksal von draußen — langmütig schaut es diesem zierlich tödlichen Spiel zu —, aber einmal ruft es doch, und dann gibt es einen Schrei.

Amersin, der für Ley wie für Agnes eine aufrichtige Freundschaft

empfand und an all diesen Verwirrungen des Gefühls unbeteiligt, sich so recht zum Vertrauten eignete, hatte mit Agnes einmal an dem runden Tisch unter der Petroleumlampe nach dem Abendessen, als die Kinder zu Bett gebracht waren, ein Gespräch:

„Nun, Schwägerin, Agnes, ehrengeachtete Jungfer, wertgeschätztes Fräulein, wie lange zierst du dich noch, bist du nicht schon achtzehn Jahre unverheiratet, bist du denn nicht eigentlich nur deshalb Fräulein, damit du einmal gnädige Frau wirst? Ich glaube, ich könnte dir zu diesem Stande verhelfen."

„Du bist doch schon verheiratet, Schwager," fuhr Charlotte dazwischen.

„Ja ich, ich bin leider Gott sei Dank bereits versorgt und aufgehoben und wäre ich nicht ein so hoch ehrbarer Mensch, ich stünde nicht ein für eure Unbescholtenheit, besonders auf dich, Charlotte, hätte ich es abgesehen, dir wollte ich den Herrn zeigen, du übertriebenes, dreimalgebeiztes Ehehindernis, du listiges Vorurteil, du Schlange ohne Paradiesapfel, du Verführerin zu nichts und für nichts. Warte nur, du wirst zu spät zu dir kommen."

„Ich, du Grobian, du Bauer, du-du-du Mannsbild, glaubst du, was Antonie kann, könnt' ich nicht auch, wenn ich nur wollte."

„Na kriege nur einmal vier Kinder in sechs Jahren nebst einem Gemahl von rechtswegen! Dann darfst du mitreden. Aber du mußt beizeiten dazu schauen, sonst bleibt dir nichts übrig, als daß du es als Gouvernante probierst, oder als Pfarrerköchin."

„Vier Kinder in sechs Jahren und noch ein Gemahl, wie du dazu, das sollte gerade mich verlocken? Ich denke, dein Beispiel müßte uns Ledige warnen."

„Ja, so redet jede Füchsin von den Trauben. Spring' erst und koste davon, bevor du sie sauer findest. Aber rede mir Agnes nicht noch ab."

„Nun, Andreas, was weißt du für eine Auskunft? Aber ohne vier Kinder zunächst, das bitt' ich mir aus!" lachte Agnes.

„Das magst du dir dann nach Belieben einteilen. Soweit darf ich mich leider nicht einmengen."

Antonie, die gerade ein Wämschen flickte, sagte leise dazwischen: „das Rudel Geraunz und Schlimmsein ist ja doch die Hauptsache".

Charlotte zürnte: „Bis man dazu kommt, ist man schwach und

krank und wird's bestimmt, wenn das Rudel einmal da ist. Das zehrt und säuft und praßt mit einer Mutter Leib und Blut und verschwendet's wie die Räuber."
Antonie tröstete: „Ja, woher sollen die Kinder es denn nehmen? Und wem sollten wir uns denn geben?"
Amersin lächelte: „Nun für den Mann bleibt nicht immer genug übrig dabei, das ist wahr, und unter diesem Gesichtspunkte teilen die Mütter ungerecht." Antonie fuhr ihm mit ihrer kleinen weichen Hand über den Mund.
Charlotte drauf: „Schweig' Mannsbild. Ihr nehmt euch das Beste vorweg und dann wollt ihr euch noch beklagen, daß euch nicht genug übrig bleibt."
Agnes lehnte sich in ihrem Stuhl zurück, kreuzte die Arme über der Brust und sagte: „Nun hab' ich noch immer nicht gehört, was du für oder wider mich weißt und im Plane hast, Schwager."
Amersin entgegnete: „Ich bitte sehr, beruhige erst diese Charlotte, die mich immer unterbricht, ohne daß sie gefragt wird. Was aber den Plan betrifft, so geht er einfach so: Wie lange noch, spricht Zeus? Wann wirst du dich entschließen? Wie lange wirst du den armen Jungen noch hinziehen?"
„Den armen Jungen? Hinziehen? Wen denn, wenn ich fragen darf?"
Antonie lachte: „Hat Agnes denn etwa mehrere am Bändel? Sollte sie bloß auf einen einzigen anstehen?"
„Um so besser für Agnes, um so schlimmer für die anderen, ich meine den Ley. Wann wirst du mit ihm übereinkommen, Verführerin?"
„Ich bin längst mit ihm übereingekommen. Ich bin ihm gut gesinnt, ich finde ihn gescheit, überlegen, zu überlegen für mich."
„Ei, jetzt ist zu gescheit auch schon ein Fehler."
„Ja, mein Lieber, denn wenn der Herr zu gescheit ist, ist die Dame zu dumm und das paßt mir nicht. So dumm bin ich nicht."
„Daß du so redest, ist die Dummheit," ereiferte sich Antonie, „wir sind doch nicht dazu da, um die Gescheiteren zu sein, sondern um lieb zu haben."
„Kurz und gut, ich hab' ihn aufrichtig gern, ich schätze ihn als Menschen, als Charakter, als was ihr nur wollt, aber just nicht so, wie ihr meint, ich spüre nichts davon, das müßt ihr mir glauben, laßt mich damit in Frieden, ich liebe ihn nicht, ganz und gar nicht. Aber eben darum wollen wir gute Freunde bleiben."

„Das gibt's nicht, das ist eine überspannte Ausrede und Einbildung, du Kindskopf. Was weißt du von Freundschaft? Zwischen einem Mann und einer Frau, mit dreiundzwanzig und mit achtzehn Jahren!" zürnte Amersin.
„Mit dem Herzen geht's wie mit den Zähnen oder den Augen oder dem Magen, wenn man es einmal spürt, dann tut es weh, darum darf man aber nicht glauben, man hätte keins, solange man es nicht fühlt," mahnte Antonie.
Charlotte kam auf Amersins Freundschaftsbegriff zurück. „Uns ist es sehr ernst mit der Freundschaft. Wir könnten ebensogut behaupten, es gäbe keine Liebe, nur Freundschaft. Denn was man sich als Liebe einredet, dauert doch nur so lange, als es Freundschaft bleibt. Geht's darüber, so wird's Schmerz oder Reue oder Ehe und beides."
„Was weißt du von Schmerz und Reue," sagte Antonie, zog dabei das Wollwämschen auseinander und hielt es gegen das Licht. „Freundschaft, wie du sie meinst, Agnes, zwischen jungen Leuten, an die kannst du doch selbst nicht glauben, irgendwo brennt's immer. Menschen sind keine Bücher und nicht zum Schönreden auf der Welt, sondern zum Leben. Freundschaft, Vertrauen, Spazierengehen, meinetwegen, das ist ein Anfang, aber doch kein Zweck und Ende, ein Mittel, zugegeben, ganz unterhaltlich und vielleicht moralisch, vielleicht auch nicht, je nachdem, was draus wird."
„Nichts wird daraus, als was es eben längst schon ist: Freundschaft, mein Lieber. Was soll aus dem Vollkommensten noch werden? Es wäre schade darum, wenn es noch was anderes würde."
„Wo kämen denn die Kinder her, wenn alle nur Freundschaft halten wollten?"
„Die anderen mögen es treiben, wie sie wollen. Ich halte es auf meine Weise und der Ley mag sich getrösten."
„Dir wäre es am wenigsten recht, wenn er sich getrösten würde, meine Liebe."
„Ich wäre die Letzte, ihn zu hindern."
„Wenn er sich eine andere sucht, dann könnte freilich für dich eine richtige Freundschaft übrig bleiben. Fragt sich nur, ob sie sich für dich noch lohnen möchte."
„Hat er dich etwa beauftragt, mit mir zu reden und mir die Drohung an die Brust zu setzen?"

„Beauftragt? Nein, das will ich nicht gerade behaupten, aber ich habe immerhin den Eindruck, daß er sich seine Freundschaft für dich anders vorstellt, als du."
„Nun, dann sag es ihm nur recht gut und deutlich, daß ich für diese andere Vorstellung ergebenst danke. Ich spiele in dieser Vorstellung nicht mit. Ich achte ihn hoch, aber heiraten kann ich ihn nicht. Weil ich nicht so für ihn fühle. Und ohne das wäre es ein Verbrechen."
„Verbrechen!" wiederholte Antonie komisch entsetzt und hob die Schultern hoch: „Das beste Gefühl kommt erst dann, wenn man es versteht."
„So will ich es lieber gar nicht kennen," sagte Agnes, erhob sich und ging zur Türe hinaus.
„Du hast sie verletzt," klagte Charlotte. „Welche eigentümliche Lust, uns zu reizen und aus dem Häuschen zu bringen!"
„Ich möchte sie doch nur in aller Unschuld versorgen und sie ist darüber verzweifelt."
„Versorge du nur dich, hast du mit dir nicht Sorgen genug?"
Antonie begütigte: „Er meint es ja gut und hat Euch gewiß nicht kränken wollen."
Nach einiger Zeit erhielt die Familie Erath und Amersin je eine schöngedruckte Karte, mit der Herr candidatus juris Hermann Ley zu seiner Promotion im Festsaale der Universität ergebenst Einladung machte.
Für die Schwestern Erath war diese Festlichkeit in der erst kürzlich eröffneten neuen Universität ein vielversprechendes und ehrbares Märchen, sie sollten zum ersten Male sehen, wie Kandidaten zu Doktoren geschlagen wurden, denn in ihrer Familie galt ein Doktor noch immer schon an sich als ein höherer Mensch. Gleich der Pedell mit dem breiten goldenen Band und dem hohen Stab beim Tor und mit dem wallenden schlohweißen Bart, war von der Weihe seines Amtes durchdrungen, wenn er auch bloß die obligaten Trinkgelder bezog. Die hohe Aula erfüllte die Mädchen mit Ehrfurcht, sie blickten an den Säulen und den mannigfaltigen marmornen Ehrentafeln empor, von denen die Zierden der Wissenschaft abzulesen waren, wenn man auch sonst weiter ihre Namen nicht kannte, man glaubte es den goldenen Lettern aufs Wort, daß sie lauter echten Ruhm verkündigten. Dazwischen schwammen ernst und abgemessen die von einem Ende zum anderen spazierenden Herren Studen-

ten mit und ohne bunte Mützen, aber alle unter den Blicken des fremden Publikums von der eigenen Bedeutung durchdrungen, stumm, wie die Fische, wenigstens wurden alle einzelnen Gespräche von dem hohen Raum verschlungen zu einem einzigen Brausen, das so klang wie bewegtes Wasser in einer Höhle.

Über die rechte, wie über die linke Freitreppe zog ein unablässiges dunkles Band von Menschen auf und nieder, gleich wimmelnden Fischen über Stromschnellen und in das die Ankommenden sogleich einbezogen und mithin als Einzelpersonen aufgelöst wurden. So standen die Schwestern mit einem Male im Festsaal. Plötzlich sahen sie Amberg vor sich, dessen Narben und Schmisse in der Freude der Begegnung aufglühten. Er lachte über das ganze Gesicht und bemächtigte sich ohne weiteres Charlottens.

Als Fuchsmajor mußte er heute einem Bundesbruder die Ehre geben, welcher nach langen Mühen und wiederholten Prüfungen in den Stand der anerkannten Gelehrsamkeit versetzt und schwarz auf weiß mit der Erlaubnis versehen werden sollte, getrost zu vergessen, was er ohnehin nicht wußte, noch merken konnte. Amberg wollte sie an einen guten Platz führen, wo sie alles richtig überblicken konnte. Da sah sich Agnes unbegreiflich genug plötzlich allein und fühlte sich schon ein wenig ängstlich, so daß sie erleichtert aufblickte, als Ley durch das Gewühl zu ihr durchbrach. Obschon kurzsichtig, hatte er, wie jeder Verliebte, für die Betreffende immer einen Falkenblick und stieß auch so, um alle dazwischen wimmelnden Leute unbekümmert, geradewegs auf die zierliche Agnes, die mit ihrem pelzbesäumten blauen Barettchen, von welchem eine Reiherfeder kühn in die Lüfte wippte und mit ihrem schottischen Mantel, mit ihrer zarten Figur wirklich einer guten Beute, einem bunten Vogel für einen Falken glich. Sie hatte rote Wangen von der Kälte draußen und von der Wärme hier und wohl auch von der Aufregung. Blaue Mütze, kupferfarbenes Haar darunter, Reiherfeder, schottisches Kleid, Bachstelzengang, schimmernde Zähne, rote Wangen und weiße Haut und ein leises Gelächter, halb Angst, halb Freude und diese graugoldenen dunkeln, jetzt blitzenden, jetzt von den Wimpern schwer verhangenen Augen, machte das alles nicht einen Vogel aus, für einen Falken? Ley faßte ihre Hand.

„Schön, daß Sie kommen. Sie sind außer meiner Quartierfrau

die einzige, die ich sozusagen als Angehörige, Sie verzeihen schon, hier finde. Sonst habe ich mich nur von einigen Bekannten angratulieren lassen."

„Viel Glück zu diesem Tage, Herr Doktor."

„Das brauch' ich auch. Sie glauben gar nicht, wie viel Glück ich vertragen kann. Ich bin noch sehr nüchtern. Ich habe noch kein Glück gehabt, nur gerade Futter, um zu leben, und Leben, um zu futtern."

„Und von allem Wissen und Lernen reden Sie nicht? Wie glücklich Sie waren, bloß weil Sie Student sein durften! Ich kann mir nichts Höheres und Besseres denken."

„Ach, lauter Zwecklernen und Zweckwissen! Auch das Studium, wie alles andere sonst, ist nur ein Glück, Fräulein Agnes, wenn es als ein Spiel gilt, nicht wenn's ums Brot geht. Wer sich von Gedanken nicht verführen lassen darf, soll besser in Ehren dumm bleiben."

„Und doch haben Sie so vielerlei getrieben, sich überall umgetan und zu allen Zeiten gefunden, was Sie interessiert hat."

„Ja, wie ein Dieb, der stiehlt, was er nicht rechtens erwerben kann."

„Sie reden so, als hätten Sie Not und Kummer und nichts als üble Zeit gehabt."

„Das hab' ich auch, freilich bekam ich so viel, daß ich von einem Tag zum andern nicht zu sorgen brauchte. Hätte ich aber auch das bißchen nicht gehabt und wäre ein freier Hungerleider gewesen, der nach keinem Termin zu fragen braucht und keinem genauen Onkel Rechenschaft für jede Stunde schuldet, so wären diese Jahre frei und munter gewesen. Aber so! Nun, wenigstens habe ich Sie gekannt, Fräulein Agnes, das bedeutet schon was, aber ich bin im Grunde doch in Ehren dumm geblieben."

„Schade, daß Sie sich nicht nach besseren Dingen umtun konnten. Wie stünde mein armseliger Hausverstand und meine läppische Institutsbildung für Ihre Mühe?"

„Sie unterschätzen sich. Schade."

Ley zuckte die Achseln, nahm seinen Zwicker ab und sah ohne Glas müde, scharf und seltsam gealtert auf Agnes.

„Es kommt auf die Gedanken an, nicht wovon sie ausgehen, sondern wohin sie fliegen, Fräulein."

„Der will in Ehren dumm geblieben sein!" dachte Agnes und

fliegt mir immer noch zu hoch und war auf ihrer Hut, nichts Törichtes zu sagen. Darum schwieg sie mit verlegenem Lächeln und Ley glaubte, sie hätte gerade jetzt das Allerbeste gedacht, nur leider nicht für ihn.

Ley stand in der Tat allein auf der Welt, wenn man von dem alten Onkel absieht, einem Provinznotar, der den früh verwaisten Knaben hatte studieren lassen, nicht allzu freigebig, aber doch mit genau so viel Zuschuß, daß der Bursch keine Sorgen zu haben brauchte, wenn er seine Zeit wahrnahm; durchfallen oder Seitensprünge machen, hätte er freilich nicht dürfen. Der Onkel war nicht hier. Für einen einsamen Jungen ohne Aufsicht und ohne Schutz und wie es schien, auch ohne viele Freude, war Ley wohl brav geraten, dachte Agnes und sagte es ihm auch, um ihm etwas Verbindliches zu sagen.

„Brav oder dumm. Schauen Sie sich den Semmelblonden, Schöngescheitelten dort mit dem famosen Frack an, der seine Prüfungen nur bestanden hat, weil sein Vater Professor und sein Onkel Minister ist, und der ebendarum ohne Arbeit schon jetzt den Hofrat in der Tasche hat und übermorgen den Staat regieren wird. Die Protektionskinder werden auf den Staat, sogar auf die Wissenschaft losgelassen mit diesem großen Tage und bekommen den Freibrief auf Beute. Indes für unsereinen eben erst die Wissenschaft anfinge, muß man von ihr Abschied nehmen. Gerade heute.“

„Warum denn?“

„Mein Onkel wartet schon, daß ich in sein Notariat eintrete. Draußen auf dem Lande hört die Wissenschaft von selbst auf. Stempel- und Gebührenkunde und daß man einen Kaufvertrag aufsetzen kann, wenn der Endletzberger dem Eschgmainer zwei Joch Acker überläßt, dazu sind die Rigorosen für unsereinen bestellt.“

„Das wäre doch schade.“

„Schade? Warum? Die Welt verliert im Grunde an einem Gelehrten nicht viel, darum bezahlt sie die Wissenschaft und Kunst so miserabel, denn sie glaubt, daß es ein Vergnügen ist, welches sich eben als Spaß und Luxus lohnt. Gut genug, daß sich einer damit abgeben darf und von grober Arbeit verschont ist, während der Endletzberger sein Korn baut und der Eschgmainer buttert. Bestenfalls ist die Gelehrsamkeit dazu da, daß sie einander nicht in den Haaren liegen, weil der Notar gefehlt hat.“

Er zwinkerte nervös und seine Oberlippe zuckte unter dem Schnurrbärtchen. Er sah in seinem Fracke ganz schlank und gefällig aus. Agnes freute sich über das Fest, obgleich er es nicht sonderlich anerkennen mochte.

„Viel zu viel Lärm und Mühe für dieses Stück Papier, das meine Rechtswissenschaft auf die Welt losläßt. Geht es Ihnen nicht so beim Kochen, stundenlang rührt man und bäckt und brät und macht aus einem ganzen Haufen von Bestandteilen ein kleines Ding, das in fünf Minuten aufgegessen ist. So sind diese Prüfungen, keine Wissenschaft, lauter gute Bestandteile für eine Speise, die schließlich in fünf Minuten überstanden ist. Aber Verzeihung, ich muß mich versammeln."

Damit verbeugte er sich und stieß zu dem Häuflein Schicksalsgenossen, das sich in der Reihenfolge der Anfangsbuchstaben jedes Namens vor dem Podium aufstellte und von einem Fuß auf den anderen trat.

Agnes besah sich die jungen Leute und erwog, von dem Gedanken Leys angeregt, was aus jedem dieser jungen Doktoren wohl noch werden konnte, woher jeder gekommen war, wohin jeder gehen mochte. Sie glaubte es bereits dem obligaten Frack ansehen zu können, ob er aus dem Leihhaus bezogen oder von einem älteren Kandidaten entlehnt, oder von einem Schneider eigens für diese Schultern zurechtgeschnitten worden war. Auch an den Schuhen glaubte sie zu erkennen, wer darin auftrat. Denn gerade bei solchen Anlässen machen Kleider ihre Leute und Leute ihre Kleider. An den glänzenden Lackschuhen sah man, daß ein Kandidat sie trug, der höfische Laufereien gewöhnt, wie ein elegantes Zuchtpferd aus gutem Stall sicherlich immer das Rennen gewinnen würde. Andererseits gab es Bauerntreter mit verläßlichen doppelten dicken Sohlen. Die würden schon durch dick und dünn waten. Arg vertretene, einseitige, schiefe, waren nach vielem Stundengeben endlich hierhergelangt. Dazu die Leute: verkniffene, schlaue, dreiste Gesichter, die wußten, wo auch in der Wissenschaft der Bartel den Most holt und wo man die Welt an ihrer Nase ziehen kann. Kleine Provinzhändlersöhne und Hausierersprossen und ähnliche Stammhalter von Landschurken und Wucherern, die auch ohne Onkel und Tanten sich dorthin schleichen und aufschwingen würden, wo irgend ein Geldsack steht, und wenn sie dessen engen Hals einmal in der Hand würgten, den ganzen Staat vom Standpunkte

des Gebens beherrschen könnten. Andere versorgte und verborgte Gesichter grinsten neben früh vergrämten und verbargen sich vor höfisch heiteren glatten Stirnen. Schon jetzt waren die Söhne aus den guten Häusern umringt von Trabanten, von Bewunderern und von strahlenden Anhängern, wie sollte es bei so guten Beziehungen an Freunden fehlen! Mütter und Väter saßen andächtig da und schmorten in der Weihe der Stunde. Man konnte noch besser, als an den jungen Leuten, an diesen Eltern beurteilen, woher die frisch geaichte Wissenschaft eigentlich stammte und wohin sie führte. Viel Stolz, Eitelkeit, Würden und Titel wurden zugeworfen, aufgefangen und zurückgegeben durch die heiße Luft, Komplimente schwangen sich über die Sitzreihen und scherzhaft ehrerbietige Ausrufe, alles schaute vergnügt und freundlich und herzensgut drein, hier wenigstens und im Augenblicke nahm keiner dem anderen das Brot weg. Wenn es einmal ein Fest gibt, sind alle Menschen gut, dachte Agnes. Der Pedell ordnete die fünfundzwanzig Kandidaten noch einmal, ehe er sich in Positur warf, um die durch die Seitentüre eintretenden akademischen Machthaber zu empfangen, bei deren Erscheinen die anwesenden Burschenschafter die Mützen abnahmen, die Schläger klirrend kreuzten und senkten und einen rechten Hofstaat der Wissenschaft darstellten.
Der Rektor hielt seine Ansprache, er sah gewöhnlich aus trotz Talar und Ehrenkette. Warum hatte sich Agnes unter einem Rektor so etwas wie einen weltlichen Papst vorgestellt, mit einem Gesichte voll Weisheit? Der hier war ein Wissenschafts- und Lehrbeamter, mit gutgestutztem grauen Vollbart, mit goldenen Brillen und untersetzter Figur, der flüssig sprach und so, daß man die Rede ebensogut stundenlang weiter absurren lassen konnte, gleich den Papierbändern eines Morsetelegraphen, wie man sie auch nach jedem beliebigen Satze abschneiden konnte. Sogar wenn eine solche Schere mitten in einen Satz gefahren wäre, hätte kein Gedanke zu Schaden kommen müssen. Vielmehr hätte der geistesgegenwärtige Mann — wo nicht viel Geist ist, wartet er wenigstens, bis man ihn braucht — geschwind noch das fehlende Zeitwort nachgesurrt und die Rede wäre abgeschlossen gewesen. Kurz und gut oder länger und besser, je nachdem. Ein akademischer Redner war auf keinen Fall zu Fall zu bringen, was das Reden betraf. Er redete den jungen Juristen ins künftige Richter-, Advokaten- und Beamtengewissen,

von Pflichterfüllung und ernster Auffassung ihres Berufes. Sie sollten sich bei allem Erwerbsleben stets auch vor Augen halten, daß sie dabei eine Wissenschaft verträten und gewissermaßen den Adel des Gedankens wahren müßten, der ein Leben ohne Tadel fordere, aber auch mit einem Glanze überstrahle, der für Mühe und manchen Verzicht entschädige. Er hatte leicht reden, der auf Grund vielfältiger Familienzugehörigkeiten und einer wissenschaftlichen Arbeit, die, wie es hieß, von seinem Schwiegervater, einem zugleich findigen und spekulativen gelehrten Geschäftemacher verfertigt worden war, als ganz junger Mann schon an die Wiener Universität berufen, seit manchem Jahre fette Bezüge einstrich, armen Prüflingen die Hölle heiß machte, beziehungsreichen, darum hoffnungsvollen den Weg der guten Vorsätze ebnete, Hofrat, Herrenhausmitglied und nun gar Magnifikus war, um Ideale zu pflegen, die es bei ihm freilich leicht hatten, weil er sie alle erreicht, nein, übertroffen hatte. Aber er wandte sich auch an diejenigen, die nicht ins praktische Leben eintraten, sondern bei der Wissenschaft selbst verblieben und warnte sie vor ungemessenem Ehrgeiz und vor den unstillbaren Wünschen nach Ansehen und Ruhm. Besser sei es, treu und redlich ein enges, aber genau beherrschtes Wissensgebiet zu pflegen und zu mehren, als ins Uferlose zu streben und den Boden der geltenden, irdischen Rechte, der Tatsachen zu verlassen. Die Sonnennähe schmölze die wächsernen Flügel so vieler, die ins Unendliche auszogen und ins Unendliche versanken.
Jeder Narr lobt seine Kappe. Die Mütze seiner braven schwiegerväterlichen Arbeit saß ihm warm auf dem Kopfe, darum bemerkte er gar nicht, daß heute ein Tag war, wo selbst ärmere, geschweige denn helle und hohe Seelen den Doktorhut, gerade da sie ihn empfingen, voll Jubel zum Himmel hinaufwerfen und mit bloßem Haupt, mit einem Blick voll Sonne einen Weg beginnen wollten, der nur Sinn haben konnte, wenn er über Abgründe und Steile ins Endlose, aber immer hinaufging. Sein Hochmut aber kam vor keinen Fall und hatte vom Staate seine Ehrenkette und von wegen des Schwiegerpapas seinen Stand und Namen bekommen, um die Jugend vor allem zu warnen, was den eigentlichen Sinn der Wissenschaft ausmachte und um sie so recht auf das armselige Wirkliche mit den Nasen auf den Sand zu stoßen.

Der Rector magnificus stieg, von Beifalls- und Prositrufen begrüßt, würdevoll, doch zu kurz geraten, von der Rednerbühne hinab, nachdem er dem Promotor mit verbindlicher Gebärde das Wort übergeben hatte, um die feierliche Formel zu verlesen.

Der Dekan nahm über den Stab des Pedells das Gelübde ab, einer der Kandidaten nach dem anderen mit dem lächerlich latinisierten Vor- und Zunamen angerufen, murmelte sein „spondeo" und war so mit der Wissenschaft verheiratet.

Schließlich sagte einer noch die üblichen lateinischen Dankesworte und dann fiel der Chor des akademischen Gesangvereins in sein altes Studentengebet ein, das Agnes längst vom Bruder her auswendig wußte und verstand. Das „gaudeamus igitur" schien ihr gescheiter, als alles, was bisher von geheiligten Bräuchen mit ehrbarem Zopf, von großen Reden und kleinen Männern weihevoll verübt worden war: eine Mahnung zur Freude war es und ein Spott über die Philister. Nur freilich verstand niemand, daß dieser Spott und der wehmütige zweite Teil nach jedem jubelnden ersten Vers der Zeit galt, in welche die jungen Leute durch das Tor dieses Gesanges eintraten, um zu sein, was sie verpönten: „osores" und „post jucundam juventutem" den armseligen Weg der Molesta senectus zu beginnen.

Wenn sie aber waren und wurden, was die gutgenährte Magnifizenz von ihnen im Namen des Staates forderte, dann waren sie, was der dunkle Jubel dieses Liedes erst in eine ferne Zukunft schieben mochte, schon jetzt und allezeit: „Erde."

„Nos habebit humus," Agnes schauerte es immer dabei, es war kein Lied für nachdenkliche Leute, wenngleich es ein nachdenkliches Lied war.

„Nun, hat Ihnen die Komödie gefallen?" fragte Ley, der gleich nach seinem Gelöbnis durch alle aufbrechenden, schwatzenden, rückenden, beglückwünschenden und Glückwünsche einsammelnden Leute wieder zu ihr stieß, deren blaues Barett mit der Reiherfeder sein weithin sichtbares Ziel war.

Agnes nickte bejahend: „So viel festliche und frohe Menschen wegen einer wichtigen Sache heiter versammelt, sind doch gut anzusehen."

„Wie man den Menschen denn selbst nicht scharf
Und nur en gros betrachten darf,"

zitierte Ley den heiligen Goethe.

„Nun und?“ sagte er nach einer Pause, blieb stehen und ließ den schwarzen Zug der brausenden Fische über die breite Treppe vorbeiziehen, während Agnes sich nach Charlotte umsah.
„Und? Was?“ gab sie mit einem verlegenen Lächeln zurück.
„Ich dachte, wir hätten das Fest noch besonders feiern können, im Stephanskeller bei einem Glas Riesling, was meinen Sie?“
„Aber, aber,“ wehrte Agnes ab.
„Ach, ich bin wohl schon von der außerordentlichen Freude trunken, meinen Sie, und habe es nicht erst nötig, mir den Mut anzutrinken, den ich brauche.“
„Wozu brauchen Sie denn gar so viel Mut, Herr Doktor?“
„Na, für den Eschgmainer und Endletzberger.“
„Dazu hat es wohl noch Zeit?“
„Nein, mein liebes Fräulein, zum Zahnreißen muß man sich rasch entschließen. Entweder Sie kommen mit mir in den Stephanskeller, dann hat alles noch schöne Zeit, gute Zeit, Wiener Zeit, oder ich fahre mit dem nächsten Schnellzug weg zum Eschgmainer und Endletzberger.“
„Wo ist denn Charlotte?“ Agnes blickte unentschlossen um sich.
„Lassen Sie sie doch, wo sie sein will, sie ist in besseren Händen und sieht sich gewiß nicht nach Ihnen um. Kommen Sie, liebes Fräulein.“
Er schien ihr sehr dringlich, wie er bat und irgend eine innere Stimme drängte sie, zu folgen, aber gerade deshalb warf sie den Kopf zurück und ließ sich nicht rufen. Wenn man jeder solchen inneren Stimme folgen würde, wohin käme man!
„Was denken Sie, ich werde daheim erwartet.“
„So lassen Sie das Haus Erath warten. Aber wir können nicht so lange warten.“
„Das heißt: Sie können nicht warten, Herr Doktor.“
„Nein, ich warte lange genug auf — er sah sie an und wollte sagen: auf Sie — senkte aber den Blick und sagte: auf mich und fuhr, fast zitternd fort, indem er ihre Augen aus dem Schutz der geschlossenen Wimpern durch seinen Blick hervorlocken wollte: „Kommen Sie, wir wollen meinen Doktor begießen, meine Würde ertränken. So kommen Sie doch,“ er drängte wie ein Knabe, so daß sie sich verpflichtet fühlte, für sich und ihn zu überlegen.
„Es geht nicht an, das müssen Sie doch selbst einsehen,“ sagte sie.

„Nun, dann muß ich zurückstehen. Aber einsehen werde ich den Unsinn nie, das verspreche ich Ihnen. Leben Sie wohl."
„Fahren Sie denn wirklich heute weg? Das ist doch nur eine gefährliche Drohung, Herr Doktor."
„Entweder — oder."
„Also — oder," lachte sie und bot ihm die Hand.
Er schlug ein und drückte ihr die Rechte im Handschuh, daß sie alle Knochen spürte und beinahe aufgeschrien hätte. Aber schon stürzte er die Treppe hinab, war von dem Gewühl verschlungen und sie sah ihn nicht mehr, obschon sie doch noch ganz gut wenigstens ein Stück Weges hätte mit ihm gehen können.
„Auch gut," dachte sie und schloß die Lippen und stieg langsam in die brausende Aula hinab. Die Reiherfeder schwankte unter der Menge der schwarzen Hüte, als sollte der bunte Vogel vom Strome verschlungen werden.

II.

„Geh zur Rainer-Gustl, sie hat mir sagen lassen, sie braucht meinen Rat. Ich lasse sie schön grüßen. Du könntest sie auch schon beraten, denn dir sei der Mund noch warm vom neuesten juristischen Schmaus. Sie wird dich übrigens interessieren, hat auch einmal in der Stadt großen Lärm gemacht und war zu meiner Zeit berühmt. Vielleicht bekommst du was zu hören." Damit entließ der Onkel den jungen Mann aus seinem schmalen und kahlen Arbeitszimmer, indem er einige Aktenstücke wegschiebend mit einem halb gutmütigen, halb spöttischen Seitenblick und Lächeln des glattrasierten, mageren und infolge der Zahnarmut etwas kniffigen Gesichts mit grauen eindringenden Augen seinen Neffen streifte, dessen schwermütige verschlossene Bitterkeit er umsoweniger bemängeln wollte, als er als alter Hagestolz und Aktenwurm auch sein eigenes Recht auf ungestörte Verdrießlichkeit bewahren mochte. Täglich maßen sich die beiden von neuem in aller Stille so, denn hielt Hermann seinen Onkel für einen zähen Pedanten, der ihn, obgleich begütert, aus einer gewissen Altersgrausamkeit in diese Landstadt und in das öde Notariat einsperren wollte, so hielt der alte Mann wiederum den Neffen, schon weil er wußte, wie er selbst zu seiner Zeit gewesen war, für einen geborenen „Stürmer und Dränger", der sich ohne solche wohlangewandte Strenge jedenfalls vor der Zeit die Hörner ablaufen würde. Darum war es

besser, der Hermann hielt ihn heute für einen argen Tyrannen, als morgen oder übermorgen für einen alten Esel, der ihm das Beste nachgeworfen hatte, statt es ihm ordentlich aufzuheben und zu einem Zeitpunkte zu übermachen, wo er es richtig zu nützen verstand, wobei das „Beste" nicht bloß das leidige Geld war, sondern die sogenannte Sophrosyne oder Kalokagathia, auf die der alte Notarius als treuer Humanist immer im Herzen zurückkam, als auf ein Ergebnis jener Bildung, für die man sich schon ein bißchen schinden und schurigeln lassen durfte, da man sie nach dem griechischen Sprichworte nur so auch wirklich bekommen konnte. So dachte der Alte, der abends ein paar Gläser Wein trank und nach bescheidenem, leicht gekochtem Essen seinen Plato las oder ein Kapitel Montaigne unter langsamen Schlückchen schlürfte, wovon er aber nicht weiter redete, denn weder der hiesige Pfarrer noch der Landarzt, weder der geschäftseifrige Advokat noch der Magister der Einhornapotheke, geschweige denn die großen Bauern oder die Herren Gewerke der Gießereien und Stahlhütten kannten diese fremden Heiligen, es sei denn höchstens den Plato dem Namen nach, von einer sogenannten Liebe, zu deren Grundsätzen sich ein alter Junggeselle nicht wohl bekennen konnte, ohne lächerlich zu werden. Wovon das Herz voll ist, davon geht nur der junge Mund über, der alte aber wird davon erst recht still. Er, der Notar Gotthold Alexander Schugt, hielt übrigens auch dafür, daß die Stadt wirklich ein arges Unwesen, das Land aber gesund und auch für den Geist zuträglicher sei, weshalb er sich schon erlauben zu dürfen glaubte, den Neffen hier festzuhalten, ohne darüber nähere Erklärungen abzugeben. Entweder sah der Junge beizeiten, daß der Alte recht hatte trotz allem, dann blieb er und wuchs sich hier ein, oder er sah es nicht, dann war er dank der bisherigen wohlgegängelten Lebensführung imstande, eines Tages getrost — da sei übrigens Gott vor — durchzubrennen und das Weite zu suchen. Ihm bei solchem Entschluß sein bescheidenes Vermögen nachzuwerfen, hatte Schugt noch immer Zeit.
Bei diesem wechselseitigen Beobachten und vorsichtigen Abmessen der beiderseitigen Tiefen und Untiefen ging es aber durchaus würdig zu, Hermann lernte in der kurzen Zeit vom Winter bis zum Sommer, seit er hier war, den alten Mann, den er vordem nur mit ängstlichem Gefühl als schrulligen Machthaber angesehen hatte, bloß dadurch freundlicher einschätzen,

daß er ihn eben in maßvoller Rüstigkeit und ruhiger Sicherheit seines Amtes walten sah. Und daß der hohe Sechziger allerhand jüngere Menschlichkeit mit Leidenschaften und Schwächen zu würdigen verstand, auch keineswegs auf jedes Geschäft um jeden Preis losging, sondern neben seinem Amt als Urkundsperson als unvordringlicher Schiedsrichter und Vertrauter gesucht war, der von allen Leuten gern angerufen wurde, bevor sie sich in einen Streit einließen, und der eben durch seinen Spruch so manche kostspielige Ausfertigung überflüssig machte, die ein anderer künstlich herbeigeführt haben würde, zeigte dem Neffen den Oheim in reinerem Licht, als er in der Stadt beim Unwillen, sich aus solcher Entfernung gegängelt zu fühlen, vermutet hätte. Er sagte sich sogar im stillen, der alte Mann möchte vielleicht seinerzeit irgend einen Stoß bekommen haben, der einen anderen etwa völlig zerrüttet hätte, während er ihn bloß abgestimmt und zu einer gerechten Veranschlagung des Menschlichen gebracht hatte. Unter solchen Stößen kommen mindere Geister zu einer unterschiedslosen und unwürdigen Verneinung und Verzweiflung, höhere freilich zu jenem Schliff, der rauh und matt scheint, aber im rechten Scheine rein leuchtet in der Art von Bildung, die das obige Sprichwort der Griechen meint, wenn es behauptet, ohne geschunden worden zu sein, werde man nicht gebildet. Der Alte seinerseits sah den „Jungen" auch nicht ohne Wohlgefallen an, wie man in verwandten Zügen dies und jenes wahrzunehmen glaubt, ohne daß man viel zu fragen braucht. Hätte Gotthold Alexander Schugt einen leiblichen Sohn besessen, so hätte der ganz gut aussehen können, wie dieser Schwestersohn und sich sogar so benehmen dürfen, mit diesem ehrbaren inneren Widerstand und grimmig verhaltenen Eigenwillen, mit diesen rechtmäßigen, aber besonnen und zuchtvoll unterdrückten Träumen und mit dieser gewissen Servitut von jungen Leiden, die einem Geist auf dieser Welt nun einmal rechtens zu tragen auferlegt war. Man trug sie ja, aber daß man darüber noch ein besonders erfreutes Gesicht zeigen müsse, konnte niemand billig verlangen.

In der Kanzlei fand sich wöchentlich so manche Briefschaft für Ley ein, aus welcher der Junge sowohl Kraft und Widerstand, als Bitterkeit, in keinem Fall aber bisher den Trank des Vergessens geschöpft zu haben schien.

In der Tat hatte Hermann nach einem kurzen, abgerissenen

Abschied von Wien doch wieder von sich und seinem neuen Aufenthalt freundschaftlich demütig gemeldet, und wieder ging der gemessene heitere Briefwechsel mit Agnes Erath und ihrem ganzen Hause seinen Weg hin und her, so daß ihre Gestalt schöner und ferner als je, verlockend und immer rätselhafter, aber auch immer zier- und seelenvoller vor den Sinnen des Jünglings stand, der sich diesen Traum weder erklären, noch zerstören konnte und in der verzehrenden Wonne der Wehmut weiter brannte, wie eine Opferkerze vor einem Altar.
Gerade heute hatte er wieder einen solchen Brief bekommen mit diesen eigentümlichen, raschen, zarten, gleichsam flüchtenden Schriftzügen, in denen sich ein scheues, lieblich versonnenes Gemüt freundlich aussprach, aber gleich wieder gemessen zurückhielt. Stets antwortete sie auf seine mit aller Diplomatie einer männlichen Überredung sorgfältig gestellten und scheinbar scherzhaft hingeworfenen Anspielungen, die man wieder als Scherze zurückgeben konnte, wenn man sie nicht ernsthaft aufzunehmen willens war, mit jenem unbegreiflichen, das eigene wie das Gemüt des Empfängers tief erschütternden Widerstande, der ihn gerade immer von neuem festhielt und zu neuen Versuchen zwang, ihn doch noch zu überwinden. Nur zu dem einen Entschlusse vermochte ihn dieser Widerstand nicht, noch einmal, ein drittes Mal und geradezu — ohne Vermittlung Amersins und ohne Verlockung einer festlichen Gelegenheit —, Agnes zu frageu, um sie zu werben und es auf ein Ja oder Nein abzustellen, das ihm noch mehr zu nehmen drohte, als es etwa zu geben versprach.
In solchem, gewissermaßen unveränderlichen Wetterzustande des Gemütes machte er sich zurecht, die Klientin des Onkels aufzusuchen, deren Geschichte als der einer Berühmtheit des bescheidenen Landwinkels ihm übrigens längst berichtet worden war, so wie man einen Ankömmling auf ein interessantes Altarbild in einer Kirche, auf einen Aussichtsberg, einen alten Turm und sonstiges durch seinen verwahrlosten Zustand bemerkenswertes Gemäuer oder auf ein Wirtshaus aufmerksam macht, wo es einen besonderen Wein oder eine besondere Wirtin gibt, je nachdem man den zu Belehrenden für ein armes geistiges Gemüt oder für ein augenzwinkerndes Weltkind hält. Die Rainer-Gustl war nun sowohl für die eine als für die andere Betrachtung eine sehens- und denkwürdige Erscheinung, denn sie war

eine besondere Wirtin in einem besonders reizvollen Talwinkel der Landschaft und außerdem eine berühmte ehemalige Sängerin, deren Name Ley sogleich einfiel, als man den nicht ungewöhnlich klingenden der Rainer-Gustl durch nähere Erläuterungen in rechte Erinnerung brachte, denn hatte er die einstige große Künstlerin nicht mehr selbst gehört und auf der Bühne gesehen, so kannte er doch noch sehr wohl ihren Namen, dem in Wien einmal ein Gottesdienst der Anbetung aufgerichtet gewesen war. So wanderte er denn über eine weiße Landstraße in der warmen Junisonne unter silberwolkigem, blau durchleuchtendem Himmel und am Rande eines Buchenwaldes, der ebenso wie gelegentliche Nußbäume und weitästige Ahorne am Wege oder in den Gärten sauberer Höfe, Einkehrgasthäuser, Sägemühlen oder Sommersitze, genug Schatten warf, daß man bei der Hitze des Wanderns mitten am Tage gelegentlich angenehm erfrischt, die allgemeine Lieblichkeit und reiche Anmut der Gegend unermüdet würdigen konnte.

Ein Flüßchen zog bald in der Tiefe, bald neben der Straße, je nachdem sie sich hob oder senkte, rauschend und munter in seinem Buschwerk geduckt oder offen durch die grünen Wiesen in launigen Krümmen, bald schwarz an tiefen Schattenstellen, bald wie ein Spiegel blitzend, bald gelb wie Zirbelholz, wenn es leicht über große lichte Kiesel hinfloß. Die Landschaft gestattete den klarsten Blick über alles, was auf ihrer heimischen Erde zugleich mit Maß und Fülle von den Kräften der Natur, des Bodens und Himmels und der menschlichen Arbeit herausgestellt war und öffnete auch die Augen dessen, der diesen Horizont wandernd vortrug, als große heitere Szenerie der Bühne einer ländlichen Welt. Mäßige dunkel bewaldete Höhen reihten sich rechts und links aneinander und ließen hinter ihrem ununterbrochenen, nur da und dort in Seitentäler geöffnetem Zuge andere, höhere Berge ahnen, die an einem überschauenden Punkte denn auch mit einzelnen, warm glühenden Felspartien und unbewachsenen Vorsprüngen aus der sonst herrschenden dunkeln Waldbedeckung hervortraten.

Den ganzen weiten Vordergrund erfüllte die heitere Abwechslung der ländlichen Betriebe. Am Bache standen Sägemühlen mit oberschlächtigen moosbewachsenen hölzernen Leitungen, die vor silbernen, gläsern überglittenen Wehren das allzu rasche Wasser sacht auf mächtige Schaufelräder fließen machten, von denen es

in Schwall und Glanz tausendfach gebrochen und zusammengefaßt niederstürzte, um in neuer Bewegung sich zum Flüßchen und zum nächsten Werke zurückzufinden. Hochgeschichtete Stöße von Stammholz lagen am Ufer und an anderen Stellen die gelben leuchtenden Bretter unter einem Duft von Sägespänen und gelockten Abfällen, der die ganze Seele der Wälder aushauchte. Dann kamen wieder weiße Bauernhöfe inmitten vielfältig blühender bunter Gärten mit Hühnern und schreienden Gänse- und Entenhaufen, die grundlos bekümmert oder aufgeregt in Lachen wateten oder in drolligen Flatter- und Flugversuchen taumelten. Blühende Wiesen seufzten in der Trunkenheit ihrer sommerlichen Fülle vor dem zweiten Schnitt, grün im ganzen, aber hier gelb und golden, da purpurn überhaucht von Löwenzahn und Dotterblume oder vom Klee. An die Wiesen grenzten wieder scharf gezeichnete Felder mit dem fahlen blonden Schimmer dichten Getreides, das noch hoch in leichten Ähren stand, von weitem aber leuchtete wie das Haar deutscher Kinder. Noch höher oben, auf Hutweiden und ausgedehnten Blößen, sah man kleine weiße oder braune, langsam sich bewegende Flecken: grasende Rinder, und hörte von weitem, gelegentlich durch die Luft herbeigetragen, den wohlklingenden, wehmütig beständigen Schall ihrer Glocken. Unter weitwipfeligen runden Linden nisteten Landsitze der reichen Gewerke, die hier kleine, aber einträgliche Fabriken betrieben und ihren Wohlstand gleich an Ort und Stelle zu verzehren verstanden. Unweit stiegen auch die hohen Schlote ihrer Eisenhütten empor, deren Rauch indes nicht qualmig und lästig wurde, sondern sich blau und leicht in ein sorgloses Kräuseln auflöste, kaum stärker, als der Pfeifenrauch der Fuhrleute, die neben rüstig anziehenden, gutgenährten braunen Pferden vor den mit Holz dichtbepackten Wagen hergingen. Kam ein Brunnen mit großem Steintrog an einer rund erweiterten Ausweichstelle, so blieben die Rosse, die sich ihre Rasten selbst bestimmten, unvermeidlich stehen, tauchten ihre Mäuler in das klare kühle Wasser, taten ihren Schluck, hoben dann ihre schweren Hälse befriedigt empor, schoben die Lippen hinauf, daß die bräunlichen mächtigen Gebisse sichtbar wurden und wieherten laut und erleichtert, ehe sie sich unter dem Zuruf der Kutscher geduldig wieder ins klirrende Zeug legten und mit gewaltigem Ruck ihre Last weiter führten.

Wenige Fußgänger begegneten dem wandernden Hermann, denn

es war ein Arbeitstag, der sich nicht auf der Straße, sondern im inneren Bereiche des Tales abspielte, aber gleichwohl die ganze Gegend mit sichtbarer Vielfältigkeit belebte.
Man brauchte nur seine Sinne richtig wahrzunehmen, um überall die Menschen zu spüren, wo sie am leidlichsten sind: bei ihrer Arbeit, wenn sie sich nicht weiter geltend machen. Man hörte gelegentlich das Dengeln einer Sichel, die da und dort in den Armen der Knechte blitzte, welche mit regelmäßigen Bewegungen mähten, Frauen in blauen Röcken und bunten Kopftüchern hinter sich, welche die sinkenden Schwaden zusammenrechten, während schon die braunen Mandeln an anderen Stellen bis zu dem freien Rest des mittleren Holzpflockes aufgehäuft waren. Auch ein leerer Leiterwagen lehnte etwa auf einer bereits geschorenen Stelle und wartete, indessen ein Paar breitgehörnter Ochsen noch dem kürzesten Grase etwas abzugewinnen suchte. Über das durchsonnte Rund des Himmels flogen jezuweilen langsame Krähen, schwebte in kühnen, vorgezeichneten Kreisen ein Falke, oder stieg aus dem umbuschten Bachufer ein aufgescheuchter Schwarm Hühner. Über allem aber, unsichtbar und immer höher, immer wunderbarer, wie eine Ahnung des jenseitigen Überirdischen im Sommerglücke, hielten die Lerchen stand, deren Stimmen sich noch weiter aufschwangen als ihr Flug und gleichsam den Ruf über ihre Kraft emporschleuderten, so daß er in den weiten Lüften zu Silber und Strahl zu werden und so zu glänzen schien, wie die Sonne selbst, nach der er zielte, indes er die Wesen, aus denen er drang, bis zur Unsichtbarkeit verzehrte und aus kleinen mütterlichen, werbenden, jubelnden, liebenden Erdengeschöpfchen zu himmelweiten singenden Dingen, zu einem letzten Ton von Sonne und Firmament, zum Saitenklang des Gewölbes oben auflöste.
An den Drähten der Telegraphenstangen saßen wie aufgereihte Knöpfe die häuslichen Schwalben, zwitscherten irdisch vergnügt und stießen gelegentlich mit einem plötzlichen Entschlusse so scharf und niedrig ab, daß man sich unter dem seichten Bogen ihres Schwunges fast bücken mochte, wenn man ihre weißen Bäuche nah über sich flitzen sah.
Und Spatzen hüpften neben Meisen auf dem Wege am Ufer, Tauben in der Nähe der Häuser, graue, weiße, kropfige, sich brüstende, gurrende Tauben, Tauben des Friedens und der bald gesättigten Eintracht.

Es brauchte aber nur je und je ein Schmetterling, einer mit gelben Flügeln, oder ein pfauenschillernder, oder ein schwarzer mit blassem Rand langsam taumelnd vorüberzuschweben, so hatte man wieder die alte Bescherung von Wehmut und Sehnsucht, welche unter dem nützlichen Treiben der Tage nur leise schlummernd auf den ersten Schmetterling wartet, dem es so verstattet ist, zu irren und zu schwanken im unbegreiflichen Überfluß des Gefühls.
Langsam verengte sich das Tal, gegen Norden durch einen höher aufragenden Berg schier abgesperrt, der Bach hatte sich tiefer und tiefer, fast zu einer Schlucht eingewühlt, in den härteren Fels verbissen und gurgelte im Eifer dieses unablässigen Ringens.
Die Sonne stand zuhöchst; wenn Hermann an den kleinen Hütten vorüberkam, konnte er das fromme Murmeln des Vaterunsers hören, bevor das Klirren der Schüsseln und Löffel begann.
Um eins endlich langte er bei der Straßenkrümmung an, wo sich die Wege von und nach drei Tälern begegneten, vor dem Hofe der Rainer-Gustl, der seit langen Zeiten, immer erneuert und aufgefrischt, verschönert, gepflegt und wieder in seinem stillen guten Gange belassen, hier stehen mußte, wo er allenthalben die Kommenden und Gehenden auffing.
Ursprünglich war der weiße Hof mit den grünen Fensterläden, dem grauen Schindeldach mit dem Dachreiter darauf, der eine Uhr trug, mit der kleinen Freitreppe und dem rundbogigen Bohlentor jedenfalls und offenkundig ein vielbesuchtes Einkehrwirtshaus gewesen, das in seinen kühlen Zimmern oder draußen in seinem schattigen Baumgarten reichliches Essen und Bier und Wein jedem austeilte, der nur mochte, beim Gassenschank den Fuhrleuten, in den geräumigen Wirtsstuben und im Garten den Herrschaften.
Leichte Wagen waren damals mit schlanken Rossen, schwere mit schweren vorgefahren, Jäger und Holzhacker bekamen das Ihrige so gut wie Ausflügler und die reichen Gäste der Umgegend.

Jetzt schien dieser Speis- und Trankbetrieb eingeschränkt und die Quartierwirtschaft vollends aufgelassen, denn die Rainer-Gustl bewohnte das ganze weitläufige Haus mit ihrer Tochter und mit vielem Gesinde und gab keinen Unterstand mehr. Man konnte zwar bei ihr essen, denn wenn für so viele Leute gekocht wurde, blieb auch für einen fremden Gast immer genug

übrig, sogar für etliche. Aber es gab keine willkürliche Auswahl und Speisenkarte, sondern jeder mußte sich damit begnügen, was eben da war. Und auch die Ausflügler, die von hier den steilen Fußweg nach einem bedeutenden Aussichtsberg und weiter nach einem berühmten Wallfahrtsorte einzuschlagen hatten, konnten kein Zimmer, sondern nur eine Raststunde und kurze Erquickung erhalten. Denn die neue Inhaberin betrieb die alte Gaststätte schon seit mehreren Jahren gewissermaßen bloß als überkommene Verpflichtung, nicht als planvolles Geschäft, vielmehr wollte sie im Hofe und mit allen seinen Ställen, Äckern, Obst-, Bienen-, Gemüse- und Blumengärten nach einer lauten, lust- und schmerzenreichen Vergangenheit einer gemächlichen tätigen Gegenwart leben.
Hermann sah in der kühlen Dämmerung der Gaststube eine lange Tafel mit blauem, grobgemustertem, sauberem Leinentuche gedeckt, an deren Spitze eine, noch in höheren Jahren ansehnliche Frau mit scharfen, dabei etwas derben und um Augen und Mund gewissermaßen ausgearbeiteten Zügen saß, zu ihrer Rechten, kleiner, zarter, ein junges Mädchen, beide mit blanken Tellern, während alle anderen Leute, Männer und Mägde aus tönernen braunen Schüsseln mit Holzbestecken aßen.
Als der Fremde eintrat, ging das wortlose Klappern und Kauen der Mahlzeit unter dem Gesinde ruhig fort, das sich des Lebens Hauptsache nicht leicht stören läßt. Die Frau aber ebenso wie die Tochter schauten dem Eintretenden entgegen, der bescheiden, den Hut in der Hand, an der Türe stehen blieb.
Da erhob sich die Wirtin und ging ihm entgegen, sie hielt ihn beim ersten Anblick wohl für einen Ausflügler, wie deren manche im Sommer zur Mittagszeit hier hungrig einkehrten: „Was ist dem Herrn gefällig?“ sagte sie, nicht unfreundlich, aber kurz angebunden.
„Ich komme mit einer Empfehlung des Herrn Doktors Schugt, ich bin der Neffe des Notars und auch Jurist, darum meint mein Onkel, ich möchte Ihnen wohl ebensogut mit meinem Rate dienen wie er, wenn es sich nicht um eine ganz geheime Angelegenheit handelt. Wie er sagt, ist mir der Mund noch warm vom letzten juristischen Schmaus, ich habe nämlich erst vor einem halben Jahre promoviert — so würde ich hoffentlich verstehen, um was es sich handelt.“
„Sie sind Schugts Neffe, es freut mich, Sie zu sehen, kommen

Sie rasch, vom Jus mag Ihnen der Mund wohl warm sein, aber Ihr Magen kaum. Sie sind ja seit der Frühe unterwegs und müssen jetzt den richtigen pünktlichen Hunger haben, gut, daß Sie gerade zum Essen eingetroffen sind. Hier stelle ich Ihnen gleich meine Tochter vor, Sie müssen schon entschuldigen, sie heißt nämlich Adalgisa. Wie ich noch jung war, hab' ich das Romantische gehabt: italienisch mit Spontini, Donizetti und Meyerbeer gemischt. Jetzt wäre mein Geschmack freilich anders, aber dafür bekomme ich jetzt auch keine Kinder mehr zu taufen. Wenn die Kleine einmal so weit ist, werde ich sie hoffentlich zu verhindern wissen, daß sie an ihre Kinder Ritterburgennamen austeilt."
„Ich suche mir schon selbst etwas Schöneres aus, Mutter, du kannst darüber ganz beruhigt sein."
„Vorderhand hat die Angelegenheit übrigens noch Zeit, du müßtest dir zunächst erst einen anständigen Herrennamen auswählen."
„Wie sollte irgendeiner zu dieser romantischen Adalgisa passen?" Die Frau schob Hermann einen festen Bauernstuhl an den Tisch zu ihrer Linken, die Tochter brachte ein schönes Silberbesteck, legte eine weiße Serviette über das blaue Tuch, eine andere zusammengefaltet daneben, setzte schimmernde Porzellanteller vor ihn. „Gut, daß ich gerade gestern gewurstet habe, so kann ich Ihnen wenigstens mit etwas ländlich Köstlichem aufwarten, wenn ich meine Ware loben darf und zu Ehren der Mahd habe ich sogar Bier angeschlagen. Davon sollen Sie auch bekommen. Dann werden Sie mir sagen, ob Ihr Mund wirklich warm ist." Damit ging sie in die nebenan gelegene Schankstube, ihre Tochter folgte ihr und beide kamen, nachdem man von draußen erwartungsvoll das Sprudeln und Schäumen aus dem Faß gehört hatte, mit einer Tracht verschiedener schaukelnder Krügel zurück, die sie gewandt wie langerprobte Kellnerinnen mit beiden Armen und von der Spitze der Tafel abwärts nach rechts und links schwenkend, vor jedem der Esser niederstellten, so daß nach dem beendigten Gericht ein mächtiger, einstimmiger Schluck von etwa zwanzig Kehlen getan wurde und fast gleichzeitig kurz nachher ebenso viele geleerte Krügel fest auf den Tisch gesetzt wurden.
Auch die Frau und das Mädchen tranken, dann gingen sie und kamen noch einmal mit der gleichen Tracht zurück.

„Jetzt ist es aber genug, meine Lieben, sonst werdet ihr mir zu müde“, sagte sie.
Noch kam eine Schüssel brauner mit Zucker bestreuter Krapfen, hoch angehäuft auf den Tisch, die im Handumdrehen verteilt und auch schon aufgegessen waren, indessen Hermann und seine beiden Wirtinnen den Speisen langsam zusprachen und dazu das helle frische Bier tranken. Als das Gesinde fertig war, nickte die Frau mit dem Kopfe, darauf scharrten vierzig Beine von Menschen, achtzig von Stühlen mit einem Scharren, ein einziges Murmeln: „Vergelt's Gott“ fuhr wie ein frommer Seufzer: „Schade, daß es schon aus ist“ durch das Zimmer und die ländliche Gesellschaft verließ die Stube.
Nun lehnte sich die Frau leicht in ihren Stuhl zurück und betrachtete den verlegen über seinen Teller gebeugten jungen Mann, ebenso wie ihn auch das Mädchen mit großen, neugierigen Blicken ohne Scheu teilnehmend und freundlich anschaute. Die Frau hatte einen Ausdruck von Wohlwollen, das Mädchen von leisem Mitleid, denn ein junger Stadtmensch, der so viel hat studieren und sich mit Büchern in schlecht gelüfteten Stuben abgeben müssen — von allen sonstigen Unzukömmlichkeiten abgesehen —, erscheint unbefangenen ländlichen Wesen immer zugleich rätselhaft, wunderbar, aber auch leise mitleidswürdig. Nicht anders empfand sich Hermann selbst den beiden Frauen gegenüber. Die ältere mit ihrer merkwürdigen Mischung von gastfreier vornehmer Dame und derber Landwirtin, die jüngere, in einem schwarzen silberknöpfigen Sammetspenser mit blühweißem, am Halse offenem, bis zu den schmalen Schultern freiem Hemd, zwar bäurisch angetan, aber mit zarten Zügen und zutraulichen braunen Rehaugen, einem adeligen Fräulein in ländlicher Vermummung gleichend, befremdeten ihn ebenso, wie sie ihn aufmunterten, weil ein Hauch von Freiheit und Frische von ihnen ausging und den Widerspruch reizend machte, den sie ohne Absicht darstellten. An der Art, wie die ältere Frau das Gespräch lenkte und den jungen Mann durch Unbefangenheit und gute Laune angenehm zu stimmen verstand, ohne die unsichtbare stete Linie weiblicher gleichgewichtiger Würde selbst bei einer gewissen derben Zutraulichkeit jemals zu verletzen oder überschreiten zu lassen, hätte Hermann auch ohne Näheres zu wissen, erkannt, daß seine Wirtin einmal in einer freieren Welt gelebt hatte, während ihre Tochter, wohl hier im Lande und

allein erwachsen, das Feinere und Zartere irgendwie selbstverständlich überkommen haben mochte, während sie in aller ländlichen Frische unbekümmert gedieh.
Die Ältere brachte eine Kanne schwarzen Kaffees zum Nachtisch, stellte drei grüne Römer und in einer bauchigen Flasche einen dunkelgelben Wein auf den Tisch und begann nun von dem Geschäfte zu reden, das Hermann herberufen hatte.
Sie wollte ein an ihren Garten angrenzendes Stück Weideland, für das der schlaue bäuerliche Besitzer einen übermäßigen Preis verlangte, gegen ein an sich hochwertiges, weil gut gepflegtes, aber für sie nicht leicht zu bewirtschaftendes entlegenes Stück Feld eintauschen, dabei gleich einige wichtige Bauten und Bewässerungen ausführen und durch den Notar sowohl dem Bauern zum billigen Tausch zureden lassen, als auch einen Rat bekommen, wie sie die Verträge und grundbücherlichen Schreibereien am besten abschließen müsse, denn der Staat und seine Gesetzgebung wissen es immer so einzurichten, daß jede Eigentumsveränderung und die geringfügigste Angelegenheit, zu welcher die Hilfe der Behörden erfordert ist, allen Beteiligten zur natürlichen Qual geraten. Niemand kann aus seinem bloßen Hausverstande und in gütlicher Einigung mit dem andern Vertragsteil das an sich Einfache bewirken, sondern sieht sich einem Netze von verschiedenen Zuständigkeiten gegenüber, das ihn und sein argloses Rechtsgeschäft zu würgen droht, indem er das Geflecht selbst über seinen Kopf werfen muß. Selbstverständliches ist verboten, Unleidliches zur Pflicht gemacht, was keinen angeht, muß demütig erbeten oder durch allerhand Schliche hintenherum erwirkt werden, Bezirkshauptmannschaft und Grundbuch, Vormundschaftsbehörde und Bürgermeisteramt, Notar und Richter, Advokat und jeder der beiden besorgten und betroffenen Grundeigentümer, ja womöglich noch allerhand Anrainer und unbeteiligte Zwischenpersonen, alle sind in Mitleidenschaft gezogen, aus einem Rechtsgeschäft wachsen hundert Drachenköpfe von anderen mit Giftzähnen hervor, die jedem Mitbetroffenen am Ende nicht nur das einzelne Geschäft, sondern den Staat als dessen Schützer und vorgeblichen Förderer, in Wahrheit als das unendliche Hindernis verleiden.
Der aufrichtige Hausverstand jedes Staatsbürgers, der mit allem Grund mißtrauische des Bauern zumal, kommt immer, wenn sich ihm die unverlangte, doch unvermeidliche Mitwirkung des

Staates bei seinen bescheidenen Angelegenheiten aufdrängt, zu der artigen Frage, ob dieser Staat denn irgend etwas von allem pünktlich und bescheiden leiste, wozu er bestellt, wofür er gedacht und bezahlt — mit Steuer, Mut, Leben und Gehorsam schwer bezahlt — und jedem als Last auferlegt sei.
Und dieser selbige Hausverstand kommt dann auch nicht selten zu der mißlichen Antwort, daß eigentlich kein Staat, auch der beste nicht, wenn es denn einen „besten" überhaupt gibt, das wert sei, was er koste. Es hält einem jungen Juristen schwer, einem praktischen Frauenverstande begreiflich zu machen, was der Rechtskundige eben nur aus dem Buchstaben der Vorschriften begründen kann.
Schließlich hatte Hermann den beiden Frauenzimmern die ganze umständliche Behörden- und Gerichtswanderung begreiflich gemacht, die sie bei ihrem einfachen Vorhaben einzuschlagen hatten, und Frau Augusta Rainer, Anstifterin und Opfer ihrer Grundtauschsache, seufzte endlich mit einem komischen Seufzer tief auf, als erwachte sie aus einem entsetzlichen Traum, als Hermann fertig war.
Das junge Mädchen aber sah ihn mit großem Erstaunen an, wie etwa ein Insulaner einen Europäer mustert, der die friedliche Einfalt des Eilands zum ersten Male mit Regenschirm, Tropenhelm, Feldstecher, Büchse, Botanisiertrommel, Notizbuch und photographischer Kamera voll Hochmut und Herablassung betritt. Staunend, verwundert fragt der Mensch, der nichts hat, als seinen Schurz: „Gibt es so etwas? Wie großartig, aber wie zwecklos, daß es so etwas gibt!"
„Nun haben Sie uns freilich davon einen schwachen Begriff vermittelt, mit welchen Fußangeln Ihr Boden des Gesetzes besteckt ist. Da scheint es mir nun recht und dringend, daß wir Ihnen unsererseits zeigen, was es bei uns für hübsche, unschuldige, gute und angenehme Dinge gibt, von denen ein Herz ohne Gefahr und Wissenschaft sich angenehm erfüllen lassen darf. Freilich soll man davon nicht leben und Unterhalt, geschweige denn Nutzen suchen müssen, denn die Natur wird gleich immer grausam, wenn man ihre Freigebigkeit in Anspruch nimmt, und zehrt den auf, der sich ihr hingibt, aber schließlich, welche Tätigkeit erschöpfte den Menschen nicht gründlich, der sie ernst nimmt. In solcher Aufopferung besteht ja das Leben, das seiner selbst würdig ist. Immer noch besser, man opfert es der

gesunden Natur, als den Akten und Prozessen. Ich muß aller Plage, die mich hernimmt, solange das Wachsen dauert, vom ersten Anbruch des Vorfrühlings bis zum späten Winter, der die ländlichen Werke auf ein Weilchen einschläfert, oft genug fluchen, aber dabei muß ich doch lächeln, so oft ich auf die blühenden Dinge sehe, die ich betreibe. Und indem ich seufze, muß ich mir sagen: wenn es ein menschliches Glück und eines gibt, um das man in jedem Augenblicke weiß und wissen kann, denn nur das ist Glück, das man spürt: ein Leben im Hof und Garten ist Glück.

Hermann bejahte eifrig und ergänzte dieses Lob des ländlichen Lebens mit folgenden Worten:

„Sie haben dieses gerechte und wahre Glück auf die Liebhaberei und freiwillige Betätigung eingeschränkt, gnädige Frau, ich möchte es aber auch auf die pflichtmäßige Mühsal des Bauern ausdehnen, der nicht um des feinsten Naturgenusses willen, sondern wegen des nackten Daseins in der Natur, mit ihr, für und gegen sie arbeitet. Alle, die in und mit der Natur schaffen, und neben ihnen nur noch die Künstler, haben den höchsten Beruf, welche aus der Natur ein neues Geistiges erzeugen oder aus dem Geist eine neue Natur erschaffen.

Kurz, zwei wahrhaft fruchtbare und darum geheiligte Stände gibt es auf der Welt, die den Menschen menschlich würdig machen: den Bauern, der dem Leib der Menschen seine Freude und Fruchtbarkeit gibt durch das Brot — das Wort im weitesten Sinne genommen —"

„Es dürfen schon Äpfel und Hühner, Honig und Wein und ein fettes Geselchtes dabei sein," unterbrach ihn Gisa.

„Den Bauern meine ich, der das natürliche Gut des Menschen verwaltet, und den Künstler, der die himmlische Seele verwaltet und dem Geist des Menschen seine Freude und seinen Gott und Grund gibt. Diese Zwei leben ein wahres Leben aus erster Hand und haben einen Beruf, das heißt, sie sind berufen. Alle anderen bleiben Bettler, die von der Milde des Bauern abhängen und von der Milde des armen Künstlers, den sie freilich am liebsten verhungern lassen und steinigen möchten und heuchlerisch verleugnen. Diese zwei Stände sind die gewaltigen Nährväter des menschlichen Lebens, alle anderen aber dürftige Beschäftigungen, nichts weiter."

Frau Rainer lächelte bei diesem feurigen Lob des Landmannes

und Künstlers und sagte: „Der Bauer wird freilich von den Menschen höher geachtet und kann wohl auch seinen Ertrag beanspruchen, mit der Kunst aber hat es eine eigene Bewandtnis. Daß jeder das tägliche Brot braucht, weiß jeder, darum gibt es keinen verkannten Bauernstand und auch im allgemeinen gottlob keinen verhungerten Bauersmann, aber daß jeder eine tägliche und ewige Seele braucht und gar einen heiligen Geist, davon spricht kein Vaterunser, denn das Vaterunser ist von einem heiligen, selbstlosen Schöpfergeist gedichtet, der es nicht auf sich selbst, sondern nur auf die tägliche Not und Einfalt gemünzt haben wollte. Viele Tausende Menschen sind ohne Geist und Seele dick und fett und mächtig geworden, darum lassen sie auch den Künstler getrost verhungern, denn er ist ihnen im Grunde unbequem. Er verlangt zu viel, für ihn gibt es keine Geheimnisse, er ist der strafende Mitwisser aller Sünden und der Verkünder aller Schuld und Buße und jener Not, die beten lehrt, also der bittersten, die es für menschliche Gemeinheit eben gibt. Daß dieser Racker dabei noch sein Vergnügen und seinen Spaß haben darf, ärgert die seelenlosen Brotesser so sehr, daß sie ihm eben darum den Brotkorb gern höher hängen. Wenn er danach im Leben recht demütig springen und schnappen muß, wird seine Kunst gewissermaßen ausdrucksvoll und empfindungsreich wie gut abgelegenes Fleisch, und dem geschätzten Publikum bietet sich ein doppelter Genuß, es sieht einen armen Teufel um den Brotkorb zappeln und gerade dabei kommen aus seinem Gehirn noch die schönsten Kompositionen oder Gedichte und Gemälde, denn nichts feuert den Geist so wild an, wie die Not und der Zwang. So ist die Welt eingerichtet. Nun kommen Sie und sehen unseren Besitz an, auf dem es keine so grausame Wirtschaft gibt, denn ich habe mich zum Bauernstande geschlagen. Die Launen der Natur sind allgemein, darum minder gehässig als die der Menschen, und ich habe die Kunst, wenigstens was mich betrifft, so gut wie abgeschafft. Meine Tochter soll Sie herumführen, lieber Herr Doktor, indessen muß ich mich auf den Feldern bei meinen Leuten umschauen, denn heute ist noch zu mähen, dann will ich auch für ein Nachtmahl sorgen, und wir treffen uns wieder hier, bevor es dunkelt."

Damit reichte sie ihm die Hand und ging groß und bedeutenden Ganges, nachdem sie vom Wandhaken einen breiten Stroh-

hut genommen und eine blaue Schürze umgebunden hatte. Vor der Türe rief sie nach dem Hunde. Ein zottiger, brauner, weißgefleckter Bernhardiner kam ihr langsam und schwerfällig entgegen, und man sah die beiden, den Hund dicht an den weitfaltigen Röcken der Frau, in den Wiesenweg einbiegen, und wie sie hinter der nächsten grünen Bodenwelle verschwanden. Auch die beiden jungen Leute brachen auf und gingen über den dumpfen, überschattigen Gasthausgarten, der durch eine mannshohe Mauer von den eigentlichen Anlagen getrennt war, in die breiten und langgestreckten Gemüse- und Obstpflanzungen.

Neben seiner Begleiterin, und von ihr auf diese und jene gefällige oder wichtige Einzelheit, auf eine allgemein nicht genug gewürdigte Gemüsegattung oder besonders schön geratene Pflanze oder auf eine die Natur gütlich fördernde Pflegeeinrichtung aufmerksam gemacht, würdigte Hermann die übersichtliche und mit vielen Beeten, Rabatten, regelmäßigen Wegen und geeigneten Bewässerungsanstalten eingeteilte Anlage. Mistbeete, kleine Glashäuser, am Rande, an das Hauptgebäude anstoßend die geräumigen Ställe, der lustige drahtumzäunte Geflügelhof, alles stand in lebendigem Betriebe, und das Mädchen griff im Vorbeigehen überall freundlich, doch eben als Herrin ein, indem sie hier aus ihrer Tasche den Tauben, die sie gleich umflatterten, eine Handvoll Körner zuwarf, dort einer alten Frau, die Unkraut jätete, Anweisung gab, aus dem nächsten Küchenbeet ein paar Wurzeln und Kräuter zog, sie schüttelnd von der schwarzen Erde befreite und das Bündel sogleich einer Magd für die Küche mitgab. An der Mauer, wo ein regelmäßiges Obstspalier geschützt an sauberen Latten hinlief, band sie lose Zweige im Vorübergehen fest oder knickte überschüssige weg. Alles Nötige trug sie bei sich oder fand, wenn sie es brauchte, gleich das erforderte Werkzeug, dann tat sie alles mit ein paar Griffen, ohne ihre Rede zu unterbrechen, die immer eine Kürze und Bestimmtheit behielt, welche dem Geplauder junger Mädchen sonst fehlt, aber dabei durch das, was sie sagte, gerade in der Gedrängtheit einen Blick in ein reiches und selbständiges Denken tun ließ, wie es ganz wohl durch das einsame Heranwachsen bei so würdiger Tätigkeit gefördert werden mochte. Der Gemüsegarten war durch eine Futtermauer und ein hohes Eisengitter vom Obstgarten geschieden, der nicht mehr eben

verlief, sondern, weil der Hof im Talschluß und hart am Berge lag, schon über eine sanfte Graslehne hinanstieg. Auch hier erschien die nützliche Fülle durch die größte Mannigfaltigkeit belebt. Während in der Mitte, im Wiesengrunde, die Hochstämme in regelmäßigen Abständen und im Verbande gesetzt, je nach der Reifefolge für alle Sommer- und Herbstzeiten durch die guten, auf diesem Boden und in dieser immerhin schon rauheren Lage gedeihenden Gattungen sorgten, lief an den Rändern des Weges überall das genau geschnittene Zwergobst mit schön entwickelten Stockwerken an gespannten Drähten und gab der Anlage eine gewisse strenge Heckenordnung, ähnlich wie die gestutzten Laubwände französischer Ziergärten. Auch Reihen von Beerensträuchern gab es, an sonnigen und abseitigen Stellen aber die verwirrende Wildnis von Haselstauden, Himbeeren, Brombeeren, Rosen, Kornelkirschen, als hätte man dafür sorgen wollen, den besten Garten wenigstens gelegentlich in den Ursprung der Natur zurückfinden zu lassen. Gisa wies Hermann auch die zahlreichen Bienenstöcke, die auf dem Rasen verteilt und mit gutem Bedacht gerade im Obstgarten aufgestellt waren, um die Fruchtbarkeit durch ihren Fleiß und Genuß zu fördern. Sie bemerkte dabei, daß diese zierlichen arbeitsamen Wesen im Grunde die beiden Berufsstände, denen Hermann allein höchste menschheitliche Bedeutung zusprach, eigentlich vereinigten: den Landmann und den Künstler.

Sie nahm dabei aus einem Stocke eine Wabe heraus, um sich zu überzeugen, wie es mit der Brut stand, und zeigte Hermann, der sie nicht unbesorgt so ohne jeden Schutz mit diesen reizbaren Leben hantieren sah, das unbekümmerte Gewimmel über den braunen, von glänzendem Honig, von dunkelm Blütenstaub und Wachs erfüllten Zellen.

„Diese Wabe im Rähmchen, Sie können sie getrost und fest anfassen, die Bienen haben zu tun und sind jetzt nicht gefährlich, diese Wabe, die schon ganz voll ist, zum zweiten Male voll, denn wir haben die Armen schon einmal ihres Ertrages beraubt und den ersten Honig ausgeschleudert, wiegt drei Kilogramm und bedeutet für die kleine Welt da eine große Stadt, zu der wir Menschen eine Bodenfläche von etlichen Morgen mit Bezirksgericht, Notar, Advokat, Schulen, Kirchen, Bürgermeister und Tratsch und Klatsch brauchten. Wissen Sie auch, wie viele

tätige und arbeitende und wie viele künftige Wesen in diesen Zellen und über ihnen wirken? Achttausend Zellen gibt es in jedem Rahmen. Also haben ebenso viele Bienen hier Wohnung und Raum zur Arbeit, und ebenso viele künftige Erben werden hier gestiftet und aufgezogen, wenn es auch freilich nicht zugelassen wird, daß es zu solchen Mengen kommt, denn mehr als fünfundzwanzigtausend Bienen soll ein ebenmäßiges Volk mit allen seinen Waben nicht zählen."

„Hören Sie das Summen?" fragte sie.

Es klang wie ferner, tiefer, würdiger Glockenton.

„Ich muß immer glauben, wenn ich diese eigentümlich regelmäßig zusammenklingende Harmonie von Arbeit, von Flügelschlag und Bewegung höre, aber auch sehe, daß sich darin ebenso wie in dem erhabenen Dom der vielen Zellen eine geheimnisvolle, genau abgemessene und in jedem einzelnen Tiere mitwaltende Berechnung von Zeit, Leistung, Ton und Wirkung geltend macht, daß diese kleinen Wesen auch mit ihrem Summen und Kriechen, mit ihren Reihen und Gewimmel und ihrer regelmäßigen Arbeitsteilung nicht das Geringste dem Zufall überlassen, sondern eine irgendwie bestimmte, aufs peinlichste geordnete Komposition ausführen, von der uns nur gerade die Zellen so genau sinnfällig werden. Uns Menschen fehlt freilich der Name für diese vielfältige Arbeit, für dieses bewegte Kunstwerk, welches über dem steten Rahmen, in dem unsterblichen — für die Bienen unsterblichen — Bau spielt und waltet."

„Was Sie da sagen, Fräulein, weckt einen geheimnisvollen Anklang von jener höheren Ordnung, die wir Menschen als stetig wirkende Gerechtigkeit auch in unserem Gewimmel und Getreibe, wie überhaupt in der ganzen Natur vermuten wollen, denn sonst möchten wir die Willkür und Grausamkeit im einzelnen nicht ertragen. Wer sein Werk so knapp und haargenau, so über allem Zufall, so vorherbestimmt und großartig und in die Zukunft, in eine Bienenewigkeit hineinbaut, dem ist immerhin auch zuzutrauen, daß er alles, was er sonst tut, mit gleicher Harmonie und Regelmäßigkeit versieht und gar wohl um alles weiß, was er macht. Das ergibt zum Schlusse sicherlich ein künstlerisches Ganzes, worin wir Musik und Wohllaut hören, weil uns die kleine Ordnung eben durch diese Musik faßlich wird. Aber solche Harmonie setzt sich aus kleinsten unbekannten Einzelheiten, aus Flügelschlägen, wandernden und scharren-

den Füßen, saugenden und beißenden Mundwerkzeugen, regelmäßig arbeitenden Organen, aus Blütenduft- und -Staub, aus Honig, Wachsklümpchen und Gesumm zusammen, aus lauter Unregelmäßigkeiten."

„Noch eins habe ich mir ausgedacht, wenn ich es auch nur beiläufig ausdrücken kann," fuhr Gisa fort, denn die angeregte Aufmerksamkeit ihres Gastes machte sie zutraulich, „ich habe einmal gelesen, daß der Mensch nichts anderes erfinden und vorstellen kann, als was er mit seinen Sinnen wahrzunehmen vermag, wie auch seine kunstreichen Maschinen eigentlich nichts anderes als vereinfachte und noch immer nicht zulängliche Nachbilder seiner eigenen Körperwerkzeuge ausmachen. So wiederholt jedes Menschenerzeugnis irgend etwas in der Natur Gegebenes, freilich mit anderen Mitteln."

„Im Mittel liegt aber das wunderbare Geheimnis," erwiderte Hermann. „Der Mensch ergreift immer dasjenige Mittel, das dem Sinne entspricht, auf den es wirken will, dadurch wiederholt sein Werk die Natur immer in einem anderen Kreise. Bloße Nachahmung an sich bleibt immer ärmlich, es handelt sich vielmehr um eine geheimnisvolle Wiederholung selbst. Die Natur, der Vorgang wird in ganz anderem Mittel noch einmal erzeugt, und dadurch ergibt sich der Eindruck wunderbarer aufleuchtender Gleichheit, den jede Schöpfung macht, eine Wiedergeburt geschieht, nicht eine Nachahmung, und jedes vollkommene Werk ist wiederum eine Erschaffung der Welt."

„Das meine ich eben mit dem Werk der Bienen. In der Natur ist das einfachste und kleinste, wie das größte lebendige Wesen, Tier und Pflanze aus Zellen zusammengesetzt und angestückt. Nun sehen Sie, das Kunstwerk der Wabe besteht aus nichts anderem als aus Zellen und wiederholt so, bewußter und deutlicher, als was wir Menschen irgend machen können, die innerste, einfache, doch unsichtbare Grundform der Natur. Das nenne ich Kunst! Meine Bienen enträtseln und wiederholen das Geheimnis der Natur selbst bis auf ihre eigene Zusammensetzung."

Hermann drückte Gisa über diese zugleich schlichte und treffende Anschauung seine Anerkennung aus. Sie errötete und lachte: „So geht's uns armen Mädchen. Die Männer halten uns für so bescheiden eingerichtet, daß sie uns eigentlich nicht den geringsten Gedanken zumuten und staunen, wenn wir einmal etwas sagen, was sich auch ein Mann gedacht haben könnte.

Eigentlich liegt eine Anmaßung in Ihrem Kompliment, mein Herr."
„Nicht mehr, als in jedem Kompliment; denn ist es nicht anmaßend, etwas Schönes loben zu wollen, aber doch auch immer bescheiden? Wenn wir bei der Frau Anmut bewundern, müßten wir immer uns auch vor Augen halten, wieviel Geist schon aufgewendet ist, um etwas so Angenehmes wie ein junges Mädchen zu stiften."
„Es gibt eben keine Anmut ohne Geist, denn sie drückt ihn ja aus."
„Wir Menschen überschätzen im allgemeinen unsere Einsicht, als sei das Nachdenken mehr als das Vorschaffen. Wieviel Geist gehört freilich dazu, um schön zu sein, nur freilich unbewußter Geist der Zellen, der Organe, Geist der guten Bewegungen, Geist der Nahrung und der Lebensführung, Geist der Muskeln und der Glieder, Geist der Zusammensetzung und Haltung. Aber ist dies alles zuletzt nicht eben Seele? Und wenn wir ein vollkommen schönes, aber dummes Frauenzimmer sehen — es gibt solche — so vergessen wir, wieviel stummer Geist schon von der Person zeitlebens aufgewendet worden sein muß, um so edle Züge zustande zu bringen und ein solches Gleichmaß von Haar und Haupt, Schultern und Beinen, Wuchs und Bewegung, es bleibt vollends ein Wunder, wenn noch Geist im Überschuß wach, bereitwillig und freigebig aus der Anmut zu sprechen beginnt."
„Gut, daß Sie wenigstens wissen, mein Herr, daß wir, wie wir sind und aussehen, uns schließlich uns selbst verdanken. Darum möchte ich übrigens auch meine schönen, aber dummen Mitschwestern, was den Geist betrifft, rechtfertigen. Es muß nicht immer Verstand sein, der in ihrer Schönheit liegt, aber es ist ganz unmöglich, daß etwas durchaus Gelungenes, eben ein schönes Weib, völlig dumm und geistlos sei. Es hat seinen besonderen Geist, nur kennen wir ihn nicht gleich, er ist in dem geheimnisvollen Zusammenklang der äußeren Schönheit, der Glieder, der Augen, des Mundes, der Zähne und so fort aufgewendet, aber er lebt auch im Innern, nur drückt er sich nicht immer in passenden Reden und Einfällen aus. Aber glauben Sie mir, ein schönes Gesicht ist gleichwohl voll Geist auch ohne Wort, der schöne Mensch hat vielleicht Güte als Geist, herzergreifenden Anblick als Geist, gemessene Gebärde als Geist.

Inneren Geist im Überfluß und mehr davon als der Mann, der eine Schönheit dumm findet."
„Und da wundern Sie sich noch, Fräulein, daß wir Männer uns wundern, wenn Anmut außer dem Geist der Züge und Gebärden gar noch den Mund auftut und gescheit zu sprechen anfängt."
Gisa lachte: „Nun habe ich den Freibrief für alle weibliche Dummheit und kann mich nach Herzenslust gehen lassen, denn wenn ich nur sonst gefalle, habe ich Geist genug bewiesen, zu sein, wie ich bin, und damit basta. Sie sollen kein gescheites Wort mehr von mir hören."
„Das wäre wieder zu wenig Geist für die Anmut, denn auch das bezeichnet alle Schönheit, daß sie sich nicht rückhalten und aufsparen darf. Sie mögen freilich immer noch weniger sagen, als Sie wissen, aber was Sie sagen und geben, muß immer von ihrem Geiste sein. Und sollten Sie gar nicht mehr den Mund auftun, so hätten Sie schon genug gesagt. Doch wäre es schade."
„So will ich denn schwatzen, was mir einfällt, und mich darauf verlassen, daß Sie es immer gut und freundlich auslegen. Täten die Männer das immer bei den dummen Schönheiten, so fänden sie sie wohl auch gescheit, und sähen sie immer den guten Geist bei den häßlichen Frauen, so fänden sie sie wohl auch trotz allem hübsch, und die halbe Menschheit ließe sich leichter ertragen. Denn von der anderen Hälfte, von den Männern will ich gar nicht sprechen, die von vornherein das Vorrecht beanspruchen, ob schön oder häßlich, immer willig genommen zu werden, wie sie sind."
Hermann gab zurück: „Sie möchten gleich meine Ehrerbietung vor Ihnen für Ihr ganzes Geschlecht beanspruchen. Nun, ich bekenne, daß ich noch gar keine Frau vollkommen häßlich und abscheulich gefunden habe. In irgend einem Zuge, und sei's im verstecktesten und geringsten, hatte sie doch irgend etwas Schönes, einen kleinsten Teil und Abglanz der möglichen Gesamtherrlichkeit ihres Geschlechtes."
„Das glaube ich auch längst," sagte das Mädchen und stieg dabei die Stufen einer Steintreppe hinauf, die vom Obstgarten zum höchsten, steilen, unmittelbar in den Wald selbst übergehenden Stauden- und Baumgarten führte.
Die Steinstiege war in eine moosüberwachsene alte, tiefe Stein-

mauer gebaut, auf deren Höhe an Eisenstäben weiße, gelbe und rote Rankrosen eine dichte blühende Hecke bildeten. Die alte Eisenpforte, die Gisa öffnete, war von einem Bogen großblühender Klematis purpurn überwölbt und glich, von dem jungen Mädchen gehalten, völlig dem Eingang ins Märchen.

„Ich glaube es nicht nur von uns Frauen, sondern von allen Menschen. Denn so wie es in jeder Tiergattung eigentlich keine häßlichen gibt, sondern nur mehr oder minder vollkommene Geschöpfe derselben Gattung, so müßte man eben lernen, auch das Menschliche im Menschen, das Gemeinsame, Notwendige und eben dadurch Schöne, Gemäße und Gerechte zu erkennen und zu würdigen, anstatt immer auf das Besondere, Seltene zu sehen und gerade das zu fordern, alles andere aber abzulehnen."

„Nur müßte man dazu eben nicht leider ein Mensch sein, der liebt und haßt, wählt und verwirft. So wie der Mensch gar wohl etliche Tiere in seinem Leib und Geist enthalten, sogar ihnen gleichsehen und ihre Eigenschaften entwickeln und gut oder böse sein kann, nach Wahl und Schicksal sieht er auch aus dieser Verwandtschaft oder Feindschaft wieder den anderen Menschen an und findet ihn schön oder häßlich, lehnt ihn ab oder sucht ihn."

„Ja, die Tiergesichter der Menschen! Es gibt welche, die Wiederkäuern gleichsehen, Schafen, Ziegen, Ochsen, andere, die es mit den Affen halten oder mit den Nagetieren."

„Und die beweglichsten und geistigsten gleichen irgendwie den Vögeln."

„Nun haben wir schon in diesem Garten den ganzen Bereich der Tiere und Menschen durchgegangen, aber den Menschen mit den Pflanzen zusammenzubringen haben wir noch nicht versucht."

Sie zeigte Hermann die eigentümlichen, scheinbar absichtslosen und ungezwungenen, aber mit bedeutender Überlegung zusammengestellten Gruppen edler Nadelhölzer und blühender Stauden und Sträucher, deren Farben zur bestimmten Zeit zu erklingen und sich miteinander zu einem Ganzen als Masse wie im einzelnen sinnbewegenden Bilde zu verweben hatten. Hohe Rittersporne leuchteten; hinter schwarzen Kiefern, die sich vom blauen Himmel wie ruhende Adler mit breiten Flügeln abhoben, ergoß der Goldregen seine gelben Trauben in der Sonnenfülle, weiße Margueriten wiederholten das Sonnenbild

des glühenden Balls inmitten der weißen Strahlen unten auf der Erde. Unter Felsstücken kauerten in leuchtenden Kissen niedrige Alpenkräuter, auf geraden Stengeln prunkten die vielfarbenen Aurikeln. Ruhig stand eine lange Reihe hoher, weißer, weithin duftender Domlilien wie Altarkerzen, und sie ergossen den Weihrauchduft ihrer Kelche in die reine Luft.

„Wem glich dies alles?"

Hermann antwortete nicht. Er betrachtete das junge Mädchen mit dem beweglichen Gesicht, mit dem ausdrucksvollen energischen Gange, ihre braunen Augen, deren munterer, einfallsreicher Geist drückten ein Wesen aus, das regsam und tätig, das Gute und Schöne aus sich selbst, wie aus der Welt zu fördern wußte, der große Mund mit den schmalen Lippen, hinter denen gesunde, große, leuchtende weiße Zähne glänzten, das schmale Rund der Wangen, die nach oben durch abstehende Backenknochen ein wenig das Gleichmaß verloren, die gesunde Farbe, die stark beschwingte Natur, die sich leicht und gern über die Niederung erhob und kräftig genug war, andere durch den eigenen Schwung hinanzureißen, dieses ganze mehr anmutige als schöne, durch seine Bewegung, nicht durch seine Ruhe, durch das Tun, nicht durch das Lassen anregende Wesen glich eben jenen scharfäugigen Vögeln, wie er früher gesagt hatte.

Aber Frauen können gar wohl, andere Frauen in ihrer sinnenden Ruhe und stillen Entfaltung den einsam blühenden, in sich verharrenden Blumen gleichen. Er sah Agnes vor sich, wie sie mit der ihr eigentümlichen sanften Neigung des runden, viel regelmäßigeren Hauptes unter dem schweren braunen, ins Rötliche schimmernden Haar ein Ding betrachtete und schwieg, wie sie wortlos lächelte, oder wenn er sich zu irgend einer leidenschaftlichen Rede hinreißen ließ, nur ein klangvoll erstauntes, abwehrendes, scheues „Aber, aber" sagte. Er wollte nichts über die Nähe von Blume und Frau sagen, als hätte er damit ein Geheimnis verraten und den stillen Standort einer solchen einsam blühenden Pflanze.

Gisa, die augenblicklich seine Entfernung wahrnahm, errötete schweigend. Über der kunstvollen Anordnung des reichen, sowohl gepflegten, als dem Übermaß des Wachstums klug überlassenen Gartens wurden in der Weite die blauen Berghöhen, die mannigfaltige Landschaft des Tales sichtbar, so daß die

drei Stufen dieser ganzen Anlage vom niedrigen Wuchs des beschränkten Nützlichen zur überquellenden Fruchtbarkeit, dann zur durchgeistigten Schönheit der hochwachsenden Fülle emporgeleitet, gleichwohl ständig einen größeren Kreis der Umwelt vor sich hatten und jeden Blick auch ins Weite verwiesen.
Nicht den Pflanzen waren diese beiden starken, eigenartigen Frauen vergleichbar, keiner höchstwachsenden und keiner rankenden, keiner ruhig blühenden und keiner betörenden, wohl aber ihrem ganzen Garten selbst, der aus dem Gegebenen das schönste Mögliche zu schaffen wußte und darüber hinaus auf eine nicht alltägliche und großartige Weise ins Allgemeine, Bedeutsame reichte und hinwies, wie diese drei Stufen der Anlage auf die bewegte weite Landschaft hinausklangen. Damit fand Hermann denn einen freundlichen Gedanken, der ihm wieder recht aus dem Herzen kam und die Stille getrost unterbrechen durfte, um seiner jungen Führerin dargereicht zu werden.
Schon standen alle Farben des Tales dichter, satter vor dem immer leuchtenderen Goldgrund der abendlichen Sonne, als das Paar, nach den mannigfachen Gesprächen des Nachmittags schweigend und gleichsam wie die Welt selbst tiefer atmend vor den Hof trat, um auf dem Kiesplatze, auf der weißen Bank vor dem Tor ausruhend die Frau zu erwarten, die nun auch von ihren Wegen und Arbeiten zurückkommen mußte. In der Tat hatte die Rainer-Gustl längst ihre Mahd beobachtet, in der Küche das Nötige angeordnet, überwacht, sogar selbst zugegriffen und kam, nicht von draußen her, wie ihre Tochter vermutete, sondern aus dem Innern des Hauses, begrüßte die jungen Leutchen und lud sie zum Nachtmahl ein.
Hermann, der an seine drei Wegstunden nach Hause dachte, wollte zuerst ablehnen, doch ließ sie das nicht gelten, sondern sagte, für ihn sei schon die Gaststube bereit, er habe sich wegen seines braven Rates eine ordentliche Ruhe verdient und komme auch am morgigen Tage noch zur gewohnten Amtsarbeit zurecht, wenn er zeitig frühstücke und aufbreche, wofür sie schon sorgen wolle, denn hier wachte alles mit den Hähnen auf.
In der Gaststube fand Hermann einige Besucher vor, die zum ständigen Lebenskreise der Wirtin zu gehören schienen: den Lehrer des nahen Dorfes, ferner einen alten weißhaarigen, einem Gelehrten gleichenden Mann im langen schwarzen Rock mit hohen Röhrenstiefeln, und den Förster der gräflichen Domänen.

Der alte Weißhaarige begrüßte Gisa freundlich wie eine Tochter und erkundigte sich nach Bienen und Garten. Bald stellte ihn das Mädchen, er selbst sich als einen ausgedienten Gymnasialprofessor vor, der von den Eltern eine Wirtschaft in diesem stillen Winkel ererbt hatte und nun betrieb, von Frau Rainer aber mit dem in dieser ländlichen Einsamkeit sonst schwer zu beschaffenden höheren Unterrichte ihrer Tochter befaßt worden war, dem er sich um so lieber gewidmet hatte, als es ihm, einem kinderlosen, unverheirateten Manne, gar als altem Lehrer am Ende seines Lebens erst vergönnt war, anstatt vieler ungleicher und in der Stadt im Grunde gleichgültig zusammengeworfener Schulkinder, ein einziges Geschöpf von Anfang an zu beobachten und nach seinem Sinne zu bilden, indem er es auf das Ganze der Bildung, nicht auf die Besonderheit und Kenntnis von Prüfungsfächern, also auf den unteilbaren Menschen absah. „So konnte mir unsere liebe Kleine da zugleich Schülerin und Muse der Bildung selbst werden, denn in der Welt hält man den Unterricht gern für eine allgemeingültige Allerweltssache, die eben allen wenigstens in einem gewissen staatlich geaichten Ausmaß zugewendet wird, als sei er nicht wie jede bewußte Einwirkung auf Menschen auch ein Stück Schaffen und Kunst, jeder Kunst aber wird sonst wenigstens die Auswahl des Stoffes vergönnt, an den sie ihre Mühe wenden will. Ich habe so viele gleichgültige Buben zu den Prüfungen geführt und ins Leben losgelassen, daß ich den Wert der Bildung recht fragwürdig empfinde, denn bei den schwachen, armen Durchschnittskindern nimmt sie meist den lieblichen Hauch und die Unschuld, meinetwegen auch die Roheit der Natur weg, ohne an ihre Stelle mehr zu setzen, als eine Allgemeinheit, ein Allerweltsflickwerk von Gedächtnisbrocken und überkommenen Anschauungen, welches den einzelnen ganz und gar unfähig macht, im besonderen Falle die Ursprünglichkeit des Erkennens, die unmittelbare Einsicht und darum auch die Frische und Macht des Entschlusses und der Haltung zu finden, die jeder Ungebildete, jeder vernünftige Bauer zum Beispiel überraschend und überlegen genug bewährt."
„Und doch brauchen wir dieses Mindestmaß von Bildung", entgegnete der Lehrer mit einem Anflug von Hochmut, der gerade den ländlichen Vertretern der Bildung in der niederen Sphäre so oft eignet, „nicht nur für das einfachste tägliche Leben,

sondern gerade, weil sie die gemeinen und rohen Menschen abschleift und erträglich macht, ihre sogenannte Natur wäre sonst eine beständige Gefahr für alle Besseren."
„Gerade die Roheit und alles Unedle wird durch die Bildung nur eben mit Lüge und Heuchelei verkleidet, keineswegs an sich gemildert oder geändert, wie denn niemals Erziehung aus einem Menschen etwas anderes machen kann, als was er von Anbeginn an war und bleibt. Aber es geht mit allen Werten der Zeit so, daß man sie eben nehmen und weitergeben muß, wie das Geld, ohne das man auch nicht auskommen kann, wie sehr man es geringachte, weil die heutige Wirtschaftsform es braucht und einzig anerkennt, nur möchte man solche aufgezwungene Werte darum nicht noch überschätzen. Gewiß könnte man, wenn man schon die sogenannte allgemeine Bildung anzweifelt, sogar die Buchdruckerkunst und alle ihre Folgen einen wahren Fluch, nicht einen Segen der Menschheit nennen, denn durch sie ist die Verbreitung alles Meinungs- und Gesinnungsschwindels ungeheuer erleichtert, die des Wahren und Guten aber gerade durch den Wust des Widerwärtigen gehindert worden. Während früher nur das Edelste bewahrt und überliefert werden konnte, steht jetzt jeder Dummheit die Pforte der Unsterblichkeit offen, aber wer wollte und könnte ein eben allgemein gebrauchtes Werkzeug, eine Allerweltsmaschine aus der Welt schaffen und den Gang der Zeit aus eigenem zurückschrauben?"
Der Alte nickte dabei seiner Schülerin zu: „Gut, daß wir hier in einem abgeschiedenen Tale leben, wo wir von Natur und Willen auf die Einsamkeit verwiesen, durch die Lage der Dinge selbst in Zeit und Anschauungen, in den Mitteln und Zwecken des Lebens zurückgestellt, in langsamem Gange hinter dem allgemeinen, großartigen Fortschritt zurückbleiben dürfen, ohne das Neueste mitmachen und unsere alten Beine zum besinnungslosen Mitlaufen zwingen zu müssen. Gut auch, daß es immer und überall auf der Welt solche Winkel gibt und geben wird, die den alten, ruhigen Stand behaupten. Deus nobis haec otia fecit," sagte er lächelnd zu Hermann.
Mittlerweile hatte die Wirtin den Tisch bestellt und sich im Gespräch mit dem Förster über allerhand Wirtschaftsfragen zum Essen niedergelassen. Der Lehrer, Hermann, der Alte und das junge Mädchen folgten. Das Gesinde hatte schon früher sein Nachtmahl bekommen.

Die kleine Tafelrunde tat unter ruhigem Gespräch der guten Mahlzeit Ehre an, die Wirtin hatte einen leichten Landwein in die Gläser gefüllt, dem alle gern, jeder nach seinem besonderen Maße zusprachen.
Nach Schluß der Mahlzeit zwinkerte der Alte Hermann lächelnd zu, der dieses geheime Zeichen nicht verstand, worauf der Alte auch Gisa mit gleicher Gebärde zu fragen und aufzumuntern schien, die endlich zur Mutter gewendet, sagte: „Möchtest du uns nicht etwas singen?"
Die Frau antwortete: „Man soll die alten Zeiten, wenn man sie als die besseren im Gedächtnis in Ehren halten will, nicht zum Reden herausfordern. Man hört sich nur Leid damit und vielleicht tut es auch den alten Zeiten mehr weh, als wohl, wenn sie zu singen anfangen, aber da wir Alten hier als lauter alte Zeit beisammen sind und selbst die Jugend hier von der neuen Welt fern in unserem Winkel festgehalten wird, will ich mich nicht zieren. Wer den richtigen Vergleich ziehen kann zwischen Einst und Jetzt, Sollen und Müssen, Können und Bedeuten, der wird wohl auch Gnade für Recht ergehen lassen, denn ich trete ja nicht vor der großen Welt auf, sondern mache meinen Gästen ein bescheidenes Abendvergnügen, wenn es eines sein soll und kann. Nun, Herr Lach," wandte sie sich an den Lehrer, „wollen Sie so freundlich sein, mich zu begleiten?"
Der Angerufene erhob sich dienstfertig und trat an den im Hintergrunde mit einem grünen Filztuche verhangenen Flügel, den Hermann in der Dämmerung bisher gar nicht bemerkt hatte.
Gisa, die unterdessen aus der Wirtsstube geschlüpft war, kam jetzt mit zwei silbernen vierarmigen Leuchtern wieder, verlöschte die dürftige Petroleumlampe über dem Tische, nachdem sie die Kerzen entzündet hatte und trug in der plötzlich durch den Zauber dieser warmen, schwebenden Dämmerung erhöhten, weil vergeistigten Helligkeit mit zartem Gang auf den Zehenspitzen die Leuchter zum Flügel. Der alte Professor, der Förster, Hermann und Gisa nahmen in einem weiten Rund um das Klavier Platz. Die Gaststube lag nun mit allem dürftigen Zubehör ihrer ländlichen Ausstattung, mit Tischen, Stühlen, Rehkrückeln und Hirschgeweihen an den Wänden, mit den Schanktischen in Dunkel versunken, während die silbernen

Leuchter mit ihrem hellen warmen Schein und dem bläulichen Duftkreise darüber der Ecke hier eine feierliche Bedeutung gaben, als sei ein Stück großer, ferner, wunderbarer Welt, ein Konzertsaal, gar eine Bühne hinter einem aufgezogenen Vorhang eröffnet. Sowohl die Gestalt des jungen Mädchens, das diese beiden Leuchter wie eine edle, schier beflügelte Botin durch den dunkeln Raum getragen hatte, als jetzt die der älteren Frau, welche unter Notenblättern wählend stand und deren Züge durch den warmen Glanz des Lichtes und durch die eigentümliche Spannung etwas groß Zusammengefaßtes bekamen, schienen Hermann wie beim ersten Anblick nur jetzt noch vielsagender einen Sinn und eine Würde auszudrücken, die anderen Menschen einer anderen Art und Sitte vertraut und zugehörig war. Es fiel ihm nur das eine abgegriffene, durch die Überraschung und Wahrheit des Anblickes selbst in seiner Bedeutung bestätigte Wort ein: „Die Welt der Kunst."
Nach einigen Akkorden des Flügels, welche markig und wie aus einem urkräftigen Körper dringend, ein edles Instrument verrieten, begann die Sängerin, die groß und ruhig dastand und deren Züge mit einemmal ebenmäßig, fast schön wurden, eine fremde italienische Arie zu singen, von der Art, mit welcher die Sänger gern beginnen, um ihre Kehle zu befreien und zu lösen und gewissermaßen mit dem Auf und Nieder der Töne auszugurgeln. Aber wie rasch beherrschte diese Stimme, ein aus tiefer Brust quellender dunkler Sopran, wie ein glühender Sommertag unter tiefen Urwaldschatten, die Kaskaden von Tönen und schwebte über ihnen, wie ein Geist über den Wassern, wie flötete alle diese Lieblichkeit und Buntheit aus dem Munde der Frau, die singend, diese kostbaren Triller, Läufe und Scherzchen, dieses kleine Spielwerk irgend eines alten Italieners mit ihrer bewegten, lächelnden, wieder schwermütigen, alle Gedanken und Regungen still ausdrückenden Miene, einem gewaltigen, von einem großen Schöpfer aus Erz gebildeten Dämon, einem Boten glich! Einem Boten der Leidenschaft und der Kunst, denn ihre Gestalt schien von der vorwärts drängenden, gebieterischen Musik bewegt, sie stand vorgebeugt, als würde sie im nächsten Augenblick mächtig dahinschreiten, darauf durch die größere Steigerung der Leidenschaft, wie ihrer anschwellenden, das ganze Wesen über sich hinaushebenden Stimme gar vom Erdboden gehoben, durch den dämmernden Raum in

ein Jenseits getragen werden, woher diese Stimme kam, wovon sie Zeugnis gab und nach dem sie als nach dem einzigen Ursprung hinstrebte.

An dem Gesichte konnte man unter allem Fluten und Rauschen des vom Pianoforte mächtig begleiteten, angetriebenen und gesteigerten Gesanges erkennen, wie es, einer niederen, derberen Welt nach Bau und Umriß angehörend, durch den Inhalt und höheren Geist der Stimme verändert und umgebildet wurde, so daß die Züge Adel und Ahnung einer Welt und Seele bekamen, deren Ruf in diesen Körper verbannt war, wie je und je Himmliches, Jenseitiges ins irdische Gefäß.

Als diese Arie aus war, schwiegen alle beklommen und beglückt.

Die Sängerin aber, wider Willen zuerst, nun in ihr eigenes, wahres Element versetzt und mit erwachender Leidenschaft, diese aufrührerisch herrliche Flut zu bezwingen, fuhr unaufgefordert zu singen fort: erst Opernarien der verschiedensten Herkunft und Stimmung, vorwiegend leidenschaftlich düstere, die wie Rufe der Bezauberung und Schwermut die Gebundenheit der Kreatur durch die ausbrechende Fülle der Äußerung zugleich schmerzlich auszusagen und gewaltig zu erlösen schienen, dann Lieder, die mannigfache Zustände des Gemütes im engsten Gehalt lieblich oder großartig erschlossen, wie Schuberts ungeheure „Gruppe aus dem Tartaros“ oder als Gegenspiel die heiter und wieder wehmütig, immer aber leicht und ziervoll hinwandelnden Müllerlieder, aus denen der Geist dieser nächsten Landschaft und ihres mitströmenden Wassers beziehungsvoll schalkhaft zu singen schien. Bei diesen leichteren, kindlicheren Gesängen bekamen Stimme und Gesichtsausdruck der Sängerin etwas freundlich Junges, irdisch Munteres, als sei sie um viele Jahre in eine glückliche, nie gelebte, doch immer im Geiste gehegte Art rückversetzt, selbst die liebliche Müllerin, die einen Wanderburschen begeistert, neckt und zu allerhand Bekenntnissen nötigt. Wie rauschte der Bach, wie schwoll das bewegte Wasser, wie lachte und weinte das ewig junge, menschliche Herz in dieser dunkelhellen Stimme, wie neigte und bewegte sich diese hohe, schwere Gestalt in dem schwarzen, halb bäuerischen, halb städtischen Kleide und wie kindlich leuchtete der Blick dieser allwissenden Augen, an deren Winkeln schon manche Runzel stand, wie schienen diese

lächelnden Lippen noch Freude und Huld und Wehmut und Stolz von achtzehn Jahren zu verheißen!
Zum Schlusse sang sie, wohl um alle früher ins Ungeheure entfesselte Leidenschaft zu besänftigen und in ihrer Brust mählich zu bergen und einzuschließen, die sapphische Ode von Brahms, und ihre Seele versank langsam in der Schwermut dieses unvergleichlich anmutig getragenen Liedes wie eine glühende Sonne im Meere. So war edler Schmerz zuletzt in die gebändigte Fassung eines griechischen Rhythmus, wie die Gestalt einer großen Göttin in das feingeschnittene Rund einer Kamee gepreßt, Unsterblichkeit in Wort und Ton weniger zier- und sinnvoller Zeilen, eine große Seele in ein kleines Lied, eine ganze Welt von Empfindung in eine Ode.
Und wieder schien, was jede wahrhafte Kunstäußerung unverbrüchlich enthält und mitteilt, auch in diesem Abgesang verwirklicht und von der Sängerin selbst gleichsam dargestellt: ihre eigene Menschlichkeit, welche die größte Fülle des Erlebens wirklicher, möglicher oder durchempfundener Geschicke, eine ungeheure Spannweite des Daseins umfaßte, enthüllte und nun, am Abend, noch einmal, wunderbarer als je, aufglühend, in dieser ländlichen Einfalt wie in den höchsten, wenigen Zeilen und Takten eines Liedes untertauchte.
Als sie schwieg und das Ende ihres Singens damit bezeichnete, daß sie die Noten zusammenlegte und sachte den Deckel des Flügels zuschloß, war es draußen bereits ganz dunkel, nur die Sterne der Juninacht blickten durch das Fenster, und man hörte auf einmal das rauschende Wasser des Flüßchens wieder sprechen und wandern und etwa ein leises Sausen der Baumwipfel unter gelegentlichem Hauch des Windes. —

12.

Hermann unterlag einer eigentümlichen Bezauberung, so oft er des Hofes dieser beiden Frauen und ihrer „anderen Welt“ dachte und so oft er sich Reden und Gebärden des jungen Mädchens vergegenwärtigte und wie sie ihn durch diese ihre Welt geleitet hatte: unbefangen und heiter, aber fremd. Wie ein zehrender Durst zog es ihn aus seiner Einsamkeit nach dieser Frische, er konnte der Einladung nicht widerstehen, mit der ihn Frau Rainer damals entlassen hatte, er möchte wiederkommen, wann und so oft er nur Zeit und Lust hätte.

Auch der Onkel, dem er von dem Besuche ausführlich berichtet hatte, munterte ihn dazu auf, denn er hielt diese erfreuliche Unterbrechung des landstädtischen Alltagslebens für wichtig und heilsam genug bei einem aus der Großstadt verbannten jungen Menschen und freute sich, wahrzunehmen, wie die unverhoffte Begegnung den Neffen im tiefsten belebt hatte.

So besuchte Hermann denn wiederholt diesen Hof, der ihm zwar vertraut, aber darum nie gewöhnlicher wurde, vielmehr immer eine fremde Welt blieb, die ihn zutraulich empfing, ohne daß er sich bei ihr als ebenbürtig fühlen konnte.

Agnes fernes Bild war in ihm nicht verblaßt, aber es bekam fragwürdige Züge, wie er sie an sich selbst fürchtete, bedauerte, haßte. Er hielt die Gestalten von Agnes und Gisa im Geiste nebeneinander. Wie oft betrachtete er diese beiden, in seine Vorstellung unauslöschlich gemalten Bilder, die er so deutlich unterscheiden konnte, als rührten sie von zwei verschiedenen Malern her.

Agnes glich einer jener berühmten Altwiener Miniaturen, mit spitzem Pinsel, zarten Farben und dabei scharfen Umrissen auf Elfenbein gemalt, klein und fein im Kleinen: ein Wesen, das im Engsten stand und lebte, voll Angst, irgend ins Weitere, Größere, in Freiheit, Leidenschaft und Gefahr hinausgerissen zu werden, ein Schatz, der sich selbst behütet, eine reine, fromme Seele, die für ihr Heil zittert. Konnte sie es je fassen, gar danach handeln, daß eine Güte sich selbst versuchen, daß Leib und Seele mit dem Leben wie mit dem Bösen handgemein werden müssen, um sich zu bewähren, daß ein Herz erst reich ist, wenn es sich verschenkt, selbst wenn es sich hinwirft, daß ein Weib sich im Opfer erst gewinnt. O welches Maß, welche Zucht, welche Sorgfalt in dieser Haltung, in diesem scheuen Lauschen, in diesen besonnenen, zierlich-gemessenen Gebärden! War Agnes nicht wie ihr ganzes Haus, wie dieses ganze Bürgertum, dem er selbst angehörte, eine gut versperrte Sparbüchse, die ihre Groschen ängstlich zusammenhielt und vor nichts mehr zitterte, als sich auszugeben? War dieses immer so gerühmte Festhalten im „Charakter" nicht eine vergeistigtere Form der Selbstsucht? In den Schutz der Schwäche geduckt, konnte sie nie außer und über sich kommen und gerade darum nie zu sich selbst. Dennoch ging von diesem Widerstreben und bürgerlichen Stolz, von diesem Beharren im Eng-

sten und im dürftigsten Zustande einer geflissentlichen Gefühlsstrenge ihr eigentümlicher Zauber aus, so daß man Ehrfurcht und wehmütige Enttäuschung zugleich empfinden konnte, die ja so häufig verschwistert sind. Man mußte Ehrfurcht haben vor einem Selbstgenügen, das ein so strenges Maß an die eigene Kraft, an den eigenen Geist, wohl auch an die eigene Schönheit legte, daß es ihr verwehrte, ins offene Leben sowohl gewährend als fordernd einzutreten, wenn auch mehr aus Furcht als aus wahrer Bescheidenheit. Denn diese Bescheidenheit war stiller Hochmut, etwa den Ansprüchen der Freiheit nicht zu genügen. Darum lobte sie ihre Knechtschaft.
So schalt Enttäuschung gleich das mitfühlende Verständnis. Aber war dieses scheue, keusche Bürgermädchen nicht auch das Bild ihres Standes selbst, der sich in aller Not der Zeiten immer nur allein seiner Haut erwehren kann, von allen Mächtigeren bedroht, das einzige ewige, zugängliche Steuerobjekt, das einzige bitter gehorsame Steuersubjekt, auf seine eigene Kraft verwiesen? Erwirbt eine Generation Geld und Namen, Bildung und Behagen, was Wunder, daß ihre ganze Erziehungsmaxime, ihr einziger Lebensgrundsatz, ihr eingeprügelter Charakter darauf beruht: „Erwehre dich, behaupte dich, halte dich zurück, verschwende nichts, sei vorsichtig, gib dich nicht preis."
Aber wie schön, wie betörend schön war diese Kraft der Schwäche, diese Haltung und milde Selbstsucht eines jungen Mädchens, wie rief sie allen Gegensatz auf, wie zog sie das Schicksal an! Sie hatte doch auch einen Schatz von Güte, von Klarheit, von bestimmter Anschauung über Recht und Unrecht, über Würde und Unwürde; wenn sie etwas sagte und beurteilte, war alles geheimnisvoll richtig und unverbrüchlich gesagt, wie auf einer Goldwage des Gefühls gewogen. Eine Bürgerin, eine Kaufmannstochter, die ihr Wesen, ihre Empfindung, ihr Urteil mit dem Lot maß, aber wem sie gab, dem war gerecht gegeben, und wenn sie gab, fühlte sich ein Herz mit wenigem reich beschenkt. Sie machte aus Kleinigkeiten Hohes. Ein Blick, ein Lächeln, ein freundliches Wort galten so viel, der Gedanke an eine Umarmung dieser schlanken Arme, an einen Kuß dieser niegeküßten Lippen vollends war unselig unendlich wie die Begierde, im Augenblick der Erfüllung zu sterben. Aber man starb eben nicht, man mußte verzichten und leben, man hatte keinen Schlüssel zum steten Uhrwerk dieses holden Herzens,

und keine Gewalt konnte es eröffnen, ohne es zu zerbrechen. Oh, daß man zu gut war, dieser Güte schlecht zu tun, zu schwach, diese Schwäche zu besiegen, zu jung für diese Jugend, zu töricht für diese Weisheit! Da hing eine Miniatur und konnte nicht zur Lebensgröße erlöst werden, eine Gestalt war in ein winziges Bild verzaubert und nie mehr konnte sie aus dem kleinen Rahmen in die wirkliche Welt hinaustreten. Es war ein gemaltes Schicksal, das kein gelebtes werden durfte, ein sanftes Herzleid, das gleichwohl sehr wehe tat, vielleicht am wehesten sich selbst.

Hinwiederum hing das andere Bildnis kühn gemalt, in einem eigentümlichen Zwielicht mit großem Umriß und wenigen, aber tief leuchtenden Farben da und schien jetzt und jetzt aus seinem Rahmen zu treten und ins Leben zurückzukehren, von wo es gekommen war.

Eine Gestalt, die jung und geschmeidig, doch schier ins derbe neigte, zu früher Fülle vor lauter Kraft, aber gleichwohl mit einem Erbteil von Feinheit im Gesicht, in dem gewisse, fast gemeine, längst überwundene Züge der Mutter durch einen edleren Willen, durch eine bedeutende Bewußtheit erhoben waren und nun bei so viel Gesundheit und Willen entschlossen leuchteten. Augen voll Geist, die alles Gefühl so selbstverständlich ausdrückten, daß der Betrachter zweifeln mochte, ob überhaupt noch Empfindung war, was so verständige Klarheit schien, ein großer Mund mit vollen Lippen und blanken Zähnen, weiß und wild, gemacht, in die runde Frucht des Lebens hineinzubeißen und müßte es sein, einen Feind, einen Menschen in den Hals zu beißen, wenn es zum Kampfe käme, aber der Mund, der so lachte, brauchte nicht zu besorgen, daß er je so beißen müßte, denn dies ganze Wesen war wahrhaft und geschützt, weil es Mut, Aufrichtigkeit und geraden Wandel hatte, so daß es nicht leicht einen Bösen fürchten mochte, es sei denn sich selbst. Wohl aber konnten diese Kraft und Gesundheit leiden machen und mitleidlos werden.

War Gisa schön? Im üblichen Betracht: nein, aber mehr als schön: anmutig, ja groß, so wie ein Gedanke den groben Stoff, ein Wille den Körper, der Geist eine Gebärde, die enthaltene Welt ein Werk erhaben schön macht.

Die Welt, in der Gisa — obgleich einsam und ihrer Gemeinschaft ganz unbewußt — lebte, seine, ihre „andere Welt“

kannte keine Wahrheit an sich, keine Ordnung um ihrer selbst willen, keine vorgeschriebene Sitte, sondern nur ein Gesetz, das durch den einzelnen Menschen zugleich aufgestellt und gerechtfertigt war. Jeder durfte nach solchem eigenen Gesetze handeln, aber wehe, wenn er davor nicht auch bestand. Wert und Unwert seines Tuns erwies sich an ihm selbst, nicht an der Handlung.
Das Bürgertum maß den Menschen an seinen Taten, seinen Wert an der Wirkung, diese Frauen auf dem Hofe maßen aber die Taten an dem Menschen, die Wirkungen an dem Werte, der sie hervorgebracht, also maßen sie richtig, weil im Nachhinein, zu spät freilich für Vorsicht und Rücksicht, aber so furchtbar gerecht, wie das erfüllte Schicksal, das auch nur nach dem Manne richtet, nicht nach der Tat.
Darum mußte dieses Mädchen, das etwas urtümlich Wildes und in ihrer klugen natürlichen Anmut etwas großartig Geflügeltes gleich einem Adler hatte, der plötzlich gewaltig aufsteigt und ebenso mächtig niederstößt, eher noch zum Schicksal eines anderen werden, als selbst eines besitzen. Diese Menschen der „anderen Welt", wie Hermann die beiden Frauen des Hofes nannte, konnten nicht unterliegen, selbst wenn sie unglücklich waren, weil sie in einer hohen Klarheit des Bewußtseins gingen und sich als Stoff der eigenen Gestaltung, als ihr eigenes Werk durchschauten. Und darin waren sie wohl arm. Sie konnten nichts verlieren, denn indem sie jedesmal alles gaben, fanden sie immer alles wieder, sie gingen nicht im Geliebten, auch nicht im Leben auf, sondern sie lösten vielmehr das Leben und das Salz der Liebe in ihrem Wesen auf, so daß es sie ganz durchdrang. So waren sie von Leben und Liebe gesättigt, wie die Haut nach einem Bad im Meere von Luft und Salzwasser, sie atmeten Fülle, Zuversicht, Leidenschaft aus. Sie zogen Leben und Seelen anderer als Opfernahrung wie Götter den Rauch der Spenden ein, und daß sie die Opfer mit zustimmendem Lächeln annahmen, schien Gnade und Gegengabe genug. Sie schenkten sich nicht selbst, sondern nur, was der zu fassen wußte, der ihnen opferte. Der aber mußte immer sich selbst opfern. Sie waren mehr als jeder, der sie liebte, sie herrschten, machten Schicksale aus und gingen höheren Wesen gleich sogar über dem eigenen Schicksal heiter oder traurig, aber immer überlegenen Willens hin. Das eigene und fremde Da-

sein lag tief unter ihren scharfen Blicken. Vor ihnen konnte Hermann wohl Angst empfinden wie Agnes vor ihm. Wer genügte diesem Anspruch, wer wollte von solchem Blick gemessen, von solchem Sinn gewogen sein?
So maß und betrachtete Hermann die beiden verschiedenen Bilder der beiden Frauenwesen, die er in seinem Herzen trug, ohne daß die beiden miteinander selbst um ihn gekämpft hätten. Es schien ihm, jede sähe ihm still und nach ihrer Art besorgt oder gleichmütig zu, wie er selbst mit sich darum kämpfte, für welche er sich entscheiden wolle, die doch beide am Ende von ihm gar nichts wissen mochten. An beiden hing er indessen mit seinen Gedanken, an der einen als an dem lieblichsten Bilde der Welte, der er selbst angehörte und von der er sich nur in seinen Gedanken, nicht aber im Leben, in den Anschauungen und Gewohnheiten entfernen konnte, an der anderen aber hing er als an der erhabenen Stimme, die einen Menschen über sein Wesen emporruft.
So oft er an Gisa dachte, fiel ihm das große Bibelwort ein, vor dem er jedesmal glücklich erschrak: „Seine Freudigkeit ist wie eines Einhorns."
Das Glück, das Agnes geben konnte, war Sammlung und Genügen, was Gisa mitteilte, war „Freudigkeit im Aufbruch". Denn die Menschen sind es, die Stille oder Bewegung in sich tragen und bringen, wo immer sie leben.
Er schalt sich wegen dieser inneren Kämpfe, die ihn von einem Ufer seines Wesens zum entgegengesetzten, von einer Sehnsucht zur anderen warfen, die ihn so töricht machten, jedes dieser grundverschiedenen Bilder mit dem anderen zu vergleichen, Agnes mit Gisa, die Handlungen der einen mit denen der anderen.
An einem Septembertage, der die Farben mit silbrigem Schein der Landschaft entrückte, war Hermann wieder zu einem Besuche auf den Hof gekommen. Als er niemand in der Gaststube fand, ließ er sich das nicht weiter anfechten, denn die Frau hatte vermutlich draußen auf den Feldern zu tun, Gisa aber vermutete er im Garten.
So ging er an den zum großen Teil schon abgeernteten und umgestochenen, verödeten Gemüsebeeten vorbei, über die Steinstufen durch die Gittertür in den Obstgarten, der in der Fülle seiner Früchte stand und im Schein des zerstreuten Lichtes

mit der durchleuchtenden Frische seines Laubes und der goldig beschwerten Zweige wunderbarer erschien als je: die höchste Freudigkeit der irdischen Vollendung im Abgesang und Aufbruch. Bäume hatten drei und vier Stützen, um unter den Lasten nicht zusammenzubrechen.
Hermann sah sich nach Gisa um und bemerkte sie zuerst gar nicht, bis er von ihrem Lachen überrascht wurde, das aus der Höhe eines Baumes kam, auf dessen oberster Astgabel sie stand und die reifen Zwetschken pflückte.
„Gut, daß Sie kommen, nehmen Sie den Korb und fangen Sie auf, es ist schade, wenn man die vollen Pflaumen herunterschüttelt, sie platzen auf und viele gehen auf dem Boden unterm Laub verloren. Ich pflücke sie lieber."
Eine eigentümliche Verwirrung ergriff Hermann, wie er das Mädchen im kühnsten Gleichgewicht und von der Munterkeit ihrer Arbeit berauscht hoch oben sah, als müsse er für sie Schwindel fühlen, die unbeirrbar stand oder sich auf einem starken Ast niederkauerte, um sich zum anderen hinüberzubeugen, wobei sie das schönste Bein sehen und dem jungen Mann unten ihre unheimlich herrliche Nähe wie den Hauch ihres Körpers selbst mitteilte, aber dabei ahnungslos, unbekümmert wie die Früchte des Baumes selbst, die darauf warteten, gepflückt, voll kernigen Wohlgeschmackes zwischen den Zähnen zu vergehen. „Sie dürfen auch essen, so viel Sie mögen," rief sie und warf ihm eine Hand voll hinab, selbst welche zerbeißend. Er hatte gar nicht Zeit, viel zu überlegen und zu schauen, denn sie beschäftigte ihn mit all dem Zuwerfen und Hinunterschütteln, so daß er ihre Erscheinung oben in den Zweigen, bald in sich gebückt, bald weit hingestreckt, bald gedreht und gebogen, jetzt langend, jetzt zielend, die vielfältige Verwirrung, die von ihrer Gestalt, von dem silberknöpfigen Samtleibchen und dem blühweißen Hemde, von dem bräunlichen Nacken und Halse, den lachenden Zügen, den blanken Augen und den leuchtenden Zähnen ausging, die Verwirrung, die um das ganze von Zweigen halbverdeckte und halbverratene Frauenwesen im Grünen schwebte, wie das Silberlicht dieses hellen Tages über dem Baumgarten, immer nur wie im Fluge und Raube wahrnahm und selig beklommen einatmete, glücklich und begierig, denn in einem reifen, plötzlich sichtbar gewordenen Wunsche verspricht sich so viel Genügen

und Gerechtigkeit, wie in einer Frucht, die sich unversehens aus dem Laube neigt.
So winken in einem angstbaren Leben, das in seine eigenen Zustände wie in eine Tiefe schwindlig hinabzuschauen pflegt, die Früchte, bisher unbemerkt unter dem Wandel der Tage, plötzlich von oben herableuchtend, erscheinen groß und reif und neigen sich gnädig zur zitternden Hand hinab.
Indem man aber seiner selbst vergißt und zu ihnen zum ersten Male hinaufschaut, wird man dessen inne, mehr durch ein wohliges Gefühl des ganzen Menschen, als durch besondere Überlegung, daß in dieser Höhe des Irdischen der sichere Angrund unserer Füße und Hände ist, sich zu retten. So teilte sich dem glücklich Beschäftigten und Verwirrten ein unsagbar angenehmes leichtes Gefühl mit, das von dem lachenden, unbesorgten Mädchen oben, von den unzähligen Früchten im Laub, von dem vollen Korb, von den niederfallenden und aufgefangenen Zwetschken, von dem ganzen über- und überbehangenen Garten, von dem leisen Glanz des Tages ausging, von ihm selbst aber erwidert und zurückgegeben, der Stunde einen Hauch und Zauber der auf sich beruhenden, zeitlosen Vollendung einer in einem Augenblick gesammelten Ewigkeit, das Lächeln eines seligen Mundes vor dem Kusse mitteilte und die hohe Gewißheit der glücklichsten Entscheidung.
Nach vielem Zwetschkenpflücken und zwei vollen Körben, nach Zuwerfen, Auffangen, von Obenherlangen und Lachen und von Untenhinaufschauen und Taumeln, bis der Baum von Früchten ganz befreit war, und Gisa, von Ast zu Ast vorsichtig, als über schwanke und gebrechliche Stufen hinabstieg, bis sie abspringen mußte, war es nur selbstverständlich und in der Ordnung, daß sie, von Hermann aufgefangen, in seinen Armen lag und daß sich beide im gleichen Augenblicke küßten, so daß es schwer zu entscheiden gewesen wäre, welche Lippen begonnen hatten, welcher Mund von den beiden die Frucht war und welcher pflückte. Denn in solcher Ernte erntet allzumal nicht bloß der Mensch die Frucht, vielmehr ebensowohl die Frucht den Menschen.
Gleichzeitig stellte aber Hermann in der scheuen Verwirrung dieses ewigen Augenblicks seine gute Last ab, als diese selbst besonnen auf die Füße zu Boden sprang, beide ließen die Arme sinken, erröteten, atmeten schwer und schwiegen so lange, wie

eine Pflaume braucht, um von ihrem Ast auf den Boden zu fallen. Dann lächelten beide, und da Gisa nun auf der festen Erde stand und kleiner war, als der große Junge vor ihr, erhob sie, diesmal ganz bestimmt zuerst, die Arme und holte sich ihre Frucht von den Lippen des Mannes. In der Folge ließ sich dann wieder schwer unterscheiden, wer empfing und gab, wer zurückgab und nahm und alles Überlegen und Zählen und Bedenken versank im klarsten Taumel, in der Fülle des Genusses und in der Gerechtigkeit einer Stunde, die sich von ihrem Ast ernten ließ und selbst ihre Pflücker erntete.
Darüber schwankte auch ein anderes zartes Bild, immer weiter und ferner, das nun wohl nie mehr aus seinem Rahmen treten und Mensch und gepflückte Frucht und geraubte Herrlichkeit des Augenblicks werden konnte, schwankte wie ein letzter Gedanke, wie eine vergebliche Mahnung und Erinnerung und ging unter. Aber nicht ohne noch einmal scheu und zierlich wehmütig und gewissenhaft aus der Ferne zu grüßen, als eine leiseste Stimme und als ein blasses Leuchten.
Als die Liebenden von ihren Herzen und von dem Stande ihrer Gefühle vor diesem Tage sprachen, mußte nämlich Hermann von Agnes reden, obgleich er leider so wenig zu bekennen hatte, daß er sich beinahe schämte. Denn so gerecht und angemessen sich das Herz eines jungen Mädchens am liebsten als ein allerweißestes und ganz und gar unbeschriebenes Blatt für den Geliebten darstellt, der darauf die erste und hoffentlich einzige Geschichte zu schreiben hat, so wunderlich einfältig sieht — wenigstens für das bekennende Mannsbild selbst — ein Jünglingsgewissen aus, das noch gar nichts auf dem Gewissen hat als eine vergebliche Werbung.
Mit Spannung sah Hermann auf Gisas Antlitz das Schauspiel ihrer ruhigen Empfindung und Lebenssicherheit, als sie diese kurze Geschichte einer halb gestandenen und nur halb erwiderten Neigung vernahm. Und es war ihm, als sähe er in ihren klaren dunkeln, freudigen Augen nicht nur sein eigenes Spiegelbild, denn was er sagte, war von Mund zu Mund und aufs dichteste Aug in Aug erzählt, gehaucht, geküßt und — geschwiegen, sondern als sähe er auch das Bild des fernen, scheuen und stolzen Mädchens aus diesem Spiegel mit verzichtender Freudigkeit grüßen, endlich in dem aufquellenden Wasser der Augen ertrinken und vergehen.

Gisa fuhr mit der Hand über die Augen, schwieg still und sagte erst nach einer Weile: „Die Arme." Dann seufzte sie unter einem Lächeln auf: „Welche das Glück hat, die führt den Mann heim."
Arm in Arm begegneten sie der Mutter, die gerade mit einem vollen Eimer Milch vorsichtig aus dem Stall in die Küche ging und sogleich überblickte, was sich zwischen den beiden Jungen ereignet hatte. Sie lachte still vor sich hin und sagte: „Nun, laßt es Euch gut sein. So hat die Welt wieder einmal angefangen." Damit stellte sie den Eimer hin, wischte sich die Hände an der Schürze ab, umschlang dann die Tochter, drückte mit der Rechten Hermanns Hand und sagte: „Werden Sie aber auch mit diesem Wildling etwas anzufangen wissen, Mann des Gesetzes und der Ordnung? Weißt du denn, Gisa, was alles erlaubt und was alles verboten ist? Nun wollen wir uns aber einen guten Tag machen und einen Verlobungsschmaus anrichten, soweit unser Keller und unsere Küche nur langen."
Als sie abends wiederum im bläulichen Duftschimmer der Wachskerzen an dem weißgedeckten Tische und bei den Römern mit gelbem Terlanerwein saßen, lehnte sich die Frau Rainer in ihren Stuhl zurück und sprach zu den beiden Kindern: „Da wären wir nun am Ende und Anfang, wo mein Faden und mein buntgemustertes Dasein ausgewebt ist, während sich das Eure daraus von Neuem und Altem anspinnt. Wie gut übrigens, daß du, Kleine, nichts an die Kunst abzugeben und zu opfern hast, sondern alles für das Leben und für deinen Mann übrig behältst, denn, wie hoch Sie auch, lieber Doktor Hermann, den Künstler stellen, so wissen Sie doch gar nicht, wie arm er selbst eigentlich bleibt, der alles hergibt und nichts behält, als die harten Schalen aller süßen Früchte. Gut, daß du, Gisa, dich nicht täglich auszuhöhlen und darzubieten brauchst, um den Menschen einen Spaß und eine vermutlich vergebliche Stunde des Genusses zu gewähren."
„Es hat mich schon längst gewundert," sagte Hermann, „daß die Tochter einer solchen Mutter so ganz ohne die Gabe der Musik und ohne Trieb zur Ausübung irgend einer Kunst durch die Welt geht."
„Ihr wächst alle Kunst sozusagen nach innen ins Herz und in den Geist, lieber Freund, und verwandelt sich in lebendiges Leben. Sie selbst, der ganze Mensch, das ganze junge Frauen-

zimmer ist darum eben völlig das, was sonst erst durch die Kunst qualvoll angestrebt wird. So kann sie — hoffentlich — glücklich werden und glücklich machen, ohne die Qual der Sehnsucht und Enttäuschung, ohne den ewigen Verzicht auf Erfüllung, durch sich selbst — nicht durch einen Schein. Denn die Seligkeit, die ein Künstler durch seine Leistung mitteilt, ist nicht nur ihm selbst, sondern auch den Menschen, denen er sie gibt, bloß eine tiefe furchtbare Sinnestäuschung, entsetzlich herrliche Fata morgana. Man dürstet in der Wüste und sieht eine wunderbare Oase mit Datteln und steinernen Brunnen. Aber es ist nichts als geträumtes Wasser und gewünschtes Wunder."

„Doch wüßte ich nichts Edleres, als in der Sehnsucht seinen Durst zu stillen, denn das bedeutet alle Kunst."

„Nun, dann heiraten Sie doch besser ein schönes Bild, als meine leibhaftige Tochter," lachte Frau Rainer.

„Warte nur, Gesetzverdreher, ich werde dir den Eimer nach Wunsch höher hängen!"

„Laßt es Euch im einfachen Wirklichen froh ergehen. Was ich von mir auf dieses Kind vererbt haben möchte, das ist die Art zu leben und zu sein, die der Künstler findet und mitteilt, der Sinn, aus dem alle Kunst wissend frei wird und auch andere befreit. Ich bilde mir ein, es könnte Menschen und eine Erziehung geben, die ein Leben möglich machten, das so natürlich Kunst wäre und ausdrückte, daß es der Kunst selbst nicht mehr bedürfte. So wie ich mir auch denke, daß man am besten ohne Wein trunken sein könne."

„Vor Glück," sagte Hermann;

„oder vor Leid," antwortete Frau Rainer.

„Da es aber unter Verlobten üblich ist," fuhr sie fort, „daß man sich das beiderseitige Soll und Haben, Vermögen, Herkunft, Eigenschaften und so weiter, so aufrichtig wie möglich vorrechnet, wollen wir es denn auch tun. Von Ihnen ist uns längst bekannt, was Sie sind und können. Sie haben uns nichts Neues aufzuzählen, höchstens zu zeigen, was Sie etwa in Zukunft Verschwiegenes oder Verheimlichtes noch hervorholen könnten. Da Sie aber dieses junge Geschöpf hier von einer immerhin wunderlichen Mutter und aus nicht ganz gewöhnlichen Verhältnissen nehmen wollen, die Reichsgräfin Adalgisa Hartenbach zu Grasegg und Hohenbühl, denn so heißt sie von Rechts und

Vaters wegen, so sollen Sie sie doch genau besehen und wissen, wen Sie mitbekommen."

„Gelt, da schaust du?" lachte Gisa, „für was so Vornehmes hättest du mich nicht gehalten. Aber ich lasse mich schon zu dir herab von meinem Zwetschkenbaum."

„Ja, wenn es ans Bekennen geht, kommt manches zu Tag, und besser, man sagt es gleich, als man muß später mit der Farbe heraus, wenn das Leben einen Menschen längst wie ein schlecht gefärbtes Tuch ausgewaschen und verschlissen hat. Also hören Sie, was ich Ihnen jetzt von mir, von uns zu erzählen habe.

Ich, die Mutter, Reichsgräfin Hartenbach zu Grasegg und Hohenbühl, besser, oder wie Ihr Juristen sagt, vulgo, soll wohl heißen insgemein, die Rainer Gustl, bin nicht aus einer schönen Stammburg, aus irgend einem Raubritterschloß Grasegg oder Hohenbühl, sondern aus einem wirklich und wahrhaftig erbärmlichen Winkel von Wien hervorgekommen, aus einem jämmerlichen, muffigen Vorstadthause, wo meine Ahnen, will sagen, meine Herren Eltern, denn unsereine zählt nicht bis zu den Großeltern, Hausbesorger waren, rohe, arme, bettelhafte Leute unter noch ärmeren, die dort zur Miete und Aftermiete wohnten. Ich habe nur gerade die Volksschule besucht und zwar einen ganz anstelligen Kopf zum Lernen gehabt, aber leider keine Zeit dazu, denn ich mußte für die Mutter Zeitungen austragen, Botengänge tun, einkaufen oder daheim die jüngeren Kinder warten und Essen wärmen, denn wir waren unser acht. Wo mein edles Geschlecht heute lebt, ob es noch lebt und wie, weiß ich nicht, denn es gibt kein adeliges Taschenbuch für diese hausmeisterischen Familien. Ich habe in der Schule viele Anstände gehabt, weil ich immer zu spät kam oder auch gar nicht, und mein Abgangszeugnis war nicht berühmt. Wenn man Schreiben und Lesen nicht später sozusagen von selbst erlernen würde, könnte ich es noch heute nicht. Nur singen konnte ich und sang daheim in dem Kellerloch von Wohnung, auf der Straße bei meinen Wegen, beim Stiegenkehren, Gängewaschen, beim Kinderhüten und Kochen, in der Früh und bei Nacht. Ich sang, wie ein anderer denkt, nicht einmal immer Lieder, sondern irgendwelche Töne, hoch und tief, in weiß Gott welchem Zusammenhang. Ich muß wohl eine Riesenstimme gehabt haben, die nicht umzubringen war, wenn ich sie mir damals, gerade in der Entwicklung, nicht zuschanden geschrieen habe, wo man von

Rechts wegen am allerbesten den Mund halten soll. Ich war auch sonst gesund und viel derber und herber, als ich vermutlich jetzt noch ausschaue, und gesprochen habe ich so, wie mir ein schmutziger Schnabel in Lerchenfeld gewachsen war, geschimpft wie eine Öbstlerin, gestrolcht bin ich wie ein Strizzi mit Strizzis, nur gerade gestohlen habe ich nicht. Aber auch das wohl nur aus Zufall, imstande wäre ich es schon gewesen, und gebraucht hätte ich es auch.
Und ein Zufall war es, daß ein Gesangsstimmenhausierer eines Tages meine Stimme hörte, einer von den vielen sogenannten Professoren, die in Wien herumlaufen und dem lieben Herrgott den Tag, stimmlosen Trotteln das Geld aus der Tasche ziehen, indem sie sich ihren Erzieherberuf und den Trotteln künftige Riesengagen und einen Ruhm über zwei Welten einreden. Sind die armen Opfer so lange gestimmt und ausgebildet worden, bis ihnen kein lucketer Kreuzer mehr aus dem Börsel zu ziehen ist, so werden die armen Stimmviecher an die Oper nach Sankt Pölten oder Proßnitz entlassen, und dann fängt der Kunstjammer an. Aber gerade diese Hauptschwindler, die vom Schwindel besser leben, als jemals die Anständigkeit von der Arbeit, brauchen wenigstens einmal in ein paar Jahren eine wirkliche, wahrhaftige Stimme, die für sie Reklame brüllt und trillert, die über eine ganze Stadt ihren Lehrernamen ausruft und neue Gimpel anlockt. Daß diese abgefeimten Gauner sich von den armen Mädchen noch ganz anders als mit den Sparkreuzern bezahlt machen, versteht sich von selbst.
Ein solcher Gesangsmeister und Stimmwucherer „entdeckte“ auch mich. Er hatte sich dabei ganz großartig: „Du mußt dich zuerst einmal sauber waschen, Kleine,“ dabei mußte der Zwerg zu mir kleinen Riesin schief hinaufsehen, durch zwei Brillengläser noch dazu, „Deine Haare, schöne schwarze Haare, mir scheint, mußt du sogar mit Petroleum waschen, man kann nicht wissen, sie kommen mir verdächtig vor, und dann lass' ich dir Kleider machen, Wäsche bekommst du auch, ich besorge sie aus dem Versatzamt.“ Wie sollte ich das alles aufbringen, Zeit zum Baden, zum Frisieren und Geld für Kleider, für Wäsche aus dem Versatzamt und so weiter? Nichts leichter als das. Dieses Anfangskapital würde er mir vorschießen. Gott würde es ihm schon einmal lohnen, so wahr er dastehe, nun, Gott hat es ihm gelohnt. Und wie sollten meine Eltern ohne meine

Hilfe auskommen und ohne meinen Verdienst? „Auch das machen wir, du wirst Kostgeld zahlen. Ich strecke es vor. Ich habe nun einmal ein so weiches Herz, ich kann keine gute Stimme hören, ohne für sie meinen letzten Gulden herzugeben. Gott ist mein Zeuge. Nun, Gott war sein Zeuge und vorsichtshalber noch ein Notar, der es unbedenklich schwarz auf weiß niederlegte, daß Fräulein Rainer so und so viel in Barem von Herrn Professor Jacques Urmetzer bezogen, so und so viele Singstunden zu einen Preise von so und so viel — zu einem recht fürstlichen Preise — zu bekommen habe, dazu noch weitere Unterstützung von so und so viel im Monat, welche Gesamtsumme ich unmittelbar nach meinem ersten Engagement monatlich von meinem Sold abzuzahlen haben würde. Von dem verbleibenden Reste meines Einkommens hätte ich dann fünf Jahre lang fünfundzwanzig, weitere zehn Jahre lang zehn vom Hundert an ihn abzuführen."

„Nun, hat der Herr Professor diese Lebensrente genossen?" fragte Hermann.

„Das will ich meinen. Vielleicht lebt er noch heute davon, wenn er nicht schon gestorben ist."

„Sie waren aber damals doch minderjährig, so brauchten Sie den Wuchervertrag nachher nicht anzuerkennen."

„Wohlgesprochen, Mann des Gesetzes, aber so gescheit war das „Schackerl" auch, so nannte man diesen Menschenfreund und Stimmenjäger oder diesen Menschenjäger und Stimmenfreund. Er ließ den Vertrag zur Sicherheit auch von meinem Vater, als von meinem natürlichen Vormund, unterschreiben, und uns allen war so taumelig zumute von dem vielen augenblicklichen Geld und Vorteil und von der so großmütig vorausbezahlten Zukunft, daß wir selbstverständlich aus den freiesten Stücken dabei waren. Fragt sich sogar, ob man nicht auch bei besserem Verstande in gleicher Lage noch einmal das gleiche täte, wäre das Schackerl nur nicht ein so widerwärtiger Kerl gewesen, man hätte ihm sogar für den Wucher dankbar sein können, aber dazu muß eben der Wohltäter auch entsprechend menschenmöglich sein. Deshalb ist ja die Dankbarkeit so selten, weil die Wohltäter zumeist so schäbig sind, übrigens auch die Empfänger, will ich zugeben. Kurz und gut, das Schackerl hat mich ausgebildet, das beste daran war eigentlich, daß er mich ungestört hat singen lassen, wie meine Stimme

gewachsen war, das tat er nämlich aus Grundsatz und Notwendigkeit bei allen seinen Schülern, denn von der Bildung einer Stimme, geschweige denn von Musik hat er so wenig verstanden wie ein Wolf oder Schakal. Er hat nur den Ton einer Brust, eines Kehlkopfs und der Stimmbänder wittern können wie der Wolf oder Schakal das Blut seiner Opfer. Noten habe ich lesen und mit dem Orchester auskommen lernen, und die paar notwendigen Gebärden, das unerläßliche Augenverdrehen und Stehen und Gehen hat er mir auch beigebracht. Nach drei Jahren, mit kaum zwanzig war ich in der Oper und stolz auf meine Kunst.

Was hab' ich damals von der Kunst verstanden und mit ihr angestellt? Mich gehen lassen, im Singen wie im Leben! Bei dem anfangs mageren Einkommen, auf das der Schackerl pünktlich seine Hand legte, kam ich gleich auch halshoch in Schulden, denn aufzuhauen und großzutun, dazu war ich ausgebildet und eingebildet genug und hielt mich für das höchste Leben nicht nur berechtigt, sondern als Künstlerin sogar dazu verpflichtet. Fahren und reiten, Juwelen, Blumen, kostbare Kleider tragen und mit allerhand Leuten zechen, die sich auf einen angehenden Ruhm setzen wie Fliegen auf ein Stück Zucker, sich den Tag lustig machen und die Nacht kurz, das hielt ich alles für den Beweis meiner Kunst. Sie glauben, ich hätte viel lernen, üben und mich gelegentlich einsperren oder schonen müssen? Im zweiten Treffen, wo ich damals noch stand, sang man ohnedies nur die Rollen, die man längst einstudiert hatte, das sogenannte „stehende Repertoire," und trat ein- oder zweimal wöchentlich auf. Die ganze Zwischenzeit blieb für das Leben übrig. Das Leben war die Kunst, die Kunst war das Leben, ich, ich wüstete mit beiden als die wilde Vorstadthausmeisterische und ahnte nichts von beidem, sondern tobte meine Natur aus, indem ich sang, aber auch indem ich lebte. Schakkerl, mein Wucherer, saß mir freilich im Nacken, denn er fürchtete für meine Stimme und meine Zukunft. War die Stimme vor der Zeit hin, wo blieb seine Rente? Auch wie ich sang, gefiel ihm nicht, wenn er mir auch nicht genau erklären konnte, warum. „Du hast keine Seele, keinen Schmelz, kein Herz, meine Liebe. Du singst wie eine Kuh," sagte er. Das beleidigte freilich meinen Künstlerstolz. Wie eitel Sänger und Schauspieler auch sind, einen gerechten Tadel verschlucken sie wie eine

bittere Pille, als müßten sie das Unmögliche möglich machen. Aber der Schackerl konnte mich nichts mehr lehren, am wenigsten den Schmelz. Wenn er einem eine Stelle gefühlvoll vormachte, mußte man sich vor Lachen biegen, oder vor Ekel. In mir selbst hatte ich schon Gefühl, Leidenschaft genug wie ein wieherndes Tier, wie eine ungebändigte Stute, nicht wie eine fromme Kuh. Das kam aber alles nur eben roh und unförmlich heraus als ein ungeordnetes, verzehrendes Feuer, als ein melodischer Lärm, als eine singende Katastrophe, mit einem Wort als Natur und Element, nicht als Kunst, denn sie ist immer mehr und immer weniger als Natur, ist Gleichmaß und tiefes Wissen um jedes Gefühl, ist beherrschte Leidenschaft, ist überbautes und gelenktes Element, verflucht und gesegnet in Einem. Ich sang die Kompositionen, die eben diese gewissermaßen gebildete und erhaben bewußt gewordene Natur selbst sind oder sein sollen, nicht anders, als wie ich vordem auf der Gasse Töne zusammenhanglos hinausgeschrieen hatte. Ich sang nicht Zusammenhänge, sondern Rufe. Daß ich dabei nicht lediglich schrie, wie ich hausmeisterische oder schnaubende Bestie eigentlich hätte schreien müssen, war eben nur der Stimme zu danken, die irgendwie als Sinn, als Geheimnis und gerade Flamme aus mir herausschlug, und die nicht nur ich selbst, sondern alle Leute schon für Kunst an sich hielten.

Kunst aber ist Geist, nicht Material, ist Mitteilung, nicht Laut, ist Sprache, nicht Schrei. Diesen Geist, oder was der Schackerl unter dem „Schmelz“ verstand, wollte ich durch das Leben ersetzen oder erzwingen. So viel Leben und Leidenschaft mußte doch endlich Kunst ergeben! Während ich aber so wüstete, war mir wieder die Kunst höchst gleichgültig, und ich habe eigentlich immer nur unter ihrem Vorwande meiner unbändigen Natur nachgegeben, denn ihr Zwang war meine Ausrede, wie sie ja immer die Selbsttäuschung und den Betrug aller Pfuscher ausmacht, die ihre Selbstverständlichkeit hätscheln, anstatt das Unmögliche zu erreichen, denn nur das ist Kunst. Aber meine Riesenstimme, die bei allem Treiben nicht nachgab und wegschmolz, sondern standhielt, ja immer reiner und voller wurde wie eine durch den Brand eines ganzen Wesens verstärkte Flamme, trug mich in wenigen Jahren an die erste Stelle hinauf und meinen Namen durch die Welt, den Hausmeisternamen Rainer Gustl.

Immer sang ich ungeheuer, aber auch wie ein Ungeheuer, und mehr als die sieben Gebärden meiner Schule verstand ich nicht zu machen, in welcher Tracht ich auch steckte, als Rokokodame oder als französische Prinzessin, als Zigeunerin, Bäuerin oder Griechin, neckisch oder wild, heiter oder düster, jeder kennt ja diese sieben Gebärden des Opernsängers."
Damit machte sie gleich auch zur Belustigung des Paares mit den entsprechenden Mienen die gemeinten sieben Bewegungen.
„So dumm war ich freilich längst nicht mehr, daß ich nicht gewußt hätte, wie einfältig diese sogenannte Kunst eigentlich war. Steckt eine Natur so recht in ihrer Zwangsjacke, so möchte der Mensch schon aus seiner Haut fahren, die sich immer und ewig dorthin schleppen muß, wo es nichts mehr zu holen gibt. So weit war ich schon, daß ich wußte, was ich alles nicht wußte, aber das half mir leider gar nicht, auch nur ein bißchen mehr zu können, als ich konnte, denn schließlich kann man in der Kunst nicht um ein Quentchen mehr, als man — ist.
Je mehr ich verdiente, desto mehr Schulden machte ich und warf mein erspieltes Geld ohne Freude und ohne wahren Genuß und fast wie ein gerechtes Opfer zum Fenster hinaus.
Als Kammersängerin und in der Hofoper machte ich tagtäglich die Bekanntschaft vornehmer Leute, die meine Gesellschaft suchten, denn sie glauben in den Künstlern immer etwas Besonderes zu finden. Sie wissen doch von der Kunst nur das, was sie von den Künstlern sehen, und meinen denn auch, die Kunst selbst in der Hand zu haben, wenn sie den Künstler an der Falte fassen. Meiner Eitelkeit war damit freilich geschmeichelt. Auch war es üblich und gehörte sozusagen zum eigentlichen Erfolg einer ersten Sängerin, daß sie einen Grafen fand, der ihren Namen wegnahm und einen höchsten dafür hergab, so tauschen beide ihre Armut aus. Meiner damaligen Dummheit erschien es freilich großartig, in der sogenannten allervornehmsten Gesellschaft, wenn auch mit gewissen Seitenblicken einer vorurteilslosen Nachsicht aufgenommen zu werden und eine Rolle zu spielen, die ich ebensowenig spielen konnte wie meine anderen. Aber schließlich kommt man auch im Leben mit sieben Gebärden fort. Nun war unter den vielen alten und jungen, reichen und armen Adeligen, die mir huldigten, einer, der mich reizte, sowohl wegen seines alten Namens, als auch, weil er sich, merkwürdig genug, nicht um meine Person, sondern nur um

meinen Gesang zu kümmern schien, der ihn wohl durch den Klang, durch gewisse sinnliche und jenseitige Schwebungen der Stimme und durch eine geheimnisvolle Beziehung zu seinem eigenen innersten Wesen bezauberte. Denn wenn irgend etwas an einer nicht einmal hübschen Frau, der Gang, ein Zug um den Mund, die Art zu blicken, die Linie der Schulter, einen unerklärlichen Reiz ausübt, um wieviel mehr darf man glauben, daß durch eine Stimme eine vollkommene, magische, geisterhafte Bezauberung ausgeübt werden kann. Eben dieses Etwas in meiner Stimme fühlte der Graf Hartenbach wie eine herrliche unentrinnbare Qual, während ich selbst, mein Körper, mein Wesen und Benehmen sonst ihm fast gleichgültig waren oder es bald wurden. So wenigstens erkläre ich mir heute sein Verhalten zu mir, das wehrlos und gebunden meiner Stimme folgte, ohne mir selbst gegenüber aus einer demütigen Ruhe und ergebenen Gelassenheit herauszutreten. Vielleicht liebte der verzärtelte und durch ein altes Geschlecht etwa von langen Ahnen her ausgeschärfte und ausgesündigte Mensch in dieser Stimme das, was sie eigentlich bedeuten sollte, wenn sie es auch verfehlte: die Kunst, die sie versprach, zu der sie verpflichtet war. So hing er dieser Stimme an und folgte ihr stumm, gefesselt, wohin sie ihn rief, wie der Nachtwandler dem Monde über alle Abgründe folgt, denn ich gab mir keine Mühe, mich vor ihm zu verstellen und etwa besser zu machen. Er konnte, wie jedermann, wissen, daß ich der Würde dieser Stimme unwürdig war. Und so zwang ich ihn durch diese Stimme, weil ich seinen Namen, aber weil ich auch ihn selbst haben wollte, der sich dessen innerlich und äußerlich sträubte. Was viele im Flug und von der Gunst einer Stunde ohne Opfer erreichten und wieder ließen, ohne daß mir oder ihnen dabei ein Leid geschah, das wollte ich ihm als Schicksal und Verhängnis in einer Ehe als Höchstes geben, denn war meine erdgeborene, dröhnende Bestie von Stimme Herrin über ihn, so war seine rettungslos vornehme, schutzlos verhaltene Art, die nur meinen Gesang faßte, über mich selbst aber wie ein bedeutungsloses Instrument hinwegsah, Herr über mich. Ihn wollte ich gewinnen, seinen Namen, aber auch den Mann durch mich, durch das Weib, durch meinen unbändigen Körper, durch meine Leidenschaft, durch alles, was ich außer dieser verfluchten Stimme besaß. War ich denn nicht wild und reich auch ohne diese Stimme?

So habe ich ihn denn geheiratet, denn ich darf wohl nicht recht sagen, daß der Gleichgültige, Bezwungene mich geheiratet hat. Oh diese zwei Jahre voll Qual!

Wie habe ich um ihn geworben, als ich ihn besaß, und wie hat er mich beleidigt, zurückgewiesen, verhöhnt, nicht durch Worte, bloß durch seine sich erwehrende, zurückweichende Vornehmheit, als sei jede Berührung mit mir eine Erniedrigung. Wie hat mich in seinen Armen nach ihm verlangt, und wie fern lag er bei mir. Ich habe diese Stimme verflucht, die ihn angezogen hatte und nun nicht festhalten, vielmehr nicht verwandeln konnte, diese Stimme, die ihn zwar aus sich selbst reißen und über meinen Abgrund von Gemeinheit, denn so mußte er mich ansehen, hatte führen, aber seine innere Kälte nicht schmelzen und dazu zwingen können, sich mir selbst zu geben.

Jetzt lernte ich, daß eine Frau vor allem in ihrem Geschlechte Künstlerin sein kann und muß, wenn Bewußtsein, Leidenschaft, wahnsinniges Verlangen nach dem Unerreichbaren sie antreiben. So ward ich in diesen Jahren, was ich als Sängerin vordem nicht sein konnte, als Weib: Künstlerin. Künstlerin, mich selbst tausendfältig zu verwandeln, zu steigern und das eine gegebene Wesen, das armselige Um und Auf eines weiblichen Körpers und Zieles in immer neuen Verwandlungen zu bieten und zu versagen, ganz zu geben und, aus tausend Hüllen enthüllt, neu zu verbergen und zu verheißen, um den Mann aus sich hervorzulocken, liebend zu quälen und von sich, für mich zu erlösen, zu erlegen. Aber was mich so verfeinerte, daß ich aus dieser Leidenschaft seine zuchtvolle, matte Vornehmheit verstand und durch meinen Willen mich selber so bildete, daß ich ihm nahekommen durfte, was mich so schliff und quälte, machte mich ihm wahrscheinlich gerade erst recht zum Ekel. War ich wohl niemals eigentlich schön gewesen mit meinem rammsnasigen Gesicht und meinem groben Pferdehaar, mit dem großen fressenden und singenden Mund, so, glaube ich, wußte ich damals doch schön zu scheinen, denn das ist die Kunst des Weibes, zumal auf der Bühne, aber auch sonst. Indessen muß der Blick willig sein, Schönheit dort zu sehen, wo der Schein sie schafft. Aber dies alles vermochte nichts über ihn, ich stieß ihn ab, und dabei wurde ihm sogar meine Stimme gewöhnlich. Ich merkte es, ohne daß er es aussprach, denn er war dazu zu lässig oder vornehm oder zu dumm, auch gab er

sich über seinen selbstverständlichen Nachtwandel von Dasein kaum Rechenschaft. Daß er mich geheiratet hatte, bedeutete für ihn nicht mehr als der Anzug, den er anlegte. Was er von mir begehrt hatte, war diese tierische Stimme, die aus mir gewiehert hatte wie der Ruf der Kreatur, zu der zurückzufinden seine Not diesen überfeinerten Menschen trieb, wie mich die meinige dazu trieb, zu ihm hinaufzuklimmen und aus meiner angeborenen Gemeinheit hinauszuwachsen. So verlor er sich in ein stilles Trinken, Spielen und besinnungsloses Hinleben, er saß mit Pferdeknechten, Roßtäuschern, mit verluderten Hochstaplern in anrüchigen Kaffeehäusern, vor sich hinstierend, und ich — begann Musik zu hören.
Ich fing an zu singen, meine Stimme fing an, aus einer entsetzlichen Herzensangst und Einsamkeit zu fließen und aus einer unsäglich verwüsteten, verödeten und entwürdigten Brust zu schlagen und dabei aus einem Wissen zu reden, vor dem mir graute und das ich für eine Stunde unschuldiger, weil dummer Gemeinheit von eh hingegeben hätte. Meine Stimme begann geschmeidig zu werden wie mein Körper, der in dieser Qual abmagerte, sie konnte nun plötzlich leise klingen, wie entrückte Flöte und silberne Figuren überlaufen, wie rieselnde klare Tropfen oder wieder wie eine angeschlagene Glocke in ingrimmiger Seelennot erdröhnen. Auf einmal wußte ich, was ich sang, verstand es in allen Beziehungen, die ja nicht gesagt sind oder gesagt werden können, sondern eben durch die Töne gebunden und angeschlagen sind, denn Kunst ist nichts anderes als verfluchtes, unentrinnbares Wissen um alle Zusammenhänge. Man weiß um seinen eigenen lebendigen Tod und um die Erbärmlichkeit, daß man zu diesem Sterben selbst Musik macht! Das eigene Leid wollte sich genießen, der Wunsch, der einen einzigen Menschen nicht zu sich zu zwingen verstand und sich nur an sich selbst stillen durfte, besaß Tausende von weitem, indem er sie in der heißen Luft des vollen Saales mit den Tönen umarmte. Sogar die Schönheit war von dieser Kunst erzwungen, denn in diesen Tagen war ich schön, so wahr ich daran zugrunde ging und ausbrannte, ich war schön. Ich konnte schön erscheinen, so war ich es! Ich besaß nicht meinen Schmerz und Wahnsinn allein, alle Qual und alle Freude der Kreatur besaß ich und war ihr armseliges Instrument, an dessen Klang und Spiel sie ihre Wirklichkeit in Schein und Schimmer

verwandelt sah. Aber das Instrument! Wer fragte nach dem Menschen, der in dieser Kunst verging, der sie haßte, verabscheute, denn die Kunst macht den Menschen groß, aber auch erbärmlich klein! So wahr es groß ist, mit irgend welchen Mitteln allen Sinn und Klang bis aufs letzte auszudrücken, so niedrig ist eine Bestimmung, die daraus ein Spiel macht und das Bedürfnis dieser Schamlosigkeit hat. Die Schamlosigkeit der selbstverständlichen Natur, die ihren Trieb auslebt, ist schön, ja erhaben. Ich habe einmal eine Geschichte von einem Philosophen gelesen, der ein nacktes Liebespaar eng umschlungen auf den Stufen des Tempels schlafend fand. Zart lächelnd bedeckte er die beiden mit seinem Mantel, damit sie nicht frören. So hat selbst die gemeine, elende, dreiste, unwillkürliche Natur, je aufrichtiger sie bleibt, etwas Heiliges; aber die Kunst, die aus dieser Natur ein Spiel macht, ihre Geheimnisse ausstellt, besingt, davon profitiert und dem Leben nachlauert, um es für eine Gebärde, für einen wahren Ton, für eine neue Gestalt auszunützen und für die Silberlinge eines schalen Beifalls, sei es der Wissenden, sei es der elenden Unwissenden, zu verraten, diese Kunst ist zugleich groß und verflucht klein. Sie frißt den Menschen auf, sie verfeinert und schleift ihn so lange aus, bis er eben nicht mehr Mensch ist, sondern Spiegel und beseeltes Saitenspiel, geschwätziges Gedächtnis, lüsterne Überlegung, berechnender Wucher mit dem Gefühl. Da ich die Kunst hatte, verachtete ich sie und mich wie nie vordem. Als ich mich Mutter fühlte, war eines Tages mein Mann verschwunden ohne eine Zeile, ohne das geringste Zeichen des Abschiedes, er blieb bis heute verschollen. Ich hätte mich können von ihm scheiden lassen, aber davor schämte ich mich zu sehr, auch wollte ich dem Kinde seinen Namen bewahren, wenn es ihn vielleicht einmal besser sollte brauchen als ich, die ihn fortan freilich nie mehr führte, sondern den hausmeisterischen und Künstlernamen der Rainer Gustl behielt. Bei der Bühne litt es mich nicht mehr lange. Ich sparte mir so viel zusammen, daß ich dieses Anwesen kaufen und erhalten, die Tochter anständig erziehen und nun als ein besseres Kunst- und Naturprodukt an den Mann bringen kann, der sie hoffentlich nicht im Nachtwandel, sondern bei hellichtem Tage und soweit frei will und findet, als eben unter den Menschen irgend etwas frei vor sich geht, denn unter fremden Mächten steht

alles, was wir **wollen**, müssen und tun. Die Kunst aber, die darum weiß, **kann ich**, seitdem ich um sie weiß, nur mit einem leisen Grauen **genießen** wie einen eisigen, süßen Tod, aber ich möchte sie nicht **mehr** ausüben und über mich herrschen lassen, so wahr **mir** jetzt mein Leben lieb ist."

13.

Agnes saß bei Antonien, mit einer Handarbeit beschäftigt. Sie war seit Hermanns Fortgang in Unruhe oder mindestens, seit seine sonst ausführlichen vertrauens- und hoffnungsvollen und immer von einer leisen Huldigung bewegten Briefe seltener, kühler geworden und sich immer weiter von ihr entfernt hatten, um endlich ganz aufzuhören. Mit dem Fortgange des Freundes schien ihr ein notwendiges Element des eigenen Wesens entzogen, das sie zu ihrer Gesundheit und ihrem Gleichmut ebenso brauchte wie Nahrung oder Schlaf. Irgend etwas Drohendes oder Störendes versetzte sie in Angst und Unruhe, machte ihr das gewohnte, sonst selbstverständliche Leben zuwider und störte sie zu einer suchenden Unzufriedenheit auf, die gleichwohl kein Ziel wußte. Auf ihrer häuslichen Stille lastete ein Druck, von dem sie sich durch keinen Entschluß befreien konnte. Sie spürte ein Dehnen und Ziehen im ganzen Körper wie auch in ihren Gedanken, dessen sie sich schämte, und worauf sie wieder achtete als auf ein Zeichen, denn seit der Freund entfernt und verstummt war, schien es ihr, als sei sie die seinige gewesen, ohne daß sie ihn besessen, ein Zustand, welcher einem späteren irgendwie geheimnisvoll verwandt sein mußte: sie fühlte sich — Weib. Oft genug war sie nahe daran gewesen, Hermann zu schreiben, so nahe, daß sie ihr Briefpapier hervorsuchte und bereits ihre Feder prüfte. Dann aber unterlag sie ihrem alten Widerstand, der Scham, sich selbst so verändert zu zeigen und zu bekennen, dem Stolz, der bisher ihre Kraft gewesen war, und der Eitelkeit, vor sich selbst und vor ihm frei zu erscheinen, was sie längst nicht mehr war. Dann erhob sie sich mit allem Aufgebot des Entschlusses, kleidete sich zum Ausgehen an und machte stundenlange Besorgungen in der Stadt, zwecklose Spaziergänge, am liebsten in den öden, traurigen Vorstadtvierteln, wo sie an zerlumpten Kindern, zudringlichen Bettlern vorüberstreifte und vor der Drohung des Neides auf Augenblicke ihre Angst vergessen konnte, bloß

indem sie ihren Rock zusammenraffen und einer frechen Zumutung oder einem dreisten Anruf entgehen mußte.
Amersin kam vom Geschäfte heim. Antonie nahm an ihm, dessen Züge sie so genau kannte, eine verlegen lächelnde Ungewißheit wahr.
„Was hat's denn gegeben, Andreas?"
„Nun, nichts Besonderes, wenigstens was uns betrifft, doch habe ich einen interessanten Brief bekommen. Jemand hat sich verlobt. Ratet einmal, wer?"
Antonie nannte verschiedene Namen, auch den des viel umwerbenden Florian, Agnes schwieg, errötete, von einer furchtbaren Ahnung ergriffen, und flüsterte endlich: „So sage doch endlich, wer!"
„Unser Freund Ley. Es ist eine merkwürdige Nachricht. Willst du den Brief lesen?" Damit reichte er ihn der Schwägerin.
Antonie schaute besorgt auf die Schwester, die zögernd die Hand nach dem Schreiben ausstreckte und es dann, tief bis in die Haarwurzeln und in den Nacken erglühend und wieder erblassend, las. Sie hielt das Papier noch unverwandt vor die Augen, als sie es längst schon fertig gelesen haben mußte. Aber sie vermochte wohl nicht mehr zu lesen, denn es schwamm ihr vor den Blicken, nur wußte sie kaum um ihre Tränen.
Endlich fragte Antonie leise: „Darf ich?" und langte nach dem Schreiben. Da erschrak Agnes, blickte verstört auf und überließ der Schwester den Brief, während sie die Augen schloß, um nicht gesehen zu werden.
Amersin trat ins Dunkel des Zimmers, aus dem Lichtkreise der Lampe, und lehnte sich an den Kachelofen.
Antonie las still: „Lieber Amersin! Dir und unseren immer noch teueren Wiener Freunden, deren Gefühl für mich freilich dem meinen für sie nicht gleichkommen mag, teile ich eine Wendung mit, die mein Leben aus seiner ungewissen Pein von Jahren, mir selbst überraschend, mit einem Male glücklich in eine verheißungsvolle Gegenwart, vor eine ahnungsreiche Zukunft stellt. Ich bin freilich meiner selbst so unsicher gemacht worden, daß ich nicht einmal weiß, ob ich würdig bin, geliebt zu werden, wie ich geliebt werde, und zu lieben, wie ich lieben muß, soll ich so viel unverhoffte, unverdiente und unbedenkliche Hingabe gerecht erwidern. Denn wie tief ein Mensch dem andern verschuldet bleibt, der den Entschluß fassen kann,

ihn aus vollem Herzen zu lieben, das erkenne ich erst jetzt, da ein kühnes, freies Geschöpf mich gewählt, sich zu mir bekannt hat. Zum ersten Male wage ich an meinen eigenen Wert zu glauben, weil ein edles Frauenwesen ihn bejaht, denn ich hatte an mir zweifeln und verzweifeln müssen, der ich mich immer zurückgewiesen sah. Nicht ohne Entsetzen habe ich erkannt, wieviel kostbare Zeit der Jugend und des aufrichtigsten Gefühles ich verschwendet und versäumt habe. Mir ist, als sei ich Jahre des menschlichen Frühlings hindurch in einer Höhle voll Kälte und Dunkel umhergeirrt, jenem einzigen trügerischen Lichtstrahle nach, der von weitem schimmerte. Und siehe da, wie durch einen Wink des Himmels spaltete sich der Fels, aber nicht dort, wo das täuschende ferne Licht glänzte, sondern in meiner Nähe, neben mir, eröffnete mit einem Schlage das weite blühende Land, und ich stehe inmitten der Herrlichkeit mit blöden Augen und weiß nicht einmal, ob und was ich sehe, ob ich alles auch als wirklich fassen darf.
Im köstlichen Besitz einer Liebe, auf die ich weder je zu hoffen, noch Anspruch machen zu dürfen geglaubt, möchte ich die Freundschaft nicht verlieren, die mir einst als einziger Ersatz des höheren Gefühls geboten und zu ihrer Zeit doch etwas Großes war, denn sie machte mir Menschen wert und vielleicht auch mich ihnen. Daß sie weder mich, noch ein anderes teures Wesen erlösen konnte, sei jetzt nicht mehr berührt, wo mich ein Übermaß des Gefühls besser macht, als ich je sein zu können geglaubt habe. Jetzt darf ich, geliebt und liebend, auch Freundschaft annehmen und geben und für gerecht und möglich halten. So sei sie denn, anders als bisher, angeboten, bewahrt und erbeten. Grüße mir alle Wiener Freunde, alle. Ich denke ihrer voll Herzlichkeit und möchte, daß sie so auch meiner gedächten. Mehr kann ich heute nicht sagen, denn in allem Glück ist mir doch weh zumute, wie einem Menschen, der eine Heimat voller Enttäuschung immer noch schwer verläßt. Behaltet in guter Erinnerung Euren treulosen und getreuen Hermann."
Antonie legte den Brief, als sie ihn zu Ende gelesen hatte, still auf den Tisch und griff mit der Hand an ihr Herz. Sie nahm dann die Arbeit, die ihr auf den Schoß geglitten war, ein Kinderjäckchen, woran sie ausbesserte, auf, erhob sich, ging langsam und etwas schwerfällig, denn nach den vielen Schwanger-

schaften und Geburten war ihr Gang ein wenig träg geworden und geblieben, um den Tisch herum, an der gegenüber sitzenden Agnes vorüber, sie wollte das Jäckchen in die Kommode tun, wo sie die Flicksachen aufbewahrte. Sie streifte an Agnes, legte für einen Augenblick ihre freie Linke auf das volle Haar der Schwester, das im Scheine der Lampe leuchtete, und ging zur Kommode weiter.
Unter dieser leisen Berührung aber erzitterte das Mädchen, als sei durch diesen ersten, letzten sachtesten Anstoß eine ungeheure, überhängende Last gestürzt worden, und aus ihrer Kehle brach, so entsetzlich, weil noch nie vernommen, ein tiefer Jammerlaut, gedämpft, aber die schwerste Erschütterung des ganzen Wesens verratend, hervor.
Nach diesem verhaltenen, stöhnenden Ausbruch, der die Stille des warmen, wohlig erleuchteten Zimmers doppelt empfindlich machte, sank Agnes, die bisher aufrecht gesessen war, zusammen, ihr Kopf fiel auf den Tisch vornüber und blieb mit dem Gesicht in die Decke gewühlt. Mit langsamen Stößen erst, dann immer schneller, drang ein volles Schluchzen, eine Flut von Tränen, ein jahrelang angesammelter, nun gelöster Schmerz aus dem zarten Körper hervor, sie weinte laut, unaufhaltsam, als nehme sie, wie ein dürstendes, ausgetrocknetes Land den Regensturm selbst des Elends mit Begierde auf. So weinte sie lange, erst wild, dann gleichmäßig sanft und still, bis sie endlich wieder das Haupt erheben, verwirrt um sich blicken konnte und sagte: „Warum hat er mir das getan?"
„Dir?" fragte Amersin aus seiner Ecke, „Dir? Er hat es doch wohl sich getan."
„Nein, mir, denn auf mich ist es abgesehen. Er hat es nur getan, weil er mich treffen wollte. Seht ihr denn das nicht? Es ist ein Schlag, der mir gegolten hat. Er hat auf mich gezielt. Oh, er hat so lange gewartet, bis er mich richtig treffen konnte! Ich wollte ihm nichts Böses, ich konnte nicht anders, ich habe es nicht besser gewußt, ich habe ihn nicht verstanden und mich auch nicht. Aber er hat es mit Überlegung und mit vollem Bewußtsein getan, er hat gut gezielt und gut getroffen."
Antonie sagte: „Du glaubst wirklich, er hat dich aus Enttäuschung verraten?"
Agnes nickte.
Amersin sprach aus seiner Ecke: „Warum mutest du ihm diese

Absicht zu, wenn du selbst ihm ohne Absicht Schmerz zugefügt hast?"
„Warum hat er mich nicht vor mir gerettet? Warum hat er nicht Geduld mit mir gehabt? Ich wäre gekommen! Warum hat er mich nicht gerufen? Ich war nur gebunden. Warum hat er mich nicht frei gemacht? Ich wäre gekommen! Er hätte es wissen und spüren müssen. Auch wenn ich es nicht zeigen konnte."
„Du hast ihm doch immer das Gegenteil gesagt und gezeigt. Du hast von ihm nichts wissen wollen und ihm Freundschaft für Liebe geboten. Habe ich es dir nicht immer gesagt, daß es zwischen euch beiden keine Freundschaft geben kann?"
„Hätte ich es übel mit ihm gemeint, so hätte ich ihm doch nicht meine Freundschaft geboten. Ich habe ja nicht gewußt, daß ich ihn liebe."
„Und er hat es dir eben geglaubt."
„Er hätte es besser wissen müssen, weil er doch alles besser weiß als ich. Er ist ja so viel mehr als ich, so viel klüger, so viel freier. Warum hat er das nicht gewußt? Warum hat er mir denn geglaubt?"
„Weil er an dich geglaubt hat, Agnes."
„Der Widerstand in mir war stärker als ich."
„Und er hat deinem Widerstand geglaubt."
„Weil er zu schwach war, zu ungeduldig und zu stolz."
„Zu bescheiden, liebe Agnes."
„Er mußte stärker sein als ich. Er sollte Geduld mit mir haben. Ist es denn so viel verlangt, daß ein Mensch mit dem anderen Geduld habe?"
„Freilich, es ist wohl der höchste Anspruch."
„Aber der gerechteste," sagte Antonie.
„Ich hätte es doch einmal verstanden, und es wäre nicht zu spät gewesen, es wäre nie zu spät gewesen zwischen uns. Ich hätte es gewußt, wie ich es jetzt weiß, glücklich gewußt, wie ich es jetzt unglücklich weiß."
„Du warst zu stark oder zu schwach, ja zu sagen, wie er dich gefragt hat, und er war nicht stark genug, dein Nein zu ertragen, und nicht frech genug, so zu tun, als wäre es ein Ja gewesen. Er hat ja ja, nein nein verstanden. Darüber darfst du dich nicht beklagen."
„Warum hat er kein Mitleid mit mir, ich war ihm doch gut?

Und er hat mich geliebt. Aber ohne Mitleid, wenn das Liebe heißen darf."

„Die Wunde kann mit dem Messer kein Mitleid haben."

„Ich würde für ihn sterben können, er hat für mich nicht einmal zum Leben Geduld gehabt."

„Du forderst alles und hast alles versagt."

„Er sollte nur Güte und Geduld haben. Er hat mich nicht geliebt. Ich aber liebe ihn jetzt. Und weiß es."

„Jetzt ist es aber zu spät."

„Nein, es kann nicht zu spät sein. Es kann nicht sein, daß es für mich zum Leben zu spät ist, bevor ich gelebt habe. Wenn ich endlich rufen kann, sollte ich nicht gehört werden? Ich will ihn ja rufen!"

Amersin zuckte die Achseln und schwieg.

Agnes stand mit einem schnellen Entschluß auf, ging in die Ecke, trat vor den Schwager und sah ihn an:

„Sag' ihm, daß ich bereue."

„Ich? Ihm?"

„Du bist doch sein Freund. Dir glaubt er. Es ist gewiß noch Zeit."

„Warum willst du es ihm nicht selbst sagen?"

„Das kann ich nicht. Ich kann mich ihm doch nicht an den Hals werfen. Du aber kannst mit ihm sprechen, du darfst es. Vielleicht war der Brief nichts anderes als ein letzter Versuch. Vielleicht wartet er nur darauf, daß wir sprechen, noch einmal sprechen, vielleicht rettest du uns beide, auch ihn, nicht nur mich, wenn du redest."

„Das ist zu schwer für mich, zu solchen Feinheiten tauge ich nicht. Wie sollte ich es denn nur anstellen."

„Du mußt ohnedies auf seinen Brief antworten," meinte Antonie. „Du brauchst doch nur leise zu berühren, ob denn dies alles ernst ist, ob er sich mit seinem Plane nicht selbst täuscht, um sich und anderen weh zu tun," sagte Agnes.

„Soll ich ihn denn von einer Braut abwendig machen, die ihn gewählt hat?"

„Nein, nein, das will ich nicht, bei Gott nicht, wenn er sie liebt. Ich kann es nur nicht glauben, daß er sie liebt, wenn er mich geliebt hat. Er darf sie nicht verraten, wenn er sie liebt, aber du darfst, du mußt ihn retten, wenn sie unwürdig ist, oder wenn er nur sich selbst vorgibt, sie zu lieben."

„Wie soll ich darüber urteilen?"
„Verlasse mich jetzt nicht. Hilf mir, ich habe das alles ja nicht verstanden, jetzt weiß ich es. Ich schäme mich genug, daß ich so rede, aber manches kann man noch abwenden, wenn man aufrichtig spricht. Hätte ich es nur gekonnt! Hätte ich ihn um Aufschub gebeten. Alles wäre gut gewesen. Tue du es jetzt. Vielleicht dankt auch er es dir einmal. Richte es, wie du willst. Ich mag gar nicht wissen, wie. Ich darf es auch nicht wissen. Aber tu's! Muß es sein, liebt er sie, ist sie seiner wert, so soll es sein, und ich will mich bescheiden. Aber das darf ich doch verlangen, daß mein Unglück mich nur notwendig trifft und unvermeidlich, nicht, weil ich mich versäumt habe. Und er soll nicht im Übermut und aus Rache uns beide strafen."
Amersin schwieg. Agnes, die ihre Rechte bittend auf seine Schulter gelegt hatte, ließ sie, als er nicht antwortete, langsam herabsinken und wandte sich von ihm ab.
Antonie trat dafür zu ihrem Mann und sah ihn unter Tränen lächelnd an: „Ich glaube, du könntest ihm immerhin schreiben, Andreas."
Da seufzte Amersin: „Ihr Frauenzimmer macht doch die seltsamsten Umwege um uns Mannsbilder herum. Und da wir immer geradeaus gehen, verfehlen wir euch viel leichter, als daß wir euch treffen. So will ich es versuchen, wie ich es eben verstehe, aber es ist eine harte Arbeit, da ich nicht gewohnt bin, mich in fremdes Geheimnis zu drängen. Keinem andern als dir hätte ich derlei zuliebe getan."
Agnes nahm mit einem demütigen Lächeln, das beide Gatten tief rührte, stumm Abschied und ging.
Amersin brachte mit vieler Beschwerde folgenden Brief an Hermann zustande:
„Mein lieber Freund Ley! Mitfolgend sende ich Dir das neueste, eben eingetroffene Preisblatt des Leinenhauses, dessen Leiter ich ehedem war, falls Deine geehrte Braut in diesen Artikeln noch Bedarf hätte. Ich habe sicherlich keinen Grund, der Firma ein Geschäft zuzuführen, mit der ich heute nichts mehr zu schaffen habe, doch glaube ich, Du würdest gut bedient werden, wenn Du darauf reflektieren solltest, man wagt sonst immer viel mit dem Einkauf von Leinenwaren. Deine unerwartete Verlobungsanzeige hat allgemein überrascht und in manchem Kreise Aufsehen hervorgerufen.

Du hast es verstanden, dadurch Licht in eine Sache zu bringen, die Dir und allen dunkel war, und was uns ein unendliches Rätsel schien, ist plötzlich klar geworden. Aber was klar ist, erscheint eben darum nicht immer recht, und was nicht recht ist, soll auch kein Verhängnis werden. Dadurch, daß man über empfindliche Dinge endlich getrost sprechen darf, kann man manches heilen; ich will unter allen Umständen, daß Du Dich nicht etwa auch nur einen Augenblick erniedrigt wähnst und vielleicht über eine vermeintliche Unbill grämst, die Dir eigentlich gar nicht widerfahren ist, denn als Jurist weißt Du, daß es bei allen Handlungen auf die Absicht ankommt. Dir gegenüber hat bei keinem unter allen Freunden eine böse Absicht bestanden, sondern nur gute. Lebe wohl, mein bester Freund, empfiehl mich und uns alle Deiner hochgeehrten Braut. Sei herzlich gegrüßt. Ich werde nie aufhören zu sein Dein aufrichtiger Amersin." —

Als Antwort auf diesen, notgedrungen dunkeln Brief kam ein verbindlicher und freundschaftlicher, aus dem eine Gelegenheit und Erlaubnis der Aussprache gelesen werden durfte, und Amersin trat denn auf Wunsch seiner Frau und Schwägerin die mißliche Reise zu Hermann an.

Er sah mit Staunen, aber nicht ohne eigentümliche bewundernde Beklommenheit die freien Zustände, die heitere Unbekümmertheit der Menschen und Verhältnisse, denen sich Hermann wohlig aufatmend und beglückt, aber doch immer noch unsicher und befremdet überließ.

Auch Amersin wußte in seinem bürgerlichen Verstande mit Frau Rainer und ihrer Tochter anfangs nichts Rechtes zu beginnen, nur berührten ihn ihre zutrauliche Heiterkeit und ihr freundschaftliches Entgegenkommen angenehm. Es war ihm freilich neu und wunderlich, daß Frauen solche Freiheit der Empfindung besaßen und ohne Zögern auch Fremden gegenüber äußerten, daß sie in jedem Augenblicke mit ihrem ganzen Selbst frisch und gerade eintraten. Aber er sah wohl ein, daß, wer einmal zu solchen neuen, zuversichtlichen Menschen geraten war, in die Ängstlichkeit der früheren Zustände kaum mehr zurückfinden, geschweige denn zurückgebracht werden konnte. Hermann schien ihm verändert, gereift, älter, Vieles wissend, glücklicher als je, weil aufrichtig, wenn auch bescheiden wie je, denn es fehlte ihm an Selbstvertrauen der neueren, höheren

Welt gegenüber, wie es ihm auch der alten bürgerlich verschlossenen und spröden Zuneigung gegenüber gefehlt hatte. Doch gab es kein Zurück mehr bei allem Bedauern.
Die Gespräche, die Amersin mit Hermann führte, wagten nicht an die schmerzliche Teilung einer männlichen Liebe zu rühren. Doch konnte man einen Zustand wohl ahnen und mußte ihn achten, der gleichsam zweigesichtig und wie mit entzweigespaltenen Herzhälften nach der Gegenwart und Zukunft hierhin, nach der unselig schönen Vergangenheit dorthin sann. Das Glück der Gegenwart war wehmütig beschattet von dem Gedanken an einst, und der Schmerz des Verlorenen wunderbar übersonnt von dem Reiz der neuen Leidenschaft, doch gehörten diese beiden Herzhälften untrennbar eben dem ganzen Manne an und machten sein Wesen aus. Aber es war unmöglich, auch nur daran zu denken, daß diese Entscheidung noch einmal umgekehrt und vertauscht werden könnte. In aller Demut hatte sich ein männliches Schicksal in einer Dämmerung des Gefühls vollzogen, indem es die beiden Zustände und Empfindungen versöhnt in sich vereinigte, wie denn der menschliche Geist viel schärfere Gegensätze der Gedanken und Leidenschaften auszutragen, zu verschweigen und zu vereinigen gewöhnt ist.
So gab es für Agnes nichts mehr zu hoffen als die verzichtende, „seelenvolle Qual" der Freundschaft, wie sie sie nannte, die ihr statt der Liebe blieb und die Hermann selbst inniger und reiner und tiefer wahren mochte als je, um so glücklicher in diesem Gefühl befestigt, als die beiden Frauen, Mutter und Tochter, den Zwiespalt seines Empfindens erkannten, aber mit einer Zartheit zu würdigen wußten, die ganz der Freiheit ihres Wesens entsprach. Nicht nur, daß Gisa ihm aus seiner unverwundenen Liebe zu Agnes keinen Vorwurf machte, sie bestärkte ihn in der Treue seines Gefühls. Da sie seinen Wunsch, seine Leidenschaft beherrschte und seiner Gegenwart sicher war, schien es ihr gerecht, Agnes die Freundschaft des geliebten Mannes ungetrübt ohne Neid zu überlassen, selbst wenn in dieser Freundschaft noch eine leise Spur der einstigen Liebe glomm. Und wie sie aufrichtig, freimütig und herzlich von Agnes sprach, als sei sie selbst in die Freundschaft einbezogen, die ihn mit dem Wiener Kreise verband, machte Amersin staunen, der auch Frau Rainers scharfe, muntere und gerechte

Beurteilung der Verhältnisse bewundern mußte, denen sie doch fern stand.
Er konnte nicht umhin, der Wirtin diese Anerkennung lebhaft auszusprechen, die ihr Wohlgefallen an der Huldigung des klugen Mannes deutlich zeigte, die sie nicht nur ihrem Verstande, sondern doch auch ein wenig noch ihrer unverlierbaren, weil innerlich jung gebliebenen Anmut verdanken zu dürfen glaubte.
„Ja sehen Sie, lieber Herr Amersin, wenn Sie Schauspieler oder Sänger auf dem Theater bewundern, staunen Sie wohl, wie einer eine fremde Rolle so darstellt, als sei er selbst gemeint und spiele sich selbst. Je größer ein wahrer Künstler ist, desto verschiedenere Figuren stellt er so ungeheuerlich wahr und lebendig vor euch hin, als seien sie alle er selbst. Und das ist es auch, was den Künstler ausmacht, den Schauspieler und wohl auch jeden andern, daß er tausenderlei Menschen in sich enthält und daß er jedesmal so denken und sprechen kann, wie gerade der aus den Tausenden, den er darstellen muß. Wir sind nicht nur allwissend, wir sind sogar allseiend. Darum haben wir es freilich schwerer als ihr, die ihr immer nur ein einziger bestimmter Mensch bleiben könnt und müsset, unser eigentliches, dauerndes Wesen aus all der Verwirrung sicherzustellen. Euch aber machen wir das Vergnügen damit."
Bei diesen Worten lachte sie gar pfiffig und sah Amersin von der Seite an, der jetzt nicht wußte, woran er mit ihr war, und ob nicht am Ende sogar all das Verständnis und Mitgefühl, Freundschaft und Geduld ebensogut gespielt, als wahrhaft empfunden sein konnten. Denn daß in einem menschlichen Sinn der Zwang zweier widersprechender Gedanken und Gefühle vereinigt leben und bestehen konnte, mußte er wohl glauben und anerkennen. Daß aber ein höherer Sinn eines Künstlers aus freier Wahl nicht bloß zweierlei, sondern vielerlei, ja sogar beliebige Gedanken, Gefühle, Leidenschaften umfassen und je nach Lust oder Zwang völlig durchleben und sich ihnen mit Willen überlassen konnte, so daß der Künstler in der Tat alles Menschliche verstand, weil es ihn besaß und ausmachte, daß in ihm also der Schein Wirklichkeit war, die Wirklichkeit wieder aus ihm Schein wurde und durch seinen Körper und Geist wie durch ein leichtes, durchlässiges Mittel belebt und neu gestaltet hervortrat, dem allen war auf keinen Fall zu trauen.

Heimgekehrt berichtete er den Seinigen, was er gesehen und wie weit er es verstanden hatte. Indes Charlotte den treulosen Freund und die beiden fremden Frauen schlechthin als Feinde ihrer Familie ansah, weil sie der Schwester Böses angetan hatten, als ob dieses Schlimme durchaus mit Absicht zugefügt sein müßte, begriff Antonie gar wohl die Notwendigkeit aller Ereignisse, wenn sie sie auch bedauerte. Charlotte nannte Gisa und ihre Mutter nur „Schlangen“ und sprach nicht anders von ihnen, als von planvollen Intrigantinnen, die ganz gut gewußt hätten, worauf sie es anlegen wollten, und die eine sehr genaue Absicht gegen die stolze Familie Erath im Schilde gehabt und im geeigneten Augenblick ausgeführt hätten. Dabei klang freilich eine wohl unbewußte Genugtuung darüber durch, daß Agnes so für ihren unseligen Versuch gestraft worden sei, sich Charlottens einzig berechtigter Herrschaft zu entziehen.
Anders und zum Erstaunen aller mit ganzer Kraft und Fassung beurteilte Agnes den Freund, die beiden fremden Frauen und die fernen Verhältnisse, die sie aus Amersins lebhaften Schilderungen mit der inständigen Phantasie der Sehnsucht erkannte. Demütig sah sie sich im Schatten ihrer engen Zustände als die unzulängliche, mit Grund verlassene, Gisa aber als die Kühnere, Freiere, Bessere und wohl auch Schönere, mit gutem Grund Vorgezogene. Sie übertrug alle Liebe, die sie jetzt besser als je für Hermann empfand, auf dessen Erwählte, sie malte deren Gestalt, Züge und Wesen mit allen Farben leidenschaftlicher Bewunderung aus, und alles bestärkte sie in der schmerzlichen Einsicht, daß Hermanns Wahl gerecht gewesen sei. Wenn je ein sanftes Herz, auf verzichtende Freundschaft verwiesen, dieses duldende Gefühl dienend zu verdienen wußte, so war es Agnes, deren Leid und Enttäuschung sie nur tiefer, seelenvoller und gütiger machte, gleich dem Opal, der aus unzähligen Sprüngen sein Feuer bekommt. Nichts offenbart den Wert eines Menschen getreuer, als wie er sich nach einer Enttäuschung zeigt. Nur der ungemeine und untrübbare Mensch bleibt dann gerecht und gut, wo der gewöhnliche dem andern alle Schuld zuschiebt und an der Welt lieber, als an sich verzweifelt. Agnes sah nur eigene Schuld und eigenes Verhängnis und pries die Unbekümmertheit und Entschlossenheit Gisas als hohen Vorzug eines besseren und darum glücklicheren Wesens. So brachte sie, verschmäht, der bevorzugten Nebenbuhlerin eine

aufrichtige, überschwengliche Freundschaft entgegen, gleich wie Gisa die ihrige aus dem Überfluß ihres Glückes der Unglücklichen geboten hatte.

Am Hochzeitstage Hermanns traf, eben zum Brautschmuck und Kirchgange zurecht, eine Schachtel ein, mit einem sorgfältig in feuchtem Moose frisch gehaltenen schönen Strauß von Blumen ohne irgend eine Zeile. Aber Gisa, die die Sendung eröffnete, erkannte mit klopfendem Herzen, von wem sie stammte, lächelte mit stolzer Wehmut und nahm den Strauß an ihre Brust, als sie vor den Altar trat.

In Wien zitterte Agnes um das Schicksal ihrer Blumen und ward erst demütig froh, als sie aus dem Dankbriefe der Vermählten ersah, daß sie zurechtgekommen, freundlich aufgenommen worden waren und die Braut hatten begleiten und schmücken dürfen.

14.

Dieses Schicksal der jüngsten Tochter des Hauses Erath leitete gleich einem mahnenden Boten eine Reihe anderer übler Ereignisse ein, welche die Verbindung der räumlich und herzlich so eng aneinandergeschlossenen Familienmitglieder allmählich lockerten und endlich völlig lösten.

Im selben Winter erkrankte Frau Antonie mitten unter ihren freundlichen Haus- und Kindersorgen.

Ein unsicherer Körperzustand begann mit Erkältung, Husten, Nachtschweißen, ward fiebrig, endlich so matt, daß sie am liebsten im Bett geblieben wäre. Der alte Arzt untersuchte sie, schüttelte bedenklich den Kopf und befahl, sie müsse sogleich nach dem Süden gebracht werden.

Amersin nahm ihn beiseite und fragte, was seiner Frau eigentlich fehle. Der Doktor Urfeldt sah ihn streng an, wie die Ärzte in ihrer Verlegenheit, wenn sie gar nicht mehr helfen können, oft schauen, als ob sie die Leute strafen möchten, die ihnen so vergebliche und schwere Aufgaben stellen: „Tuberkulose, lieber Herr Amersin, und leider auf beiden Lungenflügeln ausgebreitet, zwei umfängliche Herde."

Amersin senkte beschämt den Kopf und schwieg, als ob er seine Schuld einbekennen wollte, und kehrte ins Krankenzimmer zurück. Charlotte, die den Doktor hinausbegleitete und seine Auskunft gehört hatte, sagte an der Tür: „Vier Kinder,

eins gleich nach dem andern, für eine so schwache Frau ist's doch zu hart."
„Ja, vier Kinder sind schon in den paar Jahren eine Leistung, liebes Fräulein, aber dazu wären die Damen doch eigentlich auf der Welt, wenn sie heiraten. Das Übel steckte eben von früher in der armen kleinen Frau, schlechte Ernährung in der Jugend, Erbteil der Mutter wahrscheinlich, Stadtluft, alles zusammen." Damit entzog er sich weiteren Fragen durch eiligen Abschied.
Charlotte sagte zu Amersin: „Antonie tuberkulös! Was sagst du dazu?"
Amersin zuckte die Achseln.
„Der Doktor ist ein Esel! Antonie tuberkulös! Unsere Familie, unser Blut ist rein. Wie sollte so etwas bei uns vorkommen!"
„Ich bin ganz gesund," sagte Amersin, „von mir hat sie's nicht."
„Aber von den vielen Kindern, Schwager. Sie war eben gar nicht geschont. Nichts als Kindbetten, Sorgen um die Kleinen, Anstrengung und Mühe, jahraus und jahrein, das macht eben krank."
„Ja, wenn man lebt, ist man am Leben schuld, was immer geschieht. Aber was soll man anders tun als leben?" sagte Amersin bekümmert.
Charlotte riß die Herrschaft über Antonie und ihr Haus an sich. Agnes mochte die Kinder und die Wirtschaft in Wien, so gut es ging, behüten, sie selbst rüstete zur Reise. Rasch wurden die Koffer gepackt, und nach zwei Tagen war alles bereit. Antonie sollte mit Charlotte nach Gries fahren, in die warme hohe Luft des Bozener Tals, Amersin wagte keinen Widerstand. Daß er selbst hätte mitfahren, seine Frau begleiten und pflegen können, fiel ihm als Geschäftsmann gar nicht ein, auch taugte seine gesunde, unbekümmerte Natur für geduldige Krankenpflege so wenig, daß er nicht einmal den Ernst des Übels recht begriff. Antonie hatte ihn freilich mit demütiger Angst gebeten, er möchte sie hier lassen, bei ihm, bei den Kindern. Wie sollte sie fern von allen gesund werden, wenn man ihr entzog, was ihr teuer war, und wofür sie lebte. Amersin hatte mit aller Strenge diesen kindischen Wunsch abgewiesen. Sie sollte und mußte reisen, so sei es denn lieber gleich, als zu spät. Antonie war zu schwach, zu widersprechen, ein Hustenanfall setzte sie gleich ins Unrecht, auch Charlotte duldete

keinen Aufschub. So sollten Amersin und seine vier kleinen Schuldzeugen allein bleiben. Charlotte machte den Abschied kurz. Die Kinder durften nur vom Fenster her winken, Amersin trug seine Frau, ein kleines Bündel Pelz, Tücher und zarten Körper darin, aus der Wohnung in den bereitstehenden Landauer. Antonie hatte ihre dünnen Arme wie ein hilfesuchendes Kind um seinen Hals gelegt, und als er sie in den Wagen auf ihren Platz niedersetzte, glaubte sie gar nicht, die Arme von ihm lösen zu können und wäre am liebsten an seinem Halse hängengeblieben. Sie hätte es ihm auch gerne gesagt, hätte noch anderes gesagt, vor allem zum letztenmal den Wunsch, nicht fortgeschickt zu werden. Aber der Wille aller anderen war hier stärker als der ihrige, so seufzte sie bitterlich, ließ sich auf den Sitz niedersinken und sah den Mann an, der ihren Blick unsicher zurückgab.

Der alte Erath kam zum Abschied vor das Haus.

Antonie nickte ihm zu: „Leb' wohl, Vater."

„Leb' wohl, Toni, tu alles, was die Ärzte anraten, und sieh, daß du bald wiederkommst, rege dich nicht auf, es wird schon alles gut."

Antonie lächelte gedrückt und demütig in ihrer Schwäche, sie durfte dem Vater wohl nicht zeigen, wie schlecht es mit ihr stand.

Wiederum hätte sie dem Manne gern etwas gesagt, nur angedeutet, aber da waren zu viel Leute. Der alte Adam Hirt trug die Koffer herbei und half dem Kutscher, sie auf dem Bock und im Wageninnern zu verstauen, und lächelte ihr bekümmert Aufmunterung zu mit vielen Bücklingen, Armwinken und Gesichterschneiden. Der verstand sie wohl. Aber Andreas Amersin hätte sie hören müssen, ihm hätte sie noch eins und alles sagen wollen! Doch gerade dazu ließ Charlotte es nicht kommen. Nur keine unnütze Aufregung, nur keine Erörterungen und Abschiedsschmerzen! Amersin half bei allem Einpacken, und im letzten Augenblick kam noch Frantzl mit fliegendem Rock herbeigestürzt, einen großen Blütenstrauß in den Händen als Abschiedsgruß Elisabeths, denn Charlotte hatte auch verboten, daß Elisabeth selbst komme, damit die Aufregung der Kranken nicht gesteigert werde. Ihrem Befehle fügte sich ja alles. Frantzl aber durfte als wider Willen komische Erscheinung zur Aufheiterung auch der schwersten Augenblicke dienen und galt als

unschädlich. So machte er denn seine vielen Bücklinge, Komplimente, Ansprachen und Erklärungen nach allen Seiten: „Also da wäret ihr und seid, wie ich sehe, schon gleich nicht mehr da, und wir, die wir bleiben, wo wir sind, haben das Nachsehen und Lebewohlsagen und Taschentuchwinken, liebe Schwägerin. Fahre wohl und vergiß uns nicht. Du weißt schon, daß dich Elisabeth schön, schöner, am schönsten grüßen läßt, und was sie dir alles wünscht, kann sie gar nicht durch eine Blume sagen, dazu braucht sie einen ganzen Strauß, und läßt sich entschuldigen, daß er noch immer nicht ausreicht. Du darfst ihn auch getrost im Wagen vergessen oder beim Zugfenster hinauswerfen, wenn er dir lästig wird. Darum darf auch ein Strauß überall mitgehen, während man Menschen nicht überall mitgehen läßt, schon weil man sie nicht jederzeit hinauswerfen kann. Mithin also, folglich — nun — ich lasse den Blumen das Wort." Damit überreichte er den Strauß und schlenkerte dann umher, um seine beschäftigungslosen Arme und Beine angemessen teilnehmend zu betätigen.

Antonie nickte ihm dankend zu, beugte sich über den Strauß und steckte den Kopf in die stark duftenden Blüten und hätte so gern geweint, wenn sie sich nicht vor Charlotte gefürchtet hätte. Nur ein Wort noch mit Andreas reden! Aber die allgegenwärtige Charlotte wich nicht von ihnen. Vom Fenster her winkten die Kinder. Da dachte Antonie wieder nur an die und winkte den armen Kleinen zu, die sonst nichts von allem verstanden, als daß die Mutter in einem großen Wagen fahren durfte.

„Halte dich nur! Halte dich gut! Laß dir nichts abgehen, Toni," sagte Amersin. Und Toni in ihren Tüchern und Decken nickte mühsam lächelnd, als sei alles schön und gut, wenn sie sich gehorsam zeigte, sie nickte „ja, ja" und hätte so gerne zu ihm noch etwas gesagt, nicht viel, nur ein Wort, denn bei solchem Abschied meint man, mit einem Wort alles sagen zu können, worauf es ankommt. Und gerade dieses einzige Notwendige kann und darf man nicht sagen und muß sich darauf verlassen, daß es als das Selbstverständliche gewußt wird. Aber alles andere, Wichtige, das sich nicht von selbst verstand? Da war die Wäsche der Kinder, und ob man alles finden würde. Sie hatte ein schlechtes Gewissen hinsichtlich der Ordnung. Es lag nicht alles dort, wo es von rechtswegen liegen sollte und

gesucht werden würde. Und Emilie sollte ihren Lebertran pünktlich bekommen, hingegen müßte man für Theas französischen Unterricht sorgen. Wer würde den Kindern die Frühstücksbrote herrichten? Das Einschreibebuch für die Köchin war ein paar Tage lang nicht abgerechnet worden. Überhaupt die Rechnungen! Oh, daß sie weg mußte! Noch nie war sie eigentlich ganz bei ihrem Manne gewesen. Dazu hatten sie beide zu viel Arbeit, immer Arbeit. Aber man hat sie doch nur, um beisammen zu bleiben! Wie wunderlich verkehrt war das alles! Und jetzt riß man sie von allem los, wofür, womit sie leben wollte, damit sie später einmal dableiben könne. Später einmal! Was lag daran, auf den gegenwärtigen Augenblick kam es an! Wer hatte mit ihm Mitleid? Wer dachte an den Augenblick? Gleich würde er vorüber sein und damit alles, wofür sie lebte; wenn der Wagen da zu fahren begann, war alles aus, und sie hatte alles verloren. Es war zu viel, man konnte nur schweigen und hoffen, es würde ohnedies gewußt. So hauchte sie nur: „Leb' wohl, Andreas," und gab ihm noch ihre kleine, abgemagerte, weiße Hand aus dem offenen Wagenfenster. Und er drückte zugleich zart und entschieden diese Hand. Er hätte sie gerne geküßt, aber das war bei ihnen vor Leuten nicht üblich. Man machte von Gefühlen kein Aufhebens. Beim Abschiede, bei solchem Abschied hätte er freilich immerhin gern etwas gesagt oder gehört, aber als der Wagen mit einem Ruck anzog, schien es ihm auch so recht, als nur der magere Arm noch aus dem Fenster winkte und dieser Wink ebensogut ihm, wie dem Adam Hirt, den Kindern am Fenster der Wohnung, wie dem an der Türe lehnenden Vater Erath galt, denn Antonie gehörte allen diesen ebensogut wie ihm, und das war wohl in der Ordnung, wenn auch nicht immer angenehm. Kopfschüttelnd und immerzu mit seinem blauen Taschentuche winkend, von einem Bein aufs andere tretend, nahm Frantzl den Schwager mit Beschlag, faßte ihn unter dem Arm und ging mit ihm ins Magazin.

Adam Hirt schaute dem Wagen lange nach. Ehe er sich zurückwandte und ins Haus treten wollte, redete ihn der alte Erath an: „In unserer Zeit war Gesundheit und Krankheit einfacher. Wir haben nicht soviel Geschichten gemacht und Badereisen und Kuren, was Adam? Und sind doch über sechzig worden dabei."
„Ja, ja, krank werden geht leichter ohne Arzt und Kur. Aber

man bildet sich immer ein, es hilft, wenn man dem lieben Herrgott mit Medizinen zuredet, ob er's nicht doch am Ende anders gemeint hat, als es aussieht. Aber es sieht nicht gut aus, Erath."
„Glaubst du? Mit Antonie? Ach was, Husten und Erkältung. Wenn es kein Typhus ist, was kann weiter dabei sein? In unserer Familie gibt es keine Krankheiten. Das weißt du doch."
„In keiner Familie gibt es Krankheiten, bis eben eines damit anfängt."
„Nun ja, deshalb fährt sie in Gottesnamen ins Bad und sieht beizeiten dazu. Mehr kann man nicht tun."
„Nein, mehr kannst du nicht tun."
Erath ging aufrecht in sein kirschholzenes Arbeitszimmer und berechnete den ansehnlichen Betrag, den er für die Ausrüstung der beiden Reisenden, für den Kuraufenthalt und alle sonstigen Auslagen hatte auswerfen müssen. Die Besorgnis der anderen begriff er nicht, wie er als Gesunder sogar die Möglichkeit, geschweige denn den Ernst einer Krankheit jüngerer Leute gar nicht anerkennen mochte. Es schien ihm immer eine gewisse, unliebsame Störung der gerechten ruhigen Verhältnisse seines Hauses. Darum vermied er es auch, mit Amersin darüber zu sprechen.
Wenn man ihm schrieb, wollte man ihm auch keine Sorgen machen, ihn mit unliebsamen Nachrichten verschonen, so bekam er immer nur freundliche, hoffnungsfrohe Briefe mit begeisterten Schilderungen des Rosengartens und der glühenden Alpen und wurde in seiner ruhigen, gelassenen Auffassung des Lebens so lange bestärkt, bis das Unvermeidliche eben da war.
Über den Zustand der teueren Kranken berichtete Charlotte dem Schwager recht ausführlich und aufrichtig, immer mit dem leisen Vorwurf, daß eigentlich er, die Ehe und die vier Kinder das Leiden verschuldet und über die gesunde Familie Erath gebracht hätten. Antonie selbst konnte oder durfte nicht schreiben. Von ihr lag höchstens ein gepreßtes Blümchen bei, das man ihr dort auf der Kurpromenade gegeben hatte, ein Veilchen, ein Vergißmeinnicht, ein Zweiglein stark riechenden Thymians oder eine Nachschrift zu Charlottens Brief, die auf Antoniens Verlangen und Ansage beigefügt worden war, irgend eine Wirtschaftssache betreffend, wo man einen gewissen Gegenstand suchen sollte, und was man mit einem anderen anzufangen

habe, oder etwas über die Pflege der Kinder und dergleichen. Aber gerade aus diesen unscheinbaren Zeilen sprach die ganze stille, vorsorgliche Frau, deren Liebe man erst so recht empfand, als sie sie nur unzulänglich, aus solcher Ferne und krank, durch eine fremde Hand in kümmerlichen Nachschriften äußern konnte, eine Liebe, die man nicht nach Gebühr, sondern selbstverständlich genommen hatte, als sie noch neben einem herging. So selbstverständlich war ihre Gegenwart bei den Ihrigen, bei Amersin zumal, daß er unter einem im innersten Herzen wußte, sie sei verloren, und doch den Ernst des Verlustes gar nicht auszudenken vermochte, denn er sah sie immer bei sich, bei den Kindern.

Er wäre freilich am liebsten nach Gries gefahren, um bei ihr zu sein, denn er glaubte wohl, daß sie ihn gern gesehen hätte. Aber Charlotte erlaubte es nicht, und ein gewisses Schamgefühl hinderte ihn, ihr zum Trotz dennoch zu kommen.

Er glaubte sich am Ende selbst schuldig. Er war in diese Familie eingedrungen und stand nun, obschon selbst Begründer eines neuen Hauses, einsam und wehrlos seiner Schwägerschaft gegenüber. Da er arm und niedrigeren Standes zu der Reicheren und Höheren gekommen war, blieb etwas von der unwillkürlichen Unterordnung immer zurück, die er anerkannte. Sein sonst kräftiges Selbstgefühl konnte gerade hierin nicht Mut fassen zu Widerstand und Abwehr, denn er liebte ja seine Frau, liebte ihre Familie, liebte diesen ganzen strengen, verhaltenen, bescheiden anspruchsvollen Stolz als das Höhere, wonach er strebte, dem er sich durch diese Ehe verbunden hatte, dessen er sich würdig erzeigen mußte.

So gehorchte er — obgleich widerstrebend — Charlottens Befehlen und hielt sie für zweckmäßig und gerecht, eben weil sie sein natürliches Gefühl verletzten, so wie etwa der Ungebildete glaubt, die Bildung der anderen rede eine bessere Sprache als er.

Antonie verlangte täglich nach ihrem Mann, seufzte, weinte und klagte nach ihm und wurde von Charlotte beruhigt, Andreas würde kommen, wenn es ihr so weit besser ginge, daß sie ihn ohne Aufregung sehen dürfe. Dann faßte sich Antonie demütig, um sich diese Zukunft nicht zu verscherzen, und ertrug ihr altes Schicksal, daß man dem Augenblick alles versagte, um einer Zeit willen, die nicht kam, daß man so lange sparte und geizte, bis man den Schatz nicht mehr genießen konnte, der zudem

nicht einmal jemand anderem zugute kam. Sie ertrug dies alles, das sie in der Hellsichtigkeit dieser letzten Tage so durchschaute, wie sie das Licht durch ihre dünnen, blassen, schmalen Hände scheinen sah, ertrug es unter dem stärkeren Willen der Schwester, dem sie sich immer unterworfen hatte, nicht weil sie Charlotten für klüger oder gerechter hielt, aber weil ihr jeder Kampf zwecklos erschien. Sie dachte kaum an den Tod, sondern hoffte und hielt die eigentümliche Erleichterung, die nach jedem der immer häufigeren Anfälle ihren ganzen Körper gleichsam erhob, als schwebe er nur mehr, für eine Art neuer, höherer Gesundheit. Auch deshalb mochte sie nicht eifern, Charlottens Bedenken und Reden nicht widerlegen.
Wenn Charlotte mit dem zärtlichsten Tone irgend etwas geboten hatte, was ihr widerstrebte, drehte sich Antonie ohne Widerspruch im Bette um, zur Wand hin, solange sie das noch ohne Hilfe konnte, und tat, als schliefe sie. Sie dachte viel nach in diesen Tagen, indem sie von ihrem Fenster auf den fernen, rotglühenden Rosengarten sah, über jedes ihrer Kinder, über deren vermutliche Lebenswege und Entwicklung, über Andreas, über ihre Liebe, die — sie erkannte es jetzt — bisher vielleicht mehr dem Vater ihrer Kinder, nicht genug ihrem Manne gegolten hatte, sie hatte ihn geliebt, weil sie durch ihn das Leben empfangen hatte, das ihr gemäß war. Wenn Charlotte von den Plagen und Mühen sprach, die Antonien durch die Ehe, durch Amersin auferlegt worden waren, schien dies der Kranken wunderlich genug, denn diese Mühen waren doch der Sinn und Zweck des Daseins, waren die Gegenwart selbst, mit der man nicht sparen durfte, wenn man sie besitzen wollte. Nur hatte sie über der täglichen Arbeit den eigentlichen Genuß der Stunde vergessen, sie hatte nicht daran gedacht, nicht genug daran gedacht, daß dies alles immer Liebe war, immer Erfüllung und Gegenwart, sie hatte es stets nur als einen Weg angesehen, auf dem man ständig vorwärts ging. Es hätte freilich ein Aufenthalt sein sollen, anders und besser als diese merkwürdige Krankheit, die einen so leicht machte und dabei doch in die Gegenwart wie in einen Schacht versenkte, so daß das schöne Licht oben immer ferner, immer dünner, immer unwirklicher erschien, das schöne, selbstverständliche, glückliche Licht des gewöhnlichen Tages, des wunderbaren, gelebten, durchwanderten, aber nicht festzuhaltenden, vorübergehenden Tages.

Als aber ihre letzten Stunden kamen, da wurde sie reizbar, entschlossen und kämpfte um ihren Willen mit der stärkeren Schwester, da stritt sie um ihren Wunsch und um die letzte Gegenwart vor dem Ende.
Sie verlangte nach ihrem Manne. Als Charlotte sie mit Ausflüchten vertrösten wollte, richtete sie sich mit letzter Kraft auf und bedeutete nur mit Gebärden, denn sie konnte kaum mehr sprechen, daß sie nicht mehr warten könne, Andreas müsse kommen. Dann sank sie nach einem Blutsturz bewußtlos zusammen. Charlotte brauchte die Aufklärung des Arztes nicht, um zu wissen, daß das Leben der Schwester nur mehr nach Stunden, höchstens nach Tagen zähle, so telegraphierte sie nach Wien, der Schwager solle kommen. Sie zeigte Antonien das Telegramm, um sie zu beruhigen, und die Kranke war gleich gefaßt und sanft wie immer, ja sie schien alle Kraft zusammenzunehmen, um den verhofften Anblick zu verdienen. Bald aber ward das Fieber, die letzte Erregung und Steigerung des erschütterten, zusammenbrechenden Körpers stärker als die Besinnung, in der Nacht phantasierte Antonie. Charlotte bemühte sich, zu verstehen, was dies zarteste Wesen in diesem Kampfe unsichtbarer, mühevoll und zusammenhanglos verlautender Gedanken sagen mochte. Gewiß waren es äußerste Geheimnisse, Ahnungen, Bekenntnisse, aber keinem gesunden Zeugen verständlich, keinem irdischen Verstande faßbar, es war die Zwiesprache eines hinübergezogenen Wesens demütig freundlich mit den einstigen Dingen und Wünschen des verlassenen Lebens, zornig keuchend dem fremden, seltsamen, unbegreiflichen Kommenden entgegen, vor dem ein bebendes, zähneklapperndes Grauen knirschte, denn Erlösung und Auflösung sind lauter Angst.
Dann gab es nur mehr Fieber, Hitze, Glut, Schwäche, abgerissenes Seufzen, besinnungsloses Erwachen, neues Hindämmern, schwer arbeitenden Atem, keine Gebärde der Antwort auf besorgte Frage, keinen Wunsch, keine Erfüllung, endlich ein seufzendes Sichhinstrecken und entfesseltes Ruhen mit sanften Zügen des Schlummers. Und als Amersin am Morgen eintraf, trat er vor eine schöne, stille Tote, die mit rosigen Wangen, mit geschlossenen Augen zu schlafen schien und seiner jungen Frau in der ersten Zeit der Ehe ähnlich sah, wo sie noch so mädchenhaft erschienen war. —

15.

Das Amersinsche Haus und die verwaisten Kinder kamen nach Antoniens Tode unter ein strenges Regiment, denn die beiden Schwestern, Agnes und Charlotte, teilten sich jetzt darein, und zwar so, daß Agnes den Unterricht der älteren Kinder, insbesondere im Französischen, übernahm, Charlotte den Haushalt und die Erziehung im allgemeinen.

Amersin, von jeher weder gewöhnt, noch bei seiner geschäftlichen Inanspruchnahme in der Lage, sich um seinen Hausstand nahe zu kümmern, überließ den beiden Schwestern dankbar diese Sorge.

Eine Mutter, gar eine sanfte, glückliche wie Antonie, hat keinen anderen Erziehungs- und Wirtschaftsgrundsatz als Liebe. Eine willensstarke, herrische Natur aber wie Charlotte, wandte den Kindern dieses „Bauern" gegenüber, die ihr in ihrem Familienstolze und altem Vorurteil ohnehin immer als Kinder einer Mißheirat ihrer armen Schwester und darum sozusagen minderen Ranges galten, unnachsichtige Grundsätze an, die sie aus einem sogenannten Gerechtigkeitsgefühl ableitete. War früher, wenn auch nicht unbescheiden und verschwenderisch, so doch reichlich und lecker gekocht worden, so daß jedes der Kinder seine Lieblingsspeisen und auch unter der Zeit, sei es zur Belohnung für gutes Verhalten, sei es zur Versöhnung nach einer die Mutter mehr als das schuldige Kind selbst treffenden Bestrafung, den und jenen Leckerbissen bereit fand, ein Stück Torte oder ein Tellerlein Gelee oder eingemachte Früchte oder ein Backwerk und zu Mittag immer etwas, das nicht bloß notwendig sättigte, sondern auch angenehm, so sah Charlotte von nun an genau darauf, daß das Amersinsche Haus „nach seinen Verhältnissen" lebte, wobei sie diese Verhältnisse nach ihren besonderen Anschauungen, nicht nach dem tatsächlichen Stande bemaß, denn Amersin hatte als Gesellschafter der Firma sein festes, reichliches Einkommen und hätte seinen Kindern jetzt getrost dasselbe gönnen und bieten dürfen wie zu Lebzeiten seiner Frau. Charlotten schien es aber diesen „Verhältnissen" oder vielmehr dem Stande und der Herkunft des Schwagers nicht angemessen, wenn die Wirtschaft so weitherzig und unbekümmert weiterging. Jetzt war alles streng zugeteilt, abgewogen und ausgemessen. Es gab jeden Tag nur Suppe und

Sudfleisch mit Gemüse, keinen Braten und nur jeden zweiten Tag Mehlspeise, aber auch da nicht oft süße, sondern lieber „ausgiebige" derbe, kurz, die rechte, wohlfeile Hausmannskost, die den zarten Kindern nicht eben ansteht: viel Sauerkraut und weiße Rüben und viel Kartoffeln; zum Kaffee nur mehr trockene Semmeln und keine hochaufgegangenen Kuchen mit Rosinen und Mandeln. Bei Lebzeiten Antoniens hatte in den Truhen und Kasten ein gründliches Durcheinander geherrscht, worüber sie oft und oft hatte seufzen müssen. Alle vierzehn Tage hatte sie schweren Herzens Schränke und Laden ausleeren und sich unter Berge von Kleidern, Wäsche, Strümpfen, Mänteln, Anzügen, Hemden, Hosen, Flicken, Bändern und Borten vergraben müssen wie ein Maulwurf, um sie wieder allmählich abzutragen, das Brauchbare und Unzerissene nach der Wäsche für jedes Kind in Stöße zusammenzustellen, das Schadhafte beiseitezulegen zum Flicken und Anpassen, das ganz Verdorbene zu Staubtüchern und allerlei sonstigem Nebengebrauche abzutun, endlich alles an seinem Platze zu bergen und erleichtert aufzuatmen, wenn sie die Türen der Schränke schließen, sich furchtsam umsehen durfte, ob nicht irgendwo noch ein unbedachtes Bündel übriggeblieben sei, und feststellen, daß wieder alles halbwegs in Ordnung war. Am nächsten Tage gab es freilich gleich das lustigste Kunterbunt, weil jedes der Kinder, ohne viel zu fragen, aus seinem Fach oder Schranke herausnehmen konnte, wessen es bedurfte, was ihm gerade nötig schien. Alle durften Wäsche wechseln, Taschentücher brauchen nach Belieben, und nur der eigentliche Feststaat lag unter Verschluß und besonderer Aufsicht.

Jetzt wurde alles den „Verhältnissen" gemäß eingeteilt: ein Hemd, zwei Taschentücher, eine Hose, ein Paar Strümpfe für die Woche, nicht mehr, waren erlaubt und wurden am bestimmten Tage ausgegeben. War vorher irgend etwas schadhaft geworden oder durch einen kindlichen Unglücksfall verdorben, so mußte es eben schamvoll und kläglich bis zum nächsten „frischen Wäschetage" ausgetragen werden, sei's auch naß oder schmutzig oder zerrissen, aus „erzieherischen Gründen", damit in Hinkunft besser darauf gesehen und alle „teuren Sachen" richtig geschont würden. Derlei Berechnung aus erwachsener Vernunft stimmt aber ganz und gar nicht mit dem Herzen und Verstande von Kindern überein, denen im Grunde

an ihrem äußeren Wandel und Aussehen sehr wenig gelegen ist. Können sie nicht alles ordentlich und nach Wunsch haben, was der Augenblick und das Bedürfnis eines angenehmen Körperzustandes fordern, so gewöhnen sie sich gewissermaßen auch an die Unordnung, scheinen ihnen doch Reinlichkeit und unzerrissene Kleider, Strümpfe, Wäsche ohnedies Vorurteile der Erwachsenen, kann man doch durchlöcherte und beschmutzte Sachen viel bequemer und unbekümmerter tragen. Statt das weniger Erlaubte besser zu schonen, behandeln sie es bald um so gleichgültiger und lassen die gute Sonne warm durch die Löcher auf die Haut scheinen. Dürfen Wäsche und Anzug schmutzig werden und bleiben, so gilt für den Körper am Ende auch der eine „reine Wäschetag", um das leidige Säuberungsgeschäft obenhin und mehr nach der Vorschrift als von Herzen zu bewirken. Darum bleibt die mütterliche Duldsamkeit selbst inmitten der Kinderunordnung immer noch der klügere Erziehungsgrundsatz als die planmäßige Strenge, die von den Kindern eine Selbstzucht vorweg verlangt. Dann mögen wohl die Kasten und Zimmer äußerlich in schöner Ordnung sein, Wäsche, Kleider, Spielsachen wohlabgezählt in der richtigen Reihenfolge am Platze liegen, daß kein Stück verlorengeht, aber was nützt es, wenn die Dinge, die zum Gebrauche und zur Annehmlichkeit des Lebens dienen sollen, fernab im Schranke versammelt sind, während die Menschen, die sie brauchen, dafür tadelhaft, mit einem Loch im Ellenbogen und einem anderen im Strumpfe einhergehen. So können die strengsten Grundsätze zwar ein Zimmer instand setzen, aber ein Kind verlottern, während die Nachgiebigkeit und scheinbar planlose Weichherzigkeit einer Mutter doch im Grunde die weise Vernunft des lieben Gottes nachahmt, der auf den Zweck und das Eigentliche sieht, indem er die Mittel getrost verschwendet und gütig erneut. Denn in der Natur — auch der Menschen — stellt sich eine Verschwendung der Mittel gar oft als die weiseste Sparsamkeit für den Zweck heraus, der schönste Umweg führt gelegentlich rascher und besser zum Ziel als der geradeste Weg.

Alle die neuen Grundsätze sollten auch nach Charlottens Absicht von den Kindern selbst verwirklicht werden. Nun waren diese aber klein und noch törichten Alters, außer Thea und etwa dem wilden Franz. Thea als die Älteste sollte mit elf

Jahren über die Jüngeren wachen und zusehen, daß sie in allem gehorchten und richtig lebten. Dabei hatte sie aber keine Macht über sie, nicht einmal über sich selbst, denn unrichtig, das heißt nach Lust zu leben, war auch ihr noch gemäß. Hatte sie den Kleinen irgend etwas Unangenehmes befohlen, so begann ein Geheul, das durch alle Wände dröhnte und die Großen jedesmal in Angst und Schrecken versetzte, dann berichtete Thea den Streitfall, bekam aber nicht etwa recht, sondern wurde gescholten, weil sie nicht besser verstanden hatte, mit den Kleinen umzugehen. Hatte eines etwas zerbrochen, beschmutzt oder sich wehgetan, so wurde Thea gescholten, weil sie es nicht ordentlich bewacht hatte. Franz fuhr unter die Geschwister wie ein Strafgericht Gottes, so daß Thea mit der angstvollen Kleinsten vor ihm flüchtete, wenn es ihr nicht gelang, ihn irgendwie zu überlisten und dadurch klein zu kriegen.
Bei aller Über- und Unterordnung ging es also im Hause erst recht drunter und drüber, und in den Kindern mußte sich, namentlich in der Ältesten, Thea, die schon wußte, was es galt, eine Selbstgerechtigkeit ausbilden, welche sogar die kalte Ordnung Charlottens verspottete und mit den Großen in Widerspruch geriet. So hatte sie einmal mit der kleinen Emilie irgend etwas versehen, irgend etwas recht Geringfügiges, und das auch nur, weil das Kind ihr nicht gehorcht hatte. Charlotte stellte Thea darüber zur Rede, die erklärte das Mißgeschick und versicherte, vielleicht härter als gebührlich, ihre Unschuld. Darauf bekam sie neue Vorwürfe, die sie kecker erwiderte im Gefühl ihres Rechtes. Zur Strafe sollte sie nichts zu essen bekommen, ehe sie die Tante nicht um Verzeihung gebeten hätte. Das würde sie gewiß nicht tun, denn sie hätte nichts begangen, wofür sie um Verzeihung bitten müßte. Gut denn, so müsse sie hungern. Gut denn, so wolle sie hungern. Sie hatte seit der Schule, seit dem Gabelfrühstück nichts gegessen. Man saß zu Mittag bei Tische, es war jetzt so eingerichtet, daß die Tanten mit den Kindern aßen, während Amersin und die beiden Herren Erath jeder für sich angerichtet bekam. Deshalb wußte Amersin selbst gar nicht viel von diesen kleinen Zwischenfällen. Aus den gleichen erzieherischen Grundsätzen hatte Charlotte veranlaßt, daß gerade heute lauter Lieblingsspeisen Theas zu Tische kamen, die aber saß still und mit geschlossenem Munde dabei, hatte Hunger, und es leckerte ihr nach den guten Din-

gen, sie hätte aber eher die eigene Zunge zerbissen, als die Bitte um Entschuldigung vorgebracht.
Agnes, die versöhnliche und milde, die in die Erziehung Charlottens nur nicht dreinsprach, wie sie sich ja auch sonst der Herrschaft der Älteren fügte, redete Thea freundlich zu: „So sprich doch das eine Wort!"
Das Kind schüttelte bloß schweigend den Kopf, die kleinen Geschwister stießen einander lachend an und genossen das Vergnügen dieses Wettstreites im Rechthaben. Charlotte knüpfte allerhand aufmunternde Lehren und verblümte Aufforderungen an Agnes, denn im Grunde war es ihr ja auch nicht recht, daß Thea über Gebühr sollte hungern müssen, weil sie fürchtete, die Kleine möchte krank werden und sie daran Schuld bekommen, aber sie wollte sich nichts vergeben. So geht es nämlich den Grundsätzen, daß sie vor noch härteren Grundsätzen erst recht eine Vermittlung brauchen. Aber Thea baute Charlotten keine goldenen Brücken, sondern hungerte still und mit einer gewissen Schadenfreude und richtete ihren Magen nach ihrem Willen ein. Und siegte über Charlotte, denn sie hungerte auch am Nachmittage, als man ihr den schönsten Milchkaffee und sogar ein verlockendes Stück mürbes Gebäck vorstellte, so daß ihr der nahe Wohlgeruch um das Näschen strich und das schöne „mürbe Paunzerl" zum Greifen nahe kam, denn die Grundsätze wollten den „Eigensinn" bestechen und verführen. Agnes redete der kleinen Verstockten freundlich zu, selbst Charlottens Strenge zog schon milde Saiten auf, nur damit die „Autorität" nicht leide. Man kam der kleinen Sünderin auf halbem Wege entgegen, sie hätte nur das Wort „Verzeihung" gnädig von den Lippen der Tante sozusagen mit einem gerührten Küßchen abzunehmen gebraucht, die es ihr schon so lange vorredete und darauf wartete, um alles, ja mehr noch zu bieten, als Thea bei der größten Bravheit und Schuldlosigkeit sonst je hätte, erreichen können. Die Fügsamkeit wäre belohnt gewesen, und das Schlimmsein hätte wegen des nachmaligen Hungerns sogar reichliche Zinsen getragen. Aber Thea lehnte in ihrer eigenen Gerechtigkeit solche Vermittlungen ab, sie wollte nichts anrühren, was ihr nicht gebührte, keine Schuld abbitten, die sie nicht begangen hatte. Die anderen Kinder sahen gespannt auf den Kampf zwischen Großen und ihresgleichen und hatten ihre Lustbarkeit dabei. Thea ließ den Kaffee, bis er

nicht mehr verlocken konnte, kalt werden und das „Paunzerl“ unberührt. Sie schüttelte wort- und tränenlos den Kopf zu allem Zureden und ging nach der Jause hungrig zu ihrer Schularbeit. Am Abend hätte sie getrost weiter gehungert, aber da schickte Charlotte Agnes als Vermittlerin, die mit Thea unter vier Augen wie mit einer Erwachsenen verhandelte und bat, sie möchte doch um des lieben Friedens und um der anderen unvernünftigen Kleinen willen sich ohne viel besondere Bitten mit der Tante aussöhnen. So durfte Charlotte einen nicht gerade großartigen Frieden schließen.
Beim Nachtmahl war alles ohne Zeremonie geordnet, von Unrecht und Bitten war nicht weiter die Rede, Thea bekam alle versäumten Eßherrlichkeiten nachgeliefert und das Gefühl des siegreichen Rechtes noch drauf.
Gleichwohl stand sie zu den Tanten in einem näheren Verhältnis als die anderen, jüngeren Kinder, denn irgendwie war sie den beiden durch ihr Alter und ihre frühe Selbständigkeit, der Mutter beraubt, gewissermaßen weiblich näher. Und die zarte, traurige Anmut von Tante Agnes, sowie die geistvolle Lebendigkeit Charlottens machten auf das Kind als die einzigen nahen Anregungen stärkerer Natur bedeutenden Eindruck. Agnes befaßte sich viel mit Thea, las ihr Gedichte und Märchen vor, sprach manches mit ihr, was Thea kaum verstehen konnte, aber um so lebhafter ahnte und empfand, namentlich wußte Agnes das Andenken der Mutter wachzuhalten, indem sie von der Verstorbenen immer wieder erzählte, wohl auch um sich selbst das liebe Bild zu vergegenwärtigen und vor dem Verblassen zu schützen, denn Agnes besaß ja jetzt nichts mehr als ihre Familie. Diese Zugehörigkeit und alle ihre bürgerlichen Gewohnheiten überhaupt wurden strenge eingehalten, kein äußerliches Zeichen versäumt, das dem Gefühl Halt gab. So trugen die Schwestern sechs Monate lang schwarze Kleider und lange schwebende Trauerschleier, und auch die Amersinschen Kinder gingen in Schwarz und trugen schwarze Schürzen, im zweiten Halbjahr graue. In diesem zweiten Halbjahre bekam Thea eine hartnäckige Augenentzündung und sollte über Anraten des alten Arztes, der zwar immer nach dem einstimmigen Urteil der Familie „Unsinn“ sagte, aber doch wohl irgendwie recht behielt und darum immer von neuem befragt wurde, eine Jodtrinkkur in Hall in Oberösterreich machen.

Agnes wollte mit Thea hinfahren und diese Zeit dazu benutzen, um über Einladung Gisas und Hermanns die Freunde in dem fernen Landhofe aufzusuchen und über diesen Umweg mit ihrem kleinen Schützling dann nach Hall zu reisen.
Bei dem engen Leben der Familie war eine solche Reise schon an sich etwas Ungewöhnliches und ein mit tausend Vorbereitungen und Vorsichten auszuführendes Unternehmen, der Umweg über den Hof der Frau Rainer, der Besuch im Hause der glücklicheren Nebenbuhlerin, des treulosen Freundes etwas vollends Unerhörtes, schier Unmögliches. Charlotte entsetzte sich über Agnes' Absicht, und auch Amersin konnte sie nicht verstehen. Für ihn war mit der schweren Enttäuschung, mit dem notwendigen Verzichte der Schwägerin ein Verhältnis natürlich abgeschlossen, dem seine Erfüllung versagt bleiben mußte. Man sollte darum das Vergangene auf sich beruhen lassen, nicht stören und aufreizen, das alte Gefühl mählich absterben, versinken lassen und mit gefaßtem Gemüt in Ehren begraben, nicht es immer wieder hervorziehen, betrachten, um und umwenden und sich dabei ein Leid sehen. Auch alle „Freundschaft", von der zwischen den Beteiligten so gerne die Rede war, sollte man nicht auf die Probe stellen und ständig betätigen, sondern in der Entfernung so lange auskühlen lassen, bis die Jahre und dazwischen tretende neue Verhältnisse sie etwa unschädlich machten, so daß man sich ihr als einer gefahrlosen, ausgebrannten Erinnerung widmen und mit Vorsicht nähern konnte. Aber mit ungeheilten Wunden geht man nicht zum Kampf, meinte er, und man langt nicht ins Feuer, denn es brennt. Anders als einen Kampf konnte er sich eine solche Begegnung in dem Hause der Nebenbuhlerin nicht vorstellen, und anders als ein freilich gewürziges Feuer auch diese Freundschaft nicht.
Agnes wies jedoch alle Gegenreden ruhig ab und ließ sich ihr Vorhaben nicht bestreiten, vielmehr setzte sie der Schwester Charlotte ihre weiblichen Gegengründe zutraulich insgeheim auseinander, während sie den Schwager mit einer kränkenden Härte zurechtwies, denn sie dankte ihm seine damalige Hilfe ebensowenig wie sein abmahnendes Wohlwollen jetzt. Sie fühlte, daß er sie nicht verstehen konnte, und maß ihm in der Ungerechtigkeit ihrer Enttäuschung irgendwie auch ein Verschulden bei, daß alles so gekommen war. Amersin schwieg

denn und schickte sein ältestes Kind mit seiner jungen Schwägerin auf die Reise.
Hermann übte in der Landstadt das Notariat nach seinem Oheim aus, der auch schon gestorben war, wohnte aber auf dem Hofe seiner Schwiegermutter, von wo er täglich ins Amt fuhr. Gisas erstes Kind hieß zu Ehren der Freundin Agnes, und diese sollte es eben jetzt sehen, würdigen und den Bund durch ihren Besuch gleichsam segnend bestätigen.
Agnes und Thea wurden wohl aufgenommen, bewirtet und stattlich beherbergt auf dem schönen Hofe, Gisa und ihre Mutter sowie Hermann bemühten sich um die lieben Gäste mit aller Herzlichkeit, Agnes sah mit der Wonne des Leidens die freundlichen, offen daliegenden Verhältnisse dieses Lebens, sie hatte freilich kaum Gelegenheit, mit Hermann zu sprechen, denn immer war die ganze Gesellschaft und das Gesinde vereinigt, auch wäre ihr eine Auseinandersetzung mit dem Freunde inmitten dieser Umgebung und ohne Wissen seiner Frau unstatthaft erschienen, wenngleich ihr Blick oft den Mann suchte, wenn er es nicht merkte. In seinen Zügen glaubte sie eine gewisse Spannung, gelegentlich sogar einen früher nicht wahrnehmbaren, wohl auch nicht vorhanden gewesenen Ausdruck von Härte und Widerstreit mit sich selbst zu erkennen, verleugnete diesen Eindruck aber sogleich als eine böse Einbildung. Hinwiederum suchten auch seine Augen gelegentlich und verstohlen die zarte, jungfräuliche Gestalt, das schmale, blasse Gesicht mit dem eigentümlichen Ausdrucke früher Vollendung und abgeschlossenen Lebens, mit seinem versonnenen Lächeln voll Verzicht, das ihn schmerzlich an seine schuldlos begangene Schuld mahnte, denn er hatte es versäumt, diesen Mund freudiger zu machen. Seine Augen folgten unwillkürlich der sanften abfallenden Linie dieser Schultern. Wenn Agnes, die oft mit gesenkten Wimpern still dasaß und, seinen unwillkürlichen Blick ahnend, mit Mühe den ihrigen aufhob, sah er betroffen weg. Wie freudig, lebhaft und laut indessen saß und stand, ging und kam Gisa, er dachte an ihr Lachen, an ihre weißen Zähne, an all ihre Frische und Fülle.
Gisa hatte ihr Kind an der Brust und ließ es unbekümmert und stolz an ihrem weißen Busen trinken, indes sie es dankbar anblickte. Das kleine Wesen lag in ihren Arm geschmiegt, wohlig versunken an ihrer Wärme, bis es sich gesättigt mit

einem leisen behaglichen Purren abwandte, das feuchte Mündchen halb offen und die schwarzen Augen, Frau Rainers und Gisas große, freie Augen, zum blauen Himmel gerichtet. Die junge Mutter wollte rasch vom Hause Windeln holen, um es hier in der Sonne, auf der Gartenbank umzulegen, denn das Kleine sollte ebenso im Freien und im Lichte gedeihen wie sie selbst, inmitten von Bienen, Obst und Stauden. Unwillkürlich schaute Gisa um sich, wem sie derweile das kleine Bündel am besten übergäbe. Und so legte sie es Agnes in den Arm. Diese faßte es angstvoll wie den zerbrechlichsten Gegenstand an und bemühte sich, es kunstgerecht zu halten wie die Mutter, die rasch ins Haus davonging. Sie sah mit einem besorgten und unwillkürlich beglückten mütterlichen Ausdruck auf das Kind, vermochte es aber, unerfahren wie sie war, doch wohl nicht richtig zu halten, oder es fühlte eben die Fremde, kurz, das kleine Wesen verzog schmerzlich den Mund und begann leise zu weinen, bis Gisa zurückkam, lachend und überlegen der betretenen Freundin die unangemessene Last abnahm und damit ganz ohne besondere Behutsamkeit, kräftig, eben so sicher umging, daß die Kleine gleich wieder beruhigt und sanft einschlummerte. So verglich Hermann unwillkürlich die Bilder der beiden und zürnte sich selbst, daß er es wieder und wieder mußte, diesmal vor den lebendigen Wesen.
Dazwischen stand seine junge Frau mit heiteren, roten Wangen, mit dem großen lachenden Munde, voll in ihrer körperlichen Fröhlichkeit, das Kind in den Armen als den Triumph und Zeugen ihres Sieges, ging neben dem zarten, vornehmen Gaste kräftig ungezwungen in ihren bäuerlichen Kleidern, üppigen, in den Hüften sich wiegenden Ganges durch die Wirtschaft, winkte ihm dabei arglos zu und ruhte sicher in ihrer Gegenwart unter den laubenden Bäumen und gackernden Hühnern und summenden Bienen, eins mit allem, was sie liebte. Nicht anders auch die Rainer Gustl, die Agnes überlegen freundlich unter ihre Fittige nahm, Thea aber lief frei und lustig wie noch nie mit drein. So vergingen zwei Tage und zwei Nächte unter dem fremden Dache. Die Nächte rauschten wunderlich in dem wandernden Wasser und den bewegten Bäumen im Winde draußen. Agnes konnte nicht schlafen. Eine große, fremde Welt ging voll Bewegung um sie her und schien sie wie eine zarte, gefesselte Beute lachend von allen Seiten zu betrachten, um- und umzu-

wenden, zu wägen und gar zu leicht zu befinden, denn vor der Frau Rainer und vor Gisa mußte sich bald einer zu gering fühlen. Welch ein selbstverständliches Wohlsein in dieser Welt, welch gutes Gewissen und behagliches Gleichgewicht! Jeder konnte sich selbst schon manches getrost erlauben und auch dem lieben Nächsten gestatten, ohne daß darum gleich alles ins Wanken kam, was auf den sicheren Säulen leiblicher Gesundheit und der Natur selbst ruhte, aber auch auf der strahlenden Säule eines starken Geistes. Der konnte nicht enttäuscht werden, weil er alles kannte. Er war den Frauen hier eigen, nicht erworben oder anerzogen, eigen wie ihre mächtigen, zur Arbeit wie zum Kampf, zur Liebe wie zur Mutterschaft gleich bereitwilligen Leiber, er machte ihre Stimmen so klar und hallend, ihre Heiterkeit so strahlend wie den blauen Sommerhimmel, ohne Spott, aber auch — Agnes gestand es sich — ohne Güte, denn die Freundlichkeit dieser Frauenzimmer war Güte aus Wissen, aus Macht, aus Überlegenheit, Güte aus Kraft und Freiheit, nicht Güte aus Liebe oder Demut und Frömmigkeit. Doch war solche Güte aus Geist und Willen nicht mehr und würdiger als alle eigentliche wahllose Güte aus Schmerz und Schwäche? Wenn man diese Güte gewissermaßen heidnischer Frauen, diese heitere, gewaltige Freundlichkeit unbekümmerter Götterwesen spürte, war sie stark wie die Luft hoher Berge, regte alle Kraft des eigenen Gemütes auf und war so voll Wildheit wie das Schlechte, Böse, Verderbliche, das gleicherweise in den Brüsten dieser Göttinnen hauste wie die Stürme im Schlauch des Windgottes und nur gefaßt und tief bezwungen war. Wehe der Welt, die es erweckte und zum Ausbruch zwang, denn diese neue Güte kam aus dem Willen und dem hohen Verstande, nicht aus der unabänderlichen Notwendigkeit einer unbewußten Natur, die selbst gütig bleiben muß unterm Schwert, am Kreuz und gegenüber dem Bösen und Gemeinen. So mußte Agnes die hohe Freundlichkeit der beiden Frauen zwar Güte nennen, aber als mehr und weniger als Güte ansehen.
Agnes hatte kein Wort für diese Größe des Gemüts, die sie ahnte und mehr als überlegenen Geist, denn als gleichatmendes Herz empfand, obgleich auch diese Freundlichkeit ebenso aus der vollen Natur und selbstverständlich handelte wie jene andere, demütige notwendige Güte, die Agnes meinte. Es war eine neue Eigenschaft neuer Menschen, die über ihre Begriffe

ging, wie ja auch die hohen Gestalten der beiden Frauen das Maß von Agnes überschritten. An Hermann dachte sie in diesen Nächten mit einem leisen Mitgefühl, vor dem ihr graute. Warum neidete sie ihm sein Glück bei Gisa nicht? Warum zweifelte sie daran? Irgendwie schien er ihr in dieser Welt fremd wie sie selbst, trotzdem er hier lebte und ganz in ihr aufgegangen war. Es fielen ihr die alten Märchen ein von den Göttinnen, die Sterbliche zu Gatten gewählt hatten und, selbst nicht alternd, den Gemahl allmählich in Greisentum und Schwäche versinken sehen mußten, weil ihm die ewige Jugend versagt und er ihnen darum nicht gewachsen war. Dann schämte sie sich dieser Gedanken und vertrieb sie, um sich wieder der eigentümlichen suchenden Blicke Hermanns zu entsinnen. Sie spürte diese Blicke noch jetzt in der Nacht und Dunkelheit wie Stiche in ihr Herz. Nein, ihr eigenes Gefühl, es war doch ruhig, sie stand vor diesem großen fremden Leben wie vor einem vollkommenen Bilde, an den dargestellten Menschen hatte sie keinen Anteil mehr. Woran hatte sie überhaupt noch Anteil? Und wenn sie die höhere geistige Güte dieser Frauen hier bedachte und bedenklich fühlte, wie arm war sie, die überhaupt nicht gütig sein konnte, die keinen Menschen hatte, für den sie sich hätte opfern mögen, keine Liebe, weder zu Mann noch Weib, weder zu Tier noch zu Pflanze, geschweige denn zu sich selbst, und gar keine Demut der Unterwerfung. Sie lag einsam und kühl, buchstäblich kühl bis ans Herz, aber mit heißem, fieberndem Kopfe in der rauschenden Einsamkeit dieser Nächte. Neben ihr atmete in die flaumigen Federbetten versunken die schlafende Thea sanft und gleichmäßig. Agnes versuchte, sich einzureden, daß sie für dieses Kind wie eine Mutter sorge, und dachte voll Bitterkeit, wie Gisas Kind in ihren ungeschickten Armen geweint hatte. In diesen beiden Tagen und Nächten erst glaubte sie alles verloren zu haben.
Dann fuhr sie mit ihrem Schützling nach Hall.

16.

Zum ersten Male war die kleine Thea in der Fremde, von der Mutter für immer, aber auch vom Vater fern, mit dem sie ein ihr selbst noch unbewußtes stetiges Gefühl verband, wenn er ihr auch scheinbar nicht so nahe war wie ehedem die Mutter und die Tante. Aber das eine spürte sie doch, daß er sich

wenigstens im Herzen um sie kümmerte, das bezeugten seine Fragen, wenn er abends nach Hause kam, hier und da ein Blick, seine Strenge oder ein Scherzwort, denn er war eigentlich ein heiterer, gütiger Mann. Und nun fehlte ihr das alles, die tägliche Ordnung in Wien bot doch ihre Abwechslung und gelegentliche Freiheit, denn sie ging in die Schule, kam unter Kinder, fand ihre Geschwister um sich, wenn sie auch mit ihnen nicht viel anfangen konnte, sie las, sie hatte den Garten an ihrem Hause, die Straßen der Stadt, hier aber war die langweilige ländliche Öde des kurmäßigen Nichtstuns, von einer Mahlzeit zur andern schleppte sich die sommerliche Langeweile hin, deren Vorteile für Seele und Körper das lebhafte Kind wohl noch nicht würdigte.
Tante Agnes machte mit ihr lange Spaziergänge durch die schönen Wälder des Ortes, und sie mußte sorgfältig angezogen in ihrem grauen Halbtrauerkleidchen mit schottischen Strümpfen und einem schwarzen Strohhütchen auf dem Kopfe langsam, das braune Haar offen bis zu den Hüften fallend, in guter Haltung, die ihr immer wieder eingeschärft wurde, neben der Tante gehen. Fortlaufen und Springen war nicht erlaubt, sie hätte sich erhitzen und dann erkälten können, auch schienen übermäßige Bewegung und Fröhlichkeit nicht zu dieser Trauerzeit passend, und was das schlimmste war, es gab bei diesen Spaziergängen einen Himbeerschlag nach dem andern voller Beeren, die dem Vorübergehenden schier ins Gesicht schlugen, aber sie durfte keine pflücken, denn während der Trinkkur war ihr der Genuß von rohem Obst untersagt.
So drückten Zeit und Verbote schwer auf dieses kleine Herz, und wenn Thea in dem kahlen weißen Hotelzimmerchen in ihrem übergroßen Bette lag, begann sie Abend für Abend unwillkürlich zu weinen und zu schluchzen. Sie wußte, daß sie Tante Agnes damit aufwecken konnte, trotzdem gab sie sich gar keine Mühe, ihre Klage zu unterdrücken, vielmehr wollte sie eigentlich die große Tante just damit stören, denn sie begehrte nach Trost, daß man sich um sie kümmere, daß irgend jemand ihr nahe sei, wie einst die Mutter, zu der sie abends ins Bett gegangen war, um bei ihr zu plaudern und vor dem Einschlafen noch etwas Liebe nach der vielen Liebe aller Tage draufzubekommen. Sie wußte, auch Tante Agnes habe sie lieb, aber so anders, als sie es meinte und wollte. Es hätte ihr frei-

lich wohlgetan, wenn Agnes sie auf die Knie genommen und geherzt und ausgefragt und beschwichtigt hätte, sehr wohl, wenn sie an ihrer Brust hätte einschlafen dürfen, aber vielleicht hätte es ihr auch genügt, mit der schönen feinen Tante nur noch sprechen zu dürfen, diese sanfte ruhige Stimme zu hören und unter gleichmäßigen, tröstenden Worten in den gleichmäßigen tröstenden Schlummer zu versinken. Aber Tante Agnes lag still und streng in dem Bette gegenüber und schlief. Oder tat sie nur so? Erwachsene liegen doch länger wach als Kinder. Sie mußte das Weinen Theas und diese schluchzende, ratlose Klage doch vernehmen, die jeden Abend anfing, sowie das Licht gelöscht war, und unbekümmert stöhnend, dann langsam sich beruhigend erst später in das tiefe Atmen des Vergessens überging. Aber sie gab wohl vor, Thea nicht zu hören, sei es aus einer rechten Verlegenheit, weil sie nicht wußte, womit sie das arme Kind trösten konnte, sei es aus einer Verwandtschaft des Leidens, die selbstsüchtig die eigenen Gründe und Quellen der Tränen verschloß, die wissender, leidenschaftlicher und ratloser geflossen und laut geworden wären, wenn sie sich dem Kinde zu erkennen gegeben hätte. Alle Scham und Strenge hielten sie zurück, und so brachte sie es über sich, mit offenen Augen vor diesem nächsten Kummer dazuliegen und ruhig zu atmen als wie im gerechten, unwissenden Schlafe, und selbst den Seufzer zu unterdrücken, der ihren Schmerz zu dem des Kindes hätte hinübertragen können in das wohlbekannte, gemeine Weh des wachenden, wissenden Lebens.

An einem Morgen saß sie mit Thea im Kurhause beim Frühstück, als ihr der Kellner eine Karte überreichte auf der mit wohlbekannten Schriftzügen geschrieben stand: Doktor Klee. Agnes errötete tief und sagte, rasch gefaßt, sie lasse bitten. Thea las die Karte, da trat auch schon der Angekündigte hinzu: Hermann, im Reisegewand, und begrüßte die beiden, als sei sein Erscheinen und unter diesem Namen selbstverständlich. Agnes erhob sich: „Komm, Thea, wir gehen mit Onkel Doktor spazieren. Du darfst vorausgehen, aber laufe nicht, sondern bleibe schön ruhig und erhitze dich nicht, kleiner Wildfang."

Das ließ sich Thea nicht zweimal sagen, sondern sprang wie erlöst davon, nachdem sie dem Gaste nur flüchtig die Hand gegeben.

Dies eine Mal befreit, fühlte sie sich gleich froh. Vorsichtshalber sah sie sich freilich zuweilen nach Tante Agnes um. Die ging langsam, ins Gespräch vertieft, neben dem sogenannten Doktor Klee und kümmerte sich nicht weiter um Thea. Wenn diese ihre erfreuliche Freiheit also bestätigt und für eine Weile erstreckt sah, lief sie um so rascher mit hohen Sprüngen weiter, der Wald begann gleich zu sprechen, es gab allenthalben wunderliche Pilze, Spechte klopften die Bäume ab, Sonnenstrahlen flitzten munter über graue Stämme, Kröten hüpften träge wie unversehene Erdgeister neben ihrem Fuß, dann kam der Himbeerschlag.
Sie blickte wieder zurück. Tante Agnes saß neben dem Doktor auf einer Bank und sprach so eifrig mit ihm, daß sie wohl nicht darauf achtete, ob Thea einmal Himbeeren äße. So aß Thea denn volle zwei Stunden lang Himbeeren in der vollen Sonne, glühend, den lästigen Strohhut abgeworfen, das graue Kleid, die feinen Strümpfe von Dornen zerrissen, von Kletten besteckt, vom Kauern zerdrückt, von Erde beschmutzt, aß und aß Himbeeren, süße, berauschende, gar nicht sättigende Himbeeren, die ihr, wie viele sie auch pflückte, immer neu unter die feuchten, klebrigen Finger und in die Lippen wuchsen.
Tante Agnes aber saß neben ihrem Gaste und sprach zwei lange Stunden lang unter der gleichen Sonne, und las Worte von den fremden Lippen oder Blicke aus den fremden Augen, und genoß die reizende Bitterkeit dieser ihrer Lese: fremde Freundschaft, wie Thea die verbotenen Himbeeren.
Endlich rief sie das Kind, selbst glühend von Sommerhitze und Erregung, aber heiteren Angesichts, und schien gar nicht zu bemerken, wie zerrissen und wild die kleine Schutzbefohlene aussah, und daß sie so unmenschlich viel verbotene Frucht genossen hatte.
Noch am selben Tage reiste der vorgebliche Doktor Klee wieder ab.
An diesem Abend weinte Thea nicht, sondern fiel halb ausgezogen, ungewaschen und ohne daß Agnes auf dem Zähneputzen bestand, sogleich in ihren satten, gerechten Kinderschlaf, und Agnes, welche die ganze Nacht wach lag, hätte ihren Tränen freien Lauf lassen können und nicht wie eine Gebundene auf dem Rücken liegen müssen, damit keine einzige Bewegung ihres Körpers die ihres Herzens verrate, das ihr bis zum

Halse hinauf schlug, so daß sie fürchtete, das Kind müsse es hören.
Nach vierzehn Tagen war Theas Kur vollendet, und sie kehrte noch im August mit Agnes nach Wien zurück, gebräunt, um ein gutes Stück gewachsen und verständiger geworden, wie alle Großen versicherten, wenn auch ihre jüngeren Geschwister davon nichts zu bemerken schienen, die sie nach wie vor mißachteten und umtobten.
Um diese Zeit wohnte Frau Elisabeth Frantzl mit Corona und Albrecht in einem der nahen Sommerfrischorte an der Westbahn, wohin ihr Mann jeden Abend nach Geschäftsschluß hinausfahren und wo er wenigstens den Sonntag zubringen konnte. Sie hatten ein kleines Häuschen gemietet, das hart am Walde lag. Sie konnte von der Türe unter die einsamen Fichten treten, deren Atem ihnen ins offene Fenster wehte. Die beiden Kinder entwickelten sich erfreulich anzuschauen, aber mit frühem Ernst, denn die beständigen Mißhelligkeiten der Eltern, die sie früh wahrnahmen und verstanden, zwischen denen sie bekümmert vermittelten und umhergehen mußten, als sei so alles recht und selbstverständlich, machten die beiden guten und verträglichen Kleinen allzufrüh verschlossen und ängstlich, war es doch nicht anders, als wenn Corona und Albrecht stündlich nach dem Wetter auslugen müßten, das über dem Ehehimmel der Eltern stand, ohne doch das Gewitter verhindern zu können, das etwa aufzog, wenn der Vater irgendetwas tat oder sagte, was die Mutter schlecht aufnahm, oder wenn diese gereizt und mißvergnügt sich von ihm abwandte.
Coronas sanfte, eigentlich heitere Natur war von der Liebe zu den Eltern so ganz gefesselt, daß sie auch mit diesen unaufhörlichen Zwistigkeiten, die zwar immer rasch vergingen, aber ebenso schnell auch wieder ausbrachen, durchaus befaßt blieb und gleichsam nur in den Zwischenzeiten sich selbst gehörte. Dann konnte sie vergnügt bescheiden zwitschern, singen und springen wie eine Meise. Hingegen hatte Albrecht etwas Schwerblütiges, Versonnenes, dabei Zartes und Demütiges, das selbst die notwendige Gemeinschaft des Hauses still und entschieden beiseite zu setzen und in seiner eigenen Welt zu leben schien, von der die anderen wenig wußten, weil er auch gar nicht das Bedürfnis der Mitteilung hatte. Er saß, jetzt neunjährig, am liebsten über einem sauberen Blatte Papier und

zeichnete, die Umrisse und Flächen gelegentlich mit Wasserfarben ausfüllend. In der Stadtwohnung wies man ihn immer mit dem vielen Papier und den Stiften, mit den Farben, Pinseln und Näpfchen aus den sauberen Zimmern, denn Elisabeth haßte jede Unordnung. So war er bald gewöhnt, sich eine Ecke in dem nicht sehr lichten Vorzimmer herzurichten, wo er Blatt um Blatt mit Figuren bedeckte und dies und jenes gelungene Bildchen zu einem Namens- oder Geburtstage der Mutter, des Vaters fertigstellte, das zwar gern begrüßt und gelobt wurde, wovon man aber nicht weiter Aufhebens machte, als von einem Knabenspielwerk.

Hier auf dem Lande konnte er sich im Walde nach Belieben ausbreiten und still vergnügen.

Elisabeth war schon am Morgen mit den beiden Kindern draußen und saß an einem grob gezimmerten Tischchen auf einer Bank mit einer Handarbeit beschäftigt, Corona strickte an einem endlosen Schulstrumpfe, man sah von diesem Platze über ein freundliches, von kleinen Landhäusern, als von lichten Flecken übersätes grünes Tal. Unten zog gelegentlich mit fernem Brausen und Pfeifen ein Eisenbahnzug wie eine schnelle Raupe vorüber, während seine Rauchwolke schwarz aufstieg, um sich bald in das wohlige blaue Nichts aufzulösen. Elisabeth genoß so recht die belebte Stille der Stunde, sie las einen Brief des Vaters, der heuer, wie manches Jahr eine kleine Ferienreise nach Schwaben unternommen hatte, um ländliche Sommertage bei seinen Verwandten in der Heimat zu verbringen, wohin es ihn trotz aller Wiener Bürgerschaft und städtischen Eingelebtheit immer wieder zog. Er schrieb von den Feldern und wie es mit der voraussichtlichen Ernte stand. Das Obst war gut geraten und beschwerte die vollen Bäume, so daß man jeden fünffach stützen mußte. Es gab gute Aale dort, die seine Nichte in Speichingen aus dem Kalter nahm, wann immer man Lust hatte, und sogleich am Feuer briet. Von den eigenen und von den Angelegenheiten seiner Kinder schrieb er nichts, denn er wollte sich draußen wohl von allem Gewohnten erholen und an dem Altvermißten ergötzen. Vermutlich unterhielten ihn sogar die Sorgen seiner Bauernanverwandten draußen, während er die eigenen in der Stadt, geschweige denn die der Kinder bis zum Überdruß kannte und nicht weiter berühren mochte. Wozu auch von Sachen reden, die ohnehin jeder wußte?

Elisabeth, die Schiller liebte und immer wieder las — es war die Zeit noch, wo jeder Deutsche nach einem schönen Worte bei diesem Dichter in die Kirche ging —, besann sich gleich dem Bibelfesten, dem je und je ein kerniges oder rätselvolles, tief dunkles oder sonnenüberglänztes Sturm- oder Friedenswort der heiligen Schrift einfällt, unwillkürlich auf folgende Verse:

„Auf einer Insel in des Äthers Höhn
Hab' ich gelebt in diesen letzten Tagen,
Sie hat sich auf die Erd' herabgelassen,
Und diese Brücke, die zum alten Leben
Zurück mich bringt, trennt mich von meinem Himmel."

Gerade die eigentümliche hohe, von unstillbarer Sehnsucht bis zum Überfließen gefüllte, dennoch gehaltene Schwermut des bürgerlichsten deutschen Dichters, der inmitten tragischer Gestalten und Schicksale immer das sanfte, zärtliche, menschlich Einfache begehrt und gleichsam den blühenden Wiesenweg sucht, der vom Abgrunde in eine Stille wegführt, wo das Erhabene sich selbst vergessen und sein notwendiges Verhängnis von Freiheit und Untergang hinausschieben möchte, als könnte der Sturz unaufhörlicher Gewalten einen ewigen Augenblick hinzögern, diese tief begreifliche, doch bürgerliche Angst vor dem heraufbeschworenen Ungemeinen schien Elisabeth so ganz aus dem eigenen Herzen gesprochen, als wüßte dieser göttliche Mensch ihre ungesagte Not, ihr ungelebtes Leben, und als läse sie aus seinen Szenen, was sie selbst hätte darstellen und sein mögen, wäre sie nicht arm und abhängig und so einsam und gering gewesen, wie sie eben sein mußte.
Aus diesen Gedanken erweckte sie plötzlich die Stimme Albrechts, der von seinem Zeichenblatte, den Pinsel in der Hand, aufsah und wie auf eine von der Luft eingeflüsterte Kunde antwortend, mit klarer, sachlicher Stimme sagte:
„Mutter, Tante Agnes ist gestorben."
Entsetzt verwies ihm Elisabeth solche ungeheuerliche Worte und unterdrückte ihre Angst über die merkwürdige Gewißheit des Knaben, der, gleich verstummt, ernsthaft weiterzumalen fortfuhr.
Am Abend kam ihr Mann blaß und verstört zur Tür herein. Er brauchte nichts erst zu sagen. Sie schrie auf: „Agnes!" Da bestätigte er die Nachricht. Sie war nur zwei Tage lang krank gewesen, Charlotte hatte sie gepflegt und nicht einmal

Zeit gehabt, jemand zu benachrichtigen, geschweige denn selbst zu glauben, daß es so rasch aus sein könne.
Agnes lag in ihrem Mädchenzimmer aufgebahrt, in der Mitte des Raumes, aus dem man alle Möbel weggenommen hatte bis auf ein paar Stühle an den Wänden. Sie lag unter Blumen und Kränzen, die Fenster waren geschlossen, die Rouleaux herabgelassen, zu Häupten des Bettes brannten die Kerzen in den Leuchtern, der Wachsgeruch schwelte mit den starken Düften der Kirchenlilien und vielen roten und weißen Rosen zusammen, deren schwere Fülle vom Boden bis zu dem weißen Lager gehäuft war, auf dem die junge Tote lag wie das Dornröschen — so schien es Thea.
Agnes lag in einem weißen Seidenkleid da, die weißen Hände über der Brust gefaltet, ein kleines Goldkreuz, das sie bei Lebzeiten immer getragen hatte, an einem dünnen Kettchen um den Hals, mit rosigen Wangen, die Lider mit den schweren, dichten Wimpern gesenkt wie im Schlafe, um den Mund einen eigentümlichen, nicht gelösten Zug, als verlangte ihn zu trinken, die Lippen, rot und leuchtend, waren halb geöffnet, man sah die weißen Zähne hervorschimmern. Das volle braune, kupfrig leuchtende Haar war aufgelöst, umgab die klare Stirn und breitete sich gleich einem seidigen Flor unter dem runden Kopfe und über das weiße Kissen und über ihre Schultern aus. So lag sie da nach einer unsagbaren Qual zweier Krankheitstage. Sie hatte unstillbaren Durst gehabt, der Arzt jeden Trunk verboten und Charlotte nicht gewagt, ihr Wasser zu geben. Mit Morphium hatte man sie über den Schmerz ins Hindämmern zu bringen gesucht, bis sie dem rätselhaften Ansturm des unbekannten Leidens am Vormittage des dritten Tages erlegen war, zur Stunde, als Albrecht ihren Tod verkündet hatte.
In der Ecke des Zimmers saß ein stummer Mann, das Haupt in den beiden Händen tief herabgeneigt, und überdachte dieses ungelebte Leben, das hier entseelt und märchenhaft vor ihm lag, und das er versäumt, wie es ihn versäumt, das er erweckt und nicht erfüllt, das ihm bestimmt war und das er nicht erreicht hatte, indes er ein Fremdling war in jenem glückhaften Lande, das seine Flucht gesegnet und „ihm große und feine Stätte gegeben hatte, die er nicht gebauet, und Häuser, alles Guts voll, die er nicht gefüllet, und ausgehauene Brunnen, die er nicht ausgehauen, und Weinberge und Ölberge, die er nicht

gepflegt, daß er esse und satt werde". Dieses jungfräuliche Land aber hatte er gesehen, geahnt und verlassen. Eine tiefe Scheu hielt ihn ab, auch nur die Hand der Toten zu berühren, selbst sie so lange und zum letzten Male anzusehen, denn es war ihm, als könnte und müßte sie noch einmal die schweren Lider erheben und ihn fragend, vorwurfsvoll ansehen, und als verlangten diese halb offenen Lippen nach einem Trunke, den niemand mehr bieten konnte.

Charlotte kam je und je in das Zimmer und schluchzte tief, wenn sie vor der Toten niederkniete, ein kurzes Gebet verrichtete und sich rasch wieder erhob, weil alle Sorgen dieser Tage auf ihr allein ruhten, denn niemand war im Hause, der ihr helfen konnte. Der gebeugte Fremde aber saß unverwandt in seiner Ecke, das Haupt in den Händen.

Manche Bekannte des Hauses kamen, betrachteten mit flüsternder Teilnahme die wunderschöne Tote, legten Blumen zu den Blumen, Worte zu den Worten, sahen den Fremden und gingen wieder.

Unter ihnen ein hoher, bleicher Mensch mit sanften braunen Augen voll Tränen, der blieb vor dem Lager stehen, die Hände ineinandergeschlungen und betrachtete Agnes so lange, so inständig, wie er sie zu Lebzeiten nie hatte ansehen können. Er war seit Jahren schon nicht mehr ins Haus gekommen, seit seinem geschäftlichen Untergange damals, sei es, daß er sich selbst ferngehalten hatte, sei es auf ein, wenn auch unausgesprochenes Verbot seines Onkels.

Der Sitzende sah unwillkürlich auf und entdeckte die entfernte Familienähnlichkeit des Mannes mit Agnes, die ähnlich geformte, kühne, schmale Nase, den Zug der Lippen.

Der Stehende bemerkte den in der Ecke Gebeugten, beide maßen einander still, doch nicht gleichgültig oder feindlich, denn dieses schöne, nun ganz entrückte Wesen auf seinem weißen Lager über den vielen Blumen verband sie.

Endlich grüßte der Stehende den Gebeugten, und dieser dankte mit einem kurzen Neigen des Hauptes, und Wilhelm Alter überließ die teure Tote dem Fremden.

Man bestattete Agnes in einer Familiengruft auf dem Mödlinger Friedhofe, die August Erath schon vor einem Jahre aus Anlaß des Todes der Antonie Amersin hatte erbauen lassen.

Zweites Buch

1.

Im Gartenhäuschen saß der gewesene Fuchsmajor und verspätete Doktor Amberg vor dem Flügel, das „Meistersingervorspiel“ auf dem Pulte aufgeschlagen. Charlotte, die ihm verzückt zugehört hatte — das höchste Musikverständnis ergibt sich immer aus der Verliebtheit —, trat hinter ihn, umfaßte ihn, zog seinen Strubelkopf hintenüber an sich und küßte ihn auf die Stirne, die Augen, den Mund, recht mannigfaltig und genau. Amberg ließ es sich mit einem behaglichen Murren ohne besondere Leidenschaft gefallen, da sagte sie: „Nun, Liebster, ich bin toll und du bist vernünftig, vordem war es umgekehrt.“ Amberg lächelte. Wie liebte sie diese Teufelei an seinem Munde, überhaupt dies sinnfällige, mannigfache Spiel von Zügen, die wie auf dem offenen Schauplatz der menschlichen Leidenschaften und Gedanken über dieses gescheite Gesicht hingingen, einander bestätigten oder widersprachen und kamen und flüchteten. Nie waren diese grauen Augen gleichgültig, immer voll Geist, ob sie nun in gelegentlichen spöttischen Blicken aufblitzten, sich nachdenklich vor der Welt gleichsam sehend verschlossen, oder ob sie beim Sprechen in munterem Feuer von Einfällen glänzten. Sie gestand sich gern ein, daß sie gerade Ambergs Fehler als eben so viele Vorzüge liebte, seine Bosheit, die mit Spott über die Menschen kam und alle Schwächen ausfindig machte, seinen durchdringenden Verstand, der unklare Gefühle bei sich wie bei anderen austrieb, sogar seine unleugbare Selbstsucht — denn die konnte sie zu allererst merken und spüren —, die alles und jedes sogleich abschätzte, ob und wie er es für den eigenen Nutzen und Gebrauch verwenden könne. Kam seiner Bedeutung solche Selbstsucht nicht zu, war sie nicht gerecht?

„Nun, du sagst nichts dazu, daß ich toll bin? Das war nicht immer so, mein Lieber, und wird auch nicht immer so sein. Aber dann will ich ruhig bleiben und dich toll sehen.“

„Warten wir's ab, zahme Katze,“ sagte Amberg und zog, sich

mit einem Schwung wieder zurechtrückend, Charlotte mit, so daß sie neben ihn zu stehen kam.
„Wie denkst du vom Heiraten? Ich meine, wir könnten einmal darüber reden, wenigstens zur Unterhaltung.“ Sie lächelte unsicher, weil es ihr einige Mühe verursachte, selbst vom Heiraten anzufangen, denn es stand von Rechts wegen ihm zu, davon zu sprechen. Er aber hatte schon lange nichts davon gesagt, nicht einmal die entfernteste Anspielung, die man auch nur mit sanfter Gewalt hätte deuten können, als denke er daran.
„Je nun, kommt Zeit, kommt Rat,“ man hatte doch immer ein Sprichwort, um eine Sache zu umgehen.
„Nein, mein Lieber, kommt Zeit, geht Rat.“ Man wurde verteufelt geistreich, wenn man ihn überreden wollte.
„Keine Angst. Wir werden uns schon Rat wissen.“
„Du meinst, ich bliebe dir schon auf alle Fälle?“ Sie runzelte dabei die Stirn und sah ihn scharf an, sie zeigte ihm die Krallen ihrer Blicke.
„Ich will nichts gesagt haben, aber wenn es dir bisher nicht geeilt hat, braucht es auch mich nicht zu brennen. Haben wir es nicht ohnedies ganz hübsch?“
„Und alle Heimlichkeit, die dich bisher so gestört hat? Die Leute?“
„Ach was, die Leute! Wir sind doch nicht mehr so jung, daß wir uns vor ihnen fürchten müßten. Wenn man sich einmal darauf eingerichtet hat, die Leute finden sich schon mit unseren Gewohnheiten ab. Du hast mich nach deinem Wunsch gezogen, jetzt paßt mir unsere Lage durchaus. Weshalb sollten wir uns eigentlich noch binden? Schließlich ist die Ehe doch nur eine Unbequemlichkeit. Für uns ist sie nicht notwendig, weshalb sollten wir sie uns auferlegen?“
„Wir könnten doch ungestörter leben, einander ganz und ruhig haben, nicht immer so in Raub und Angst.“ Sie schaute ihn wieder zärtlich und verliebt an.
„Ach, dieses Ungefähr, im Raub und auf der Lauer, finde ich eigentlich ganz hübsch. Die Gelegenheit, die Diebe und Liebe macht, kommt mir doch gelegen! Erlaubte Ordnung macht aus uns natürlichen Räubern ärgerliche und bequeme Gewohnheitstiere. Wir wollen unsere scharfen Augen und hungrig weißen Zähne behalten und uns erlauben, was wir erjagen. Haben wir uns ans Stehlen gewöhnen müssen, so soll uns das Stehlen

besser freuen, als was wir uns ehrbar beim Pfaffen oder sonstwo kaufen können."
„Vor Tische las man's anders," zitierte Charlotte mit einem verdächtigen Zucken um die Lippen und dachte an Nestroys unglücklichen Sergeanten, der sich von seinem Gefangenen auf die Szene ziehen läßt: „Herr Scheneral, ich hab' einen Gefangenen gemacht, aber er läßt mich nicht los." In dieser Lage befand sie sich.
Amberg lachte, dann zog eine Wolke über sein Gesicht, dessen Schrammen zu erglühen begannen, die Augen blitzten Charlotte mit jenem unheimlich kühnen Spott an, den sie wie einen süßen Schmerz fürchtete und zugleich begehrte. Sie sah ihn voll an und zwang ihn so, zu sprechen: „Ich will dir nur aufrichtig gestehen, ich scheue vor der Ehe, ich bin jung und habe Ehrgeiz, ich will vorwärts kommen, dazu brauche ich entweder volle Freiheit, um alle Beziehungen aufzusuchen und zu gewinnen, ohne die nun einmal auch der Fähigste nicht zur Macht gelangt, oder großen Reichtum, denn der eröffnet und enthält alle Beziehungen. In mittelmäßigen bürgerlichen Verhältnissen würde ich mittelmäßig und klein bleiben, und das wäre schade. Ich brauche Freiheit."
„Für andere Frauen?" fragte Charlotte und dabei zuckte es wieder verdächtig um ihren Mund, was Amberg billig ergötzte, der dem Schauspiel ihrer Mienen folgte wie sie den seinigen.
„Auch für die anderen Frauen brauche ich meine Freiheit, wenn du willst, aber nicht um der Frauen willen — wenigstens vorläufig nicht —, sondern weil auch sie die Werkzeuge des Mannes sind, die lebendigen und hübsch gedrehten Schlüssel zu allen Kisten und Kasten der Macht."
„Also Reichtum oder Freiheit brauchst du?"
„Reichtum, denn der enthält und verbürgt ohnedies alle Freiheit."
„Nun, du Streber, ich bin doch nicht gerade arm?"
„Du, Katze, arm? Nein, arm bist du nicht, aber doch auch nicht reich, nicht so reich, wie ich es brauche."
„Ich glaube, du unterschätzest uns. Wir leben freilich sehr bescheiden, aber du könntest in dieser Beziehung beruhigt sein, Idealist."
„Ich sehe nicht ein, warum ein Verstand, der nach Macht begehrt, um mit ihr Bedeutendes anzufangen, nicht ebenso ideal

wäre wie ein Schwärmer, der alles Schöne nur vor den Auslagefenstern anstarrt. Was aber den Reichtum betrifft, so beruhige ich mich nicht leicht. Wenn ich keine sechsstelligen Zahlen zu meiner Verfügung weiß, bin ich nicht gesonnen, mich zu ergeben."

„Da ist doch unser großes Geschäft," sagte sie nachdenklich, und ihre Stimme klang demütig.

„Je größer der Umsatz, desto unbeweglicher steckt alles Geld darin," antwortete Amberg.

„Mein Vater hat Vermögen genug außerhalb."

„Das Geschäft und das Haus und Vermögen aber teilen sich doch auf drei Geschwister und noch auf die vier Kinder Antoniens. Hast du schon einmal ausgerechnet, daß ein Viertel eines großen Vermögens nur mehr ein kleines ausmacht?"

„Nein, denn ich habe immer geglaubt, ich könnte mit meinem Teile ganz anständig auskommen."

„Du schon bei deiner Knickerei und für dich allein. Aber für eine Heirat, Liebe? Für mich? Ich brauche immer mehr, als ich haben könnte."

„So machst du wirklich das Geld zur Bedingung für uns?" Jetzt wurde sie wieder pathetisch, wie immer, wenn der Verstand und die Wirklichkeit nicht ausreichten, um einen Herzenswunsch zu rechtfertigen.

„Nein, du weißt, ich habe dich gern und behalte dich gern wie bisher, Charlotte, nur zuschwören mag ich mich nicht und nicht binden. Einer anderen hätte ich es kaum so ohne Umschweife gesagt, aber du bist gescheit genug, zu erkennen, daß ich recht habe. Gelt, Katze?" Damit packte er sie um die Taille und hob sie mit einem Schwunge auf seine Knie, sie widerstrebte erst, ließ sich aber, als er sie küßte, die Liebkosung doch gefallen und lächelte bittersüß, indem in ihren grünlichen Augen sowohl die Genäschigkeit der Leidenschaft als deren böser Trieb aufleuchtete.

Sie ließ sich lange küssen, aber sie konnte dabei immerhin ruhig überlegen, das war der Fortschritt in ihrer alten Verliebtheit, daß sie dabei längst schon scharfsichtig und nicht mehr blind war wie im Anfang. Sie tat zwar, als wüßte und wollte sie nichts mehr und sei ganz mit dem Augenblick beschäftigt und zufrieden, dann machte sie sich aber mit einem Male von ihm los und stemmte ihre Arme gegen seine Schultern.

„Wenn ich aber dieses Geschäft und Haus und Vermögen allein in meine Hand bekäme, was sagtest du dann?"
„Das ist eine müßige Frage, weil es doch nicht sein wird."
„Aber wenn?"
„Nun, das müßte ich mir dann erst überlegen," lenkte er ab und suchte sie wieder an sich zu ziehen. Sie bog ihm aus: „Du versprichst gar nichts und schwörst gar nichts!"
„Weil ich nicht eines Tages auch nur durch ein Wort gebunden sein will."
„Vor zwei Jahren hättest du jedes Wort geschworen."
„Um so besser, daß ich es nicht brauchte."
„Du Schurke," lachte sie gezwungen.
„Meinetwegen. Möchtest du mich, wenn ich dumm wäre?"
„Nun, du müßtest nicht gerade dumm, aber du könntest immerhin etwas edler sein."
Charlotte wollte sich ihren Wunsch nicht so leicht ausreden lassen: „Da du aber einmal kein Schwärmer bist, sondern ein Streber —"
„Beides kommt unter Umständen auf eins heraus."
„Wenn ich alles allein bekäme!"
„Das ist nicht leicht möglich, solange deine Geschwister und Geschwisterkinder leben. Dein Vater könnte sie nur —"
„Enterben" ergänzte Charlotte ruhig. Amberg ging auf ihre Äußerung sachlich ein, indem er sich ernsthaft zurechtrichtete.
„Nun, enterben wohl nicht, aber auf den Pflichtteil setzen, dann fiele dir noch von jedem Erben dreiViertel dessen zu, was er sonst bekäme, wenn das Vermögen nach dem Gesetz ohne besonderes Testament aufgeteilt würde."
Charlotte lachte: „Das gäbe mehr, als du glaubst."
„Aber es ist auch schwerer, als du glaubst," sagte Amberg, „denn dein Vater hat wohl gar keinen Grund, seine anderen Kinder zu enterben, vielmehr hat er sich noch deinen Schwager ins Geschäft gesetzt, der es doch früher oder später ganz in die Hand bekommen wird."
„Nein, nie." Sie warf den Kopf zurück, so daß sich ihre Büste in der anschließenden Seidenbluse spannte, als ränge sie mit diesem verhaßten Gegner.
„Wie willst du das hindern? Solange Amersin in der Firma und der Einzige ist, der von euch allen das Geschäft versteht,

bleibt er der Herr eures Vermögens, und ihr alle seid eigentlich auf seinen guten Willen angewiesen."
„Das hab' ich ja immer gefürchtet? Aber er oder ich! Solange ich hier bin, wird er nicht der Herr. Was ist's eigentlich mit dem Pflichtteil!"
Darauf folgte eine längere juristische Unterhaltung über Fragen und Folgen des Erbrechtes, auf die Amberg aus voller Sachkenntnis und mit einer gewissen Lust an dem Gegenstande selbst einging, von dem Gedanken unheimlich angezogen, durch das bloße Wissen und Unterweisen einen anderen Menschen so zu führen, daß er mit allem Recht ein Unrecht verüben konnte. Denn das ist die teuflische Kraft des „Rechtes", daß es gerade dem Unrecht noch den Vorsprung eines guten Gewissens verschaffen kann.
Charlotte führte nach Agnes' Tode das Hauswesen der Amersinschen Kinder und ihre Erziehung vorerst allein. Amersin selbst nahm an seinem Hause jetzt unwillkürlich mehr Anteil als früher.
Charlotte glaubte einigen Grund zu haben, diese Annäherung des Schwagers auf ihre Person zu beziehen, denn sie bemerkte eine gewisse Zärtlichkeit Amersins, wenn er mit ihr sprach, ihr half oder zusah, spürte mit dem Scharfsinn der Erfahrung auch seine körperliche Zuneigung, die ihr verhaßt war. Er suchte ihre Nähe, er suchte ihre Hände, er schlug ihr kameradschaftlich ungezwungen auf die Schulter, er lachte ihr unbeholfen verlegen und bedeutend zu, wenn er etwas sagte, was nur sie verstehen sollte. Sie wich ihm einmal deutlich und mit einem Laute mißbilligender Zurückweisung aus.
Amersin glaubte sie nur verletzt, weil er sie durch solche Berührung überrascht hätte, nicht von seiner guten Absicht selbst, denn die konnte ihr doch nicht unangenehm sein. Ob er die Schwester seiner Frau wegen der bei aller Verschiedenheit doch ausgeprägten Familienähnlichkeit wirklich liebte oder in seinen kräftigen Jahren nur eben begehrte, oder ob er seinen Kindern die nächste mütterliche Verwandte als zweite Mutter sichern wollte, war ihm selbst wohl kaum klar bewußt, vielmehr wirkten vermutlich alle diese Beweggründe zusammen, und wenn Charlotte ihm am meisten verübelte, daß er nach ihrem Gelde und damit nach dem Besitz der Firma und des ganzen Erathschen Hauses trachte, so mochte vielleicht auch diese Berech-

nung bei Amersins Werbung mitgespielt haben, die sie bei Ambergs unverhohlenem Geständnis als durchaus gerecht gebilligt hatte, beim Schwager aber aufs tiefste verachtete.
Amersin hielt um Charlotte an. Sie wies ihn mit einer Kälte zurück, die sein schlichter Verstand gar nicht begreifen konnte, mit einem stolzen, königlichen Zurückwerfen des Hauptes, was für einen unbefangenen Beobachter bei ihrer kleinen, schon ein wenig untersetzten Figur etwas unfreiwillig Komisches gehabt hätte. Aber Amersin bemerkte die leise Zweideutigkeit der Situation gar nicht, daß er wie ein verliebter Junge um eine immerhin reife und erfahrene Person wie um ein stolzes Fräulein warb, das sie in diesem Augenblick denn auch wirklich war, indem sie es spielte und sein wollte, denn jedes umworbene Frauenzimmer bekommt sogleich eine unsichtbare Krone aufs Haupt. Ihre Entrüstung über ihn war echt, wenn ihr Charlotte auch andere Beweggründe unterschob als den einzigen triftigen, daß sie schon an einen anderen vergeben war. Daß dieser Bauer mit derben Händen nach ihr, nach der Höhe des Erathschen Stammes griff, bloß weil er auf den ersten grünen Zweig gelangt und ihm die erste Tochter in diese Hände gefallen war, daß er solchen Anspruch selbstverständlich und nach einem kurzen Trauerjahre nach dem Tode seiner Frau stellte, die er zeitlebens dankbar als unvergeßlich und unersetzlich in kummervoller Einsamkeit und Witwerschaft hätte beweinen müssen, schien ihr unerträglich und unverzeihlich.
Alle diese Mißbilligung lag in ihrem glatten, unumstößlichen Nein, das sie so verächtlich sagte, daß es gar keine Erörterung und nähere Frage mehr zuließ.
Damit verstand es sich für sie auch von selbst, daß sie von diesem Tage Amersins Wohnung und Wirtschaft mied, sich in das Hauswesen ihres Vaters ganz zurückzog, die Kinder ihrem Schicksal und Belieben überließ und sich dem Schwager gegenüber als die Fremde und Feindin zeigte und benahm, die sie immer gewesen war.
Amersin half sich, so gut er konnte, mit Dienstboten und Geldaufwand, Thea bekam noch mehr unmögliche Verantwortung über die Geschwister, und alles ging bei einer gewissen unvermeidlichen Unordnung, Gleichgültigkeit und Verwahrlosung der Wirtschaft eben so halbwegs und kümmerlich weiter, wie es in einem mutterlosen Hause eben zu gehen pflegt.

Thea hing aber an Charlotte und suchte sie nach wie vor auf. Die Amersinsche Familie war aus dem Erdgeschoß noch bei Antoniens Lebzeiten ins zweite Stockwerk übersiedelt, weil die unteren Räume angeblich feucht und der Gesundheit der Kinder abträglich waren. So ging Thea an jedem Abend hinab zu Charlotten, um sich mit ihr zu unterhalten und den anregenden Gesprächen der Erwachsenen zuzuhören.
Bei Tag hatte sie freilich, mit den eigenen Arbeiten, mit den Geschwistern beschäftigt, keine Zeit, aber abends, wenn die Lampen angezündet wurden, zog es sie unwiderstehlich hinab in Charlottens behagliches, wohnlich geschmücktes, von liebevollen Erinnerungen an Agnes, an Antonie, an eine frohe Geselligkeit früherer Jahre des Erathschen Glückes erfülltes und belebtes Zimmer. Wenn Thea in Charlottens Stube eintrat, war sie von Mädchensinn und angestammter weiblicher Freiheit umfangen, sie glaubte die vier jungen Tanten, alle als ihresgleichen — auch Elisabeth fehlte nicht unter ihnen —, lachend und eines Herzens, in den geschwisterlich ähnlichen Kleidern, mit den verwandten Zügen, Bewegungen und sogar mit der klangvollen Erathschen Familienstimme zu vernehmen und sich selbst in ihren Kreis einbezogen und geborgen. Denn ihrem eigenen, armen, lauten und schmucklosen Heim mochte sie um jeden Preis entfliehen. Amersin hielt sie nicht zurück. Wenn er abends aus dem Geschäfte nach Hause kam, setzte er sich an die Lampe, die jüngeren Kinder waren mit Lärm, Spiel, Raufen oder mit Schulaufgaben und Lesen beschäftigt, er fragte Thea, was es tagsüber Neues gegeben hatte, dann wußte er weiter nichts zu fragen und zu sprechen. Er faltete seine Zeitungen auseinander und rauchte seine Zigarre und war in diesem dicken Qualm geborgen. Daß er es dabei gern gesehen hätte, wenn seine Älteste, die vernünftige und liebe Thea bei ihm geblieben wäre, sich um ihn gekümmert und etwa selbst etwas vorgebracht und angeregt hätte, sah diese Älteste, Vernünftige und Liebe mit ihren zwölf Jahren und ihrer Sehnsucht nach Gesellschaft und weiblicher Anregung gar nicht, sondern fand seine rauchige Einsamkeit öde und armselig und suchte den ersten besten Vorwand, um zu flüchten. Er nickte dann bloß still mit dem Kopfe, reichte ihr wohl auch die Hand, und sie durfte gehen, ohne daß er nur ein einziges Mal widersprach. Sie bemerkte wohl seine Traurigkeit, und wie geduldig er sich

qualmend gleich wieder den armseligen Zeitungen überließ, aber sie machte sich keine Gedanken darüber.
Auch Charlotte sah Thea nicht ungern, suchte sie doch jeden anzuziehen und festzuhalten, um so mehr dieses Kind, das sie dem verhaßten Vater auf die beste Art aus der Hand und dem Herzen spielen konnte.
Gar kein Schamgefühl oder Bedenken hielt Charlotte zurück, vor der Nichte offen gegen Amersin zu sprechen, denn sie glaubte sich Thea, als des Kindes ihrer Schwester Antonie, als einer eigentlichen Erath sicher.
Thea verstand ihre Absicht nicht im mindesten, sie fühlte sich nur unbedenklich froh und wohl in dem feinen Mädchenzimmer und bei der zierlich spitzigen Unterhaltung der großen Tante, bei der sie sogar wie eine Erwachsene mitreden durfte.
Darum überbrachte sie auch arglos und kindlich heiter alles Üble, was unten geredet wurde, dem Vater, wenn sie zu ihm zurückkam, und Charlotte konnte sicher sein, daß Amersin alles wortwörtlich ausgerichtet wurde, was sie ihm Verletzendes und Arges zugedacht hatte und durch Vermittlung seines eigenen Kindes um so peinlicher versetzen mochte.
So sagte sie einmal zu Thea, sie solle doch ihrem Vater ausrichten, er sei ein Parvenu.
Thea, die dieses schöne Wort noch nie gehört hatte, wiederholte es oben getreulich: „Vater, Tante Charlotte hat gesagt, du bist ein Parvenu."
Amersin blickte von der Zeitung auf, sah seine arglose Älteste an, überlegte einen Augenblick und gab ihr dann recht behaglich lächelnd eine geeignete Gegenanspielung auf Herrn Doktor Amberg zur Rückmeldung auf, der gerade seine Gerichtspraxis ableistete und von dem er wußte, daß er bei Eraths nachtmahlen werde: „Sage der Tante, ein Parvenu ist immer noch mehr als ein Praktikant."
Als Thea wiederum vor Amberg die Bestellung pünktlich ausrichtete, war Charlotte begreiflich erbittert und sann auf Rache, so entwickelte sich eine gegenseitige zornige Unterhaltung zwischen entfernten und aufgehetzten Gegnern über ein Stockwerk hinüber und durch die Vermittlung eines arglosen Kindes, das als der natürliche schuldlose Bote der Liebe aber auch des Hasses entsandt und verwendet werden kann.
In dieser Rachsucht und in ihrem Kriege gegen Amersin, den

sie aus dem väterlichen Hause und Geschäfte drängen wollte, war Charlotte so kleinlich und erfinderisch, wie nur Frauen sein können, die sich von je um die geringsten Dinge der Wirtschaft kümmern müssen und denen daher auch beim größten Haß gerade diese Kleinigkeiten zuerst einfallen.
So hatte Charlotte zur Zeit ihrer Hausvormundschaft bei den Waisen eine alte Nähmaschine zu den Amersins schaffen und so lange benutzen lassen, als es die ausgefahrene noch zuließ. Amersin hatte schließlich auf die Wiederherstellung Geld verwendet, und die geduldige Nähmaschine werkelte wieder, wenn man sie vorsichtig benutzte. Charlotte bestand darauf, daß sie zurückgegeben werden müsse. Thea überbrachte ihrem Vater wiederholt diese Forderung, die er zuerst nicht beachtete und als nebensächlich auch vergaß, dann für ungerechtfertigt hielt, weil er die Maschine auf eigene Kosten hatte instand setzen lassen, aber Thea ermahnte ihn so oft und so lange, bis er „das alte Graffelwerk" zurückschickte, denn Thea wollte den Vater in ihren eigenen Augen und vor denen der Tante gerecht sehen.
Ferner gab es an dem Amersinschen Tisch einen Sessel, der weiß Gott wie aus der Erathschen Wohnung in die feindliche geraten war, vermutlich in einer besseren Zeit, wo man den beiderseitigen Besitz noch nicht gar so genau abschätzte und belauerte. Es war kein großartiges Möbel, weder besonders bequem noch schön, vielmehr ein ausgesessener, alter Rohrstuhl von kümmerlicher Gestalt, mitgenommenem Holz, nicht einmal mehr fest auf den Beinen und nur dadurch geweiht und ausgezeichnet, daß er eben aus der Erathschen Habe stammte. Was Charlotte daran schätzte, wäre nicht leicht zu begreifen gewesen, denn er paßte gar nicht zu ihren anderen, besseren Stühlen, er war nicht einmal „von der Garnitur", sondern fiel ganz aus der anerkannten bürgerlichen Uniform ihrer Einrichtung, oder, wenn man das unangebrachte Wort brauchen will, er hatte nicht einmal den „Stil" der Erathschen Möbel, er war ein Köter von Sessel, ein armseliger Ausgestoßener ohne Rasse, ohne Schwung. Charlotte versteifte sich aber auf diesen Sessel, und Thea bekam es jeden Abend — besonders wenn Amberg da war, der jetzt dem Erathschen Tische häufig beigezogen wurde — wiederholt zu hören, daß Amersin einen Sessel widerrechtlich behalte und den eigentlichen Inhabern entziehe.

Eines Abends, als im Gartenhäuschen vor vielen Gästen — Augusts Bundesbrüdern — und dem alten Erath Musik gemacht wurde, Charlotte hatte dort das Nachtmahl auftragen lassen und Thea freute sich schon, zur munteren Gesellschaft kommen zu dürfen, lächelte Amersin bei seinem Qualm und hinter der Zeitung hervor recht vergnügt und unschuldig und sagte: „Du gehst wohl zu Charlotte ins Gartenhaus, Thea, da könntest du ihren alten Sessel bei dieser Gelegenheit endlich zurückbringen, sieh nur zu, daß ihm auf dem Wege nichts passiert."
So schleppte sich Thea mit dem vielberufenen Stuhle ins Gartenhäuschen vor den festlich gedeckten Tisch, an dem auf besseren, schöneren Stühlen der alte Erath, der junge August Erath, Amberg, der Mittelpunkt der Geselligkeit und vier oder fünf andere Gäste vor glänzenden Tellern und Gläsern saßen. Das kleine Mädchen trat mit dem durchsessenen Rohrstuhl wie ein Bote der Armut vor diese Prasser.
Der alte Erath fragte sie erstaunt: „Was schleppst du uns denn daher?"
Amberg schüttelte verwundert den Kopf.
Thea richtete aus: der Vater lasse den so oft begehrten Sessel zurückbringen mit schönem Dank und bester Empfehlung.
Amberg besah sich erstaunt das vielberufene Möbelstück und drehte es als einen willkommenen Unterhaltungsgegenstand nach allen Seiten zur großen Belustigung der Anwesenden. „Interessant, sehr interessant! Zweifellos ein Stück von historischer Bedeutung. Irgend ein berühmter Ahnherr der Eraths hat ihn eingesessen, denn sonst wäre die Pietät des Fräuleins nicht recht verständlich. Man merkt es eben einem solchen Sessel nicht immer gleich an, was für Erinnerungen an jedem Rohrfaden und Stuhlbein hängen. Dieser Sessel hat sozusagen einen inneren Stil, keinen äußeren, er leuchtet von Seele, vergeht bereits vor lauter Gemüt und hinkt von alter Geschichte. Sozusagen ein moralisches Vermögensobjekt!" Dabei blinzelte er Charlotte zu. Die schüttelte verlegen den Kopf, murmelte nur etwas wie: „Was recht ist, ist recht" und sah, daß sie den häßlichen Zeugen ihrer Streitsucht rasch beiseite schaffte.
Auch der gute alte Erathsche Hausgarten mit den violetten, goldenen und silbernen Glaskugeln an den Rosenstöcken sollte dem Hause Amersin entzogen werden, weil Charlotte jetzt ihr

Hab und Gut um jeden Preis vermehren wollte. Der Herr Amersin hatte den Garten nie sehr geschätzt, denn er hielt ihn für feucht und ungesund, aber solange er im Erdgeschoß gewohnt hatte, waren die Kinder immer gern hinausgelaufen, und wenn auch klein und von den Nachbarhäusern und Höfen immer enger umstellt, war er doch ein Stück Kinderparadies und Jugendherrlichkeit, das gerade wegen seiner Seltenheit in der Stadt besonders schätzbar erscheint. Als die Familie aber in den zweiten Stock übersiedelte, war Thea der Weg in den Garten und zurück in die Wohnung gar zu weit und beschwerlich, denn sie las jetzt in großen Folianten steif gebundener, alter illustrierter Zeitungen die spannenden Romane. Diese Jahrgänge wurden auch dazu benutzt, die kleinen Kinder auf den Stühlen höher zu setzen, aber wenn die Bände nicht gerade als Unterlage dienten, las Thea fleißig und gespannt in diesen getreuen alten Lesemöbeln, denn so vielseitig ist die Verwendbarkeit der Literatur, besonders der in großem Format gehaltenen, wenn sie der Buchbinder verewigt. Mit diesen Folianten aber mochte sie sich nicht hinunterschleppen, so blieb sie lieber oben, und die kleinen Geschwister verfielen auch nicht mehr auf den Garten.

Der vereinsamte denn bis auf das muntere und geheimnisvolle Gartenhäuschen August Eraths des Jüngeren, das an manchem Abend in heller Beleuchtung erglänzte, von Musik und Gesang und Becherklang erscholl. August Erath der Jüngere hatte seine Studien an der Technik ohne besondere Ergebnisse recht geduldig verlängert und nur zwei Prüfungen zuwege gebracht, während er vor der dritten wie ein Pferd vor einer Hürde scheute. Schließlich ging es doch nicht immer an, bloß den singenden, fechtenden und zechenden Bundesbruder zu spielen, indes alle Jugendgenossen nach und nach in Beruf und Arbeit kamen, so betätigte er sich als Hilfsingenieur bei einer Baufirma und war viel außer Hause in der Provinz bei Bahn- und Wegebauten im Lande. Darum wurde aber das Gartenhäuschen doch immer, auch wenn er fern blieb, in gutem Stand und wohnlich gehalten, und nicht nur Amberg, sondern auch die anderen Kameraden, die mit Charlotte freundschaftlich umgingen, kamen oft her. Auch Erath ließ sich herbei, und so wurde wenigstens im Frühjahr und Sommer gern dort gesessen, gezecht, gesungen, Klavier gespielt und — wie wir zugeschaut

haben — auch gelegentlich geküßt und Verschwörung gemacht. Hinter den weißen Mullvorhängen bewegten sich in den Sommernächten die Schatten der Versammelten am Tisch oder um den Flügel, und wenn durch die geschlossenen Glaswände ein Lied gedämpft herausdrang, waren Häuschen und Gäste ganz anmutig gespenstisch bewegt als schwebender Hintergrund des Gartens, der still in seiner unbeweglichen Dämmerung dalag. Noch unheimlicher aber erschien dieses Häuschen, wenn hinter den Mullvorhängen keine volle Helligkeit leuchtete, sondern eben nur ein unsicheres Kerzenflämmchen flackerte und gelegentlich kühne, schwanke, taumelige Schatten an den Glaswänden vorbeifuhren, ineinandertauchten und sich wieder entfernten, um mit dem erloschenen Licht zu vergehen wie die Welt hinter dem Schlaf geschlossener Augen.
Der alte Erath hing an dem Garten, wie das Alter an jeder eingewohnten Kleinigkeit hängt, und es mochte ihn wohl gekränkt haben, daß Amersin dieses grüne, buschige Geviert nicht zu schätzen wußte, vielmehr feucht und ungesund schalt, und daß seine Enkel gar nicht mehr hinkamen. So wußte es Charlotte durchzusetzen, daß er den Garten vermietete.
Dies geschah anläßlich der Verkleinerung des Fabrikbetriebes, die Charlotte auch gegen Amersin bei ihrem Vater zu erwirken verstanden hatte. Amersin drang nämlich unaufhörlich in den Alten, er möge neue Maschinen anschaffen, um mit größerem Umsatze modernere Ware zu erzeugen, wenn man den immer erschwerten Wettbewerb aushalten wolle. Erath widersetzte sich aber aus Bequemlichkeit und Eigensinn des Alters, wohl auch auf Charlottens Betreiben, die nicht noch mehr gutes, sicheres, bewegliches Vermögen in das unbewegliche Geschäft, in Amersins Geschäft versinken lassen mochte. So wurde der Betrieb verkleinert und jener Teil des zweiten Stockes, der bisher zur Fabrik gehört hatte, einem Goldarbeiter überlassen, dessen Kinder nun auch den Garten gegen eine anständige Miete sollten benutzen dürfen.
Als der alte Erath an einem Nachmittage das Gartenhäuschen aufsuchen wollte, wo er junge Gäste erwartete, trat ihm Adam Hirt in den Weg, der sich nach Feierabend hier immer mit Spaten und Rechen, Sichel und Gießkanne aufhielt, um den Weg und die Beete zu säubern.
„Du, Erath!“

„Was denn, Adam?“
„Ich habe gehört, du willst den Garten vermieten?“
„Da hast du richtig gehört. Ich habe ihn vermietet.“
„An fremde Leute.“
„Freilich, an meine Leute brauchte ich ihn ja nicht zu vermieten, sie wollen ohnehin nichts mehr vom Garten wissen.“
„Das glaubst du wohl selbst nicht. Morgen wird es den Kindern leid tun, wenn sie nicht mehr hinunterkommen dürfen, und wenn die Fremden da spielen. Wer hat dir denn das eingeredet?“
„Laß es gut sein, Adam, abgemacht ist's und nichts mehr zu ändern.“
„Doch, Erath, doch! Du weißt, ich habe, seit wir hier sind, den Garten gepflegt und instand gehalten, für dich und deine Frau zuerst, dann für deine Kinder und zuletzt für deine Enkel. Das habe ich gern getan, und der Garten war gewiß immer nett, das mußt du zugeben. Aber für fremde Leute will ich ihn nicht mehr pflegen. Das ist wohl auch nicht notwendig. Abgemacht ist abgemacht. Du mußt wissen, was du tust und warum, ich kann mir auch denken, wer dir das eingesagt hat, aber ich tue meine Hand davon.“
Erath nickte ärgerlich: „Ja, ja, ist auch gut. Ich habe dich ja nicht darum gebeten, daß du den Garten für die Fremden pflegen sollst, Adam. Wir sind schon zu alt für Liebhabereien. Es ist Zeit, daß wir ruhig werden und unsere Sachen sammeln.“
„Ja, sammeln,“ murrte Adam und hatte ein bedauerndes Lächeln um seinen zahnlosen Mund, „sammeln und wegnehmen, statt sammeln und geben. Du solltest achthaben, Erath, daß bei der Sammlung niemand zu kurz kommt.“
„Ei was, zu kurz, jeder bekommt das Seine, und jeder, was er braucht.“ Damit ging Erath in das Gartenhäuschen, und damit war der Garten den Fremden übergeben, verwahrloste von Stund an unbetreut und verwilderte, so daß er bald recht unheimlich überwuchert und wirklich dumpf, feucht und ungemütlich wurde, bis ihn die Maurer ganz aus der Welt schafften, als das alte Erathsche Haus niedergerissen und auf dem großen Baugrunde ein zinstragendes Ungetüm aufgerichtet werden sollte. Doch das war viel später.
Thea meldete auf Charlottens Befehl ihrem Vater das neueste Verbot. Es war ihr selbst nicht geheuer dabei zumute, denn

wenn sie auch in der letzten Zeit den Garten gemieden und verachtet hatte, gehörte er doch zu ihrem Hause und Leben hier und war ein Stück ihres Daseins selbst und ein Stück ihres Anrechtes auf die Erathsche Gemeinschaft der Familie und Herkunft.

Amersin schüttelte den Kopf. „So, so, ihr dürft also nicht mehr in den Garten gehen, läßt mir die Tante Charlotte sagen. Nun, du kannst ihr ausrichten: sie müsse nicht glauben, daß man darum nicht ins Gartenhäuschen sieht. Im Gegenteil, vor den Fremden wird sie die Vorhänge noch dichter verschließen müssen. Ich weiß längst, was sie dort vorhat, auch ohne daß ich in den Garten komme. Das kannst du ihr sagen.“ Thea überbrachte auch diese Botschaft sogar im Gartenhäuschen selbst und vor dem Großvater, der glücklicherweise derlei Anspielungen und Gegenanspielungen zu überhören schien, während Amberg und Charlotte dabei verlegene Blicke tauschten. Amberg begann etwas vor sich hinzusingen und auf dem Flügel zu spielen, Charlotte biß sich auf die Lippen und sagte bloß: „Schon gut, schon gut, ich danke für seinen Rat.“

Trotz diesen wachsenden und täglich zugespitzten Mißhelligkeiten, denen Amersin nur um des leidigen Friedens und seiner Kinder willen standhielt, achtete er darauf, daß nach außen das Verhältnis zum Erathschen Hause, namentlich zu seinem Schwiegervater, ungeändert blieb.

Im Geschäfte sprach er mit dem alten Herrn nur wenig. Als er aber Charlottens beständige Wühlerei bemerkte und wie sie ihm mit der eifervollen Geduld, die nur Frauen mit so feindlich kleinlichem Nachdruck zuwege bringen, den Boden unter den Füßen abzugraben suchte, hielt er es für recht, den alten Mann einmal über seine Absichten zur Rede zu stellen. Erath tat sehr erstaunt, als ihn Amersin fragte, was er denn vorhabe. Erath zog die starken, weißen Brauen in die Höhe und überlegte sichtlich, was da wieder gemeint sei, und womit man es wohl wieder auf seine Ruhe abgesehen haben möge. Dann antwortete er, ärgerlich ein paar Blätter Papiers durcheinanderwühlend, die er gerade vor sich liegen hatte: „Nichts, nichts habe ich vor. Was soll ich denn vorhaben? Laßt mich doch mit euern Streitigkeiten in Frieden.“

Amersin zählte ihm auf, was seit einiger Zeit planmäßig angelegt werde, um ihm das Geschäft zu verleiden, seine Kinder

aber zu schädigen. Offenbar strebte Charlotte, alles zu Geld zu machen und aus dem Betriebe zu ziehen, daran müsse das Geschäft allmählich, aber sicher als an Nahrungsmangel eingehen, während das bewegliche Gut sich unnütz vermehre. Unnütz, weil es sich im Geschäfte, wenn es arbeitete, besser verzinse, freilich für alle. Vorteilhaft sei solches Geldziehen und Sammeln nur, wenn ein einzelner das Ganze still an sich und außer Beobachtung bringen wolle, wie es den Anschein habe. Kurz, was gedenke Herr Erath mit seinem Geschäft und Erbe zu beginnen, und was sollten seine Enkel von ihm erwarten.
Herr Erath klopfte mißmutig auf den Tisch und stand auf, indem er die Angelegenheit, die auf seinen Tod Bezug hatte, also unangemessen vorgebracht war, ebenso unwillig mit einer Handbewegung von links nach rechts wegschob, wie die Papiere auf seinem Pult und sich aufgerichtet noch ganz stattlich und kräftig zeigte, so daß derlei Dinge ihn nicht betreffen durften. „Gar nichts gedenke ich. Jeder erwarte das Seine, jeder seinen Pflichtteil.“ Ja, diesen Ausdruck gebrauchte er, vor dem Herr Amersin erschrak: „Wissen Sie denn auch, Vater, was das heißt: Pflichtteil, und wollen Sie Ihre Kinder, ihre Enkel wirklich auf den Pflichtteil setzen. Das bedeutet nicht: Jedem das Seine, sondern jedem ein Viertel des Seinen, das kann Ihnen jeder Jurist bestätigen. Das sollen Sie wissen.“
Erath schüttelte nur den weißen, starren Kopf, und seine blauen Augen blitzten sehr lebendig aus dem rotwangigen Gesichte, er antwortete gar nichts, ging auf die Frage nicht mehr weiter ein, sondern vertiefte sich in eine Musterreihe geblümter Bänder und ließ seinen Schwiegersohn abziehen, der sonst doch ein ganz mutiger und entschlossener Mensch war, aber vor dem Alten da nicht einmal auf dem wichtigsten Gespräche bestehen konnte.
Seitdem unterhielten sich die zwei noch weniger als sonst miteinander.
Irgend etwas Drohendes lag in der Luft, so wie jetzt war der Zustand der Dinge nicht mehr haltbar, und wenn Amersin auch seinen Kindern zuliebe und um nicht als älterer Mensch neuerlich von vorn anfangen zu müssen, die Widrigkeiten ertrug, ja sich selbst sogar einzureden versuchte, sie bestünden nur in seiner Einbildung oder würden ebenso wieder aufhören, wie sie gekommen waren, so spürte er gleichwohl die Feindschaft, die

ihn umgab und mit welcher Charlotte alle gegen ihn einzunehmen wußte, die ihn kannten. Seine Schwägerin Frantzl, die kühle, vornehme, sonst sozusagen unparteiische, weil gleichgültige Elisabeth, wich ihm aus, wenn er ihr begegnete, und es schien ihm, als hole sie sich in häufigeren Besuchen als sonst von Charlotte Verhaltungsmaßregeln und ständige Nachrichten über ihn und sein Haus. Sie bekümmerte sich um seine Kinder wie um Antoniens Kinder und brachte sie mit Corona und Albrecht zusammen, schien aber gar nicht zu bemerken, daß auch er auf der Welt war. Das ging so weit, daß sein Schwager Frantzl ihm gegenüber eine geheimnisvolle Miene voll überlegenen Mitleids aufsetzte und auf die Frage, was dies alles denn bedeute, mit verlegenen Wortspielen und dunkeln Redensarten schlenkerte und sich so allmählich aus seiner Nähe zu trudeln wußte, wie ein Kreisel, der sich nur verwundert auf- und davondrehen kann, möglichst weit weg von der Peitsche. Endlich kam die Lösung: der alte Erath bot Amersin das ganze Geschäft zum Kauf an, das heißt, Amersin hätte es mit dem Vermögen, mit der Mitgift Antoniens übernehmen und betreiben, vom Ertrag und Reingewinn aber in einer vorgeschriebenen Frist, den Rest — einen riesigen Kaufpreisrest — bezahlen sollen. So hatte es Charlotte fein ausgesonnen und dem Alten eingeredet, der auf diese Weise den ganzen drückenden Betrieb, der eine jüngere Kraft erforderte, los geworden wäre und seine lang gewünschte Ruhe gefunden hätte. Der Kaufpreis war aber so hoch gestellt, das heißt, Inventar, Maschinen, Warenvorrat und Kundenkreis so übertrieben geschätzt, daß es gar nicht möglich gewesen wäre, vom bisherigen Ertrage die Familie zu erhalten und noch die Schuld abzuzahlen, geschweige denn die notwendigen Neuanschaffungen zu machen und das Ganze mit Zuschüssen von Geld wieder zu beleben und aufzufrischen.
Charlotte hatte es sich so berechnet, entweder nahm Amersin verblendet das Angebot an und wirtschaftete den Kaufpreis heraus, dann hatte sie das väterliche, im Geschäfte steckende Vermögen in kurzer Zeit frei und verdoppelt zurück. Oder er wußte bald nicht mehr weiter und mußte das Geschäft aufgeben, dann fiel es an sie, das heißt an den Vater mit allen neuen Einrichtungen und durchaus verbessert zurück, so daß sie es dann nur um so vorteilhafter neuerdings losschlagen konnte. Das dritte, wahrscheinlichste aber war, daß er so gut rechnete

wie sie und sich auf den Handel überhaupt gar nicht einließ. Nun, dann mußte er wohl oder übel austreten und ihr das Ganze freigeben, denn seines Bleibens war nicht mehr in der Firma, so weit hatte sie es schon zu bringen verstanden und es fehlte nicht mehr viel, bis sie alles auf die Spitze getrieben haben würde.

Daß der alte Erath sich zu dieser Spekulation hergab, war einmal in seiner Schwäche begründet, die den sanften Drohungen und dem ständigen Zureden Charlottens nicht mehr Widerstand leisten konnte, zum anderen aber in seiner Selbstüberschätzung für sein Werk, für seine Firma.

Jedenfalls hatte Charlotte richtig gerechnet. Amersin war zwar klug genug, auf das Angebot nicht einzugehen, aber eben darum mußte er aus dem Hause und ihr das Feld räumen. Er rechnete sich auf den Kreuzer aus, was ihn das Geschäft kosten dürfte, damit er es selbst unter vollster Anspannung des Kredits in die Höhe bringen und den Kaufpreis abzahlen könne. Danach bemaß er diesen Kaufpreis und kam etwa auf die Hälfte des Geforderten.

Diese bot er, und zwar in einer genauen, sorgfältig aufgestellten und postenweise begründeten Berechnung, die er dem alten Erath auf den Tisch des kirschholzenen Allerheiligsten legte, mit dem Bemerken, er sei gewärtig und bereit, die Sache, seine Ziffernansätze und alles Nähere mündlich zu erörtern, wenn es dem Vater beliebe.

Der Alte nickte nur dazu, schob das Papier gleichgültig beiseite, so recht im Stil seiner alten, würdigen Geschäftszeit. Er murmelte etwas wie „schon gut, wir werden sehen“ und wandte sich der Prüfung eines Bandmusters zu, das er weit von sich und mit eingekniffenem linken Auge gegen das Licht hielt, bis der Schwiegersohn endlich fortging. Als Amersin draußen war, ließ Erath die bunte Seide langsam sinken und saß still da, als ob er schliefe.

Amersin hörte dann eine Woche lang nichts weiter von der Sache. Am Sonntag morgen gingen seine Kinder unter Theas Führung wie gewöhnlich ins kirschholzene Arbeitszimmer, wo der Großvater sich nach dem Frühstück aufzuhalten pflegte, rauchte und seine Gaben austeilte, aus der rechten Lade je ein Vierkreuzerstück — Thea lachte schon im Herzen über diese hinter dem heutigen Geldwert für größere Kinder und Wünsche

zurückgebliebene Freigebigkeit —, aus der linken die bewußten „Korsikaner“, sie nahm und aß sie nur aus schuldigem Respekt, anderes Backwerk schmeckte ihr besser. Tante Charlotte stand hinter ihm, auch der Onkel August war heute zugegen und ging schweigend und rauchend auf und ab. Der alte Erath ließ sich von jedem der Enkel die Hand küssen, sah jedem ins Gesicht, fragte jedes nach der Schule und ob es auch brav gewesen sei, verabfolgte jedem das Vierkreuzerstück und die „Korsikaner“, Thea, der Ältesten, zuletzt. Die wollte nun gerade mit der Tante sprechen wie sonst, irgend etwas fragen, kurz sich hier aufhalten wie zu Hause, als Charlotte sie anzischte: „Sage deinem Vater, er ist ein Schwindler.“

Thea verstand diese Botschaft nicht recht und hielt sie erst für einen Scherz, darum antwortete sie nicht gleich, sondern blieb und sah Charlotte ängstlich verständnislos an. Dieses stille Verhalten reizte die leidenschaftliche Person um so lebhafter auf, so daß sie alle Haltung und Besinnung verlor und mit Blicken unbeherrschten Hasses und ausbrechender Bosheit die Kinder anschrie: „Euer Vater ist ein Schwindler, geht, geht, so geht doch, geht uns aus den Augen und gleich, geht auf der Stelle, packt euch, geht, wohin ihr gehört.“

Die Jüngeren, die auch diesen Ausbruch nicht anders als einen gelegentlichen Zornanfall beurteilten, dem Strafe und Schläge vorangingen, die man gelegentlich auch bekommen konnte, ohne zu wissen, warum, irgend eine Schuld hatte man ja immer, wandten sich gehorsam und ruhig zur Tür, der Älteste, Franz, voran, die anderen fügsam hinterdrein, aber Thea zitterte am ganzen Leib, denn sie verstand die Schwere der Beleidigung, die mit dem Vater auch den Kindern und vor allem ihr selbst, ihrer Anhänglichkeit an den Großvater, an Charlotte, an die Familie angetan war. Mit Tränen in den Augen sah sie hilfesuchend um sich, zuerst auf den Onkel August, der rauchend und schweigend auf und abging und ihren Blicken auswich. Er sagte gar nichts, sondern wandte sich ab. Dann schweiften ihre Blicke ratlos über das Zimmer, bis zum Großvater, der sie doch eben erst beschenkt hatte, verzweifelnd rief sie ihn an: „Großvater, muß ich denn wirklich gehen?“

Der Alte, der solche Szenen am wenigsten leiden mochte und schon höchlichen Überdruß spürte, wenn Charlotte allein damit anfing, gar noch wenn ein zweiter dazukam, machte eine müde

Handbewegung, die die ganze unliebsame Sache als unwesentlich und kindisch abtun sollte und sagte gleichgültig: „Geh' nur, geh'." Da erkannte Thea, daß sie hier ganz und gar verlassen war und stolperte ohne ein Wort weiter, erstaunt, kaum fähig zu gehen, zur Türe hinaus, schleppte sich über die Stiege, den anderen unbedenklich voranstapfenden Jüngeren nach. Oben im ersten Stock stand der Vater, sonntäglich angezogen, bereit, wie immer, die Kinder bis zum Kirchentor zu führen, mit Zylinder und Spazierstock und freundlich blickend.

Als sie ihn da droben wartend fand, sank sie auf die oberste Stufe nieder und sah ihn unter Tränen an.

„Was gibt's denn, was hast du denn, Thea?"

Die Jüngeren drängten sich ungeduldig um ihn, eines hatte seinen Stock, ein anderes seine Linke gefaßt, so daß er sie abschütteln mußte, da stammelte Thea: „Die Tante hat gesagt, du bist ein Schwindler."

„So, das hat sie gesagt, nun, da wollen wir sie gleich belehren," antwortete Herr Amersin, „kommt nur ihr alle mit, damit sie es vor euch Kindern wiederholt, die böse Person und vor euch Antwort bekommt." Damit nahm er seine vier und schob sie vor sich über die Stiege hinab, während Thea zitternd vorausging, bis sie allesamt wieder in dem Kirschholzenen standen. Amersin trat Charlotte in den Weg — alle anderen bemerkte er gar nicht und fragte: „Was hast du dem Kind gesagt? Was bin ich?"

„Ein Schwindler bist du," wiederholte Charlotte trotzig.

„So?" fragte Amersin, während ihm das Blut in die Wangen schoß und die Augen verdunkelte und hatte schon mit der Rechten ausgeholt und gleich Charlotte ins Gesicht geschlagen, die sich mit einem leisen Schrei abwandte.

Darauf machte Amersin kehrt — die anderen saßen starr — „So jetzt haben wir hier nichts mehr zu suchen und können in die Kirche gehen," sagte er mit einem gezwungenen Lächeln und lenkte scheinbar gleichmütig seine Herde mit seinem Stocke zur Türe hinaus.

2

Die Familie Amersin wohnte jetzt im Halbstocke eines hohen Vorstadthauses, unweit des großväterlichen, in dunkel tapezierten, unfreundlichen Stuben, die nur dadurch genug Licht bekamen, daß Amersin allen überflüssigen Schmuck, alle „Staub-

fänger“ und „Lichtdiebe“ wie er sie nannte, beseitigen ließ: Vorhänge, Teppiche, Bilder und Decken. So war alles kahl, auf das Notwendige beschränkt und dieselben Möbel, die bei Lebzeiten Antoniens, sauber gehalten, glatt und mit freundlicher brauner Nußholzfarbe in Zimmern mit weißen Vorhängen, von allerhand Blumen, Photographien und harmlosen Ziergegenständen belebt, unter vertrauten Bildern, vor hellen Wänden den heiteren Hintergrund eines gemütlichen Lebens ausgemacht hatten, sahen jetzt arm und strenge drein, denn die Gegenstände drücken immer den Gemüts- und Vermögenszustand ihres Nutznießers aus. Auch der Parkettboden wurde „der Einfachheit halber“ nicht mehr eingelassen, gewichst, gebohnt und gebürstet, sondern nur einmal in der Woche gewaschen, so daß ein zwar reinliches, aber widerwärtiges Grau vom Boden bis zur Decke die ganze Wohnung in ein eintöniges Bettlerhemd kleidete und auch das Kindergeschrei, den Zank, das Lernen und Schlafen, das Essen aus groben, schwer zerbrechlichen Tellern und irdenen Schüsseln statt aus dem aufgesparten feinen Porzellan und mit ordinären Hornbestecken statt mit den silbernen, grau und unwirsch machte. Hier wuchs nun Thea auf. Ihr ältester Bruder, Franz, schlug seine freien Stunden als „Räuber“ oder „Indianer“ mit Gassenbuben auf der „Schmelz“ tot, es gab sogar Messerstechereien unter den Jungen, und er wurde dabei — roh wie er war — noch feige und heimtückisch, die anderen Kinder lebten hier unwissend und selbstverständlich hin, wie sie in ihrem Alter eben überall gelebt hätten, nur das älteste Mädchen behielt, auf diesen Kerker angewiesen, die schönere Vergangenheit im Sinne, die sie nie mehr vergessen konnte, und es bildete sich ein stiller Zug des Leides, aber auch der Freiheit in ihr, der ihrem Gesicht eine frühe, reife, innere Sammlung und eine Spannung des Widerspruchs gab. Zuweilen ging sie in einer wehmütigen Traumbefangenheit am Abend um den Häuserblock, wo die Erathsche Heimat, das alte gelbe Haus und der Garten lagen und wollte sich nur in dieser Nähe wissen und finden. Trotzdem ihr Vater vom Großvater selbst ohne eigentlichen Streit, nur persönlich entfremdet geschieden war und für seine Kinder den Familienzusammenhang wahren wollte, kam es doch nicht mehr zu den gewohnten Sonntagsbegrüßungen im kirschholzenen Arbeitszimmer, auch nicht mehr zu gemeinsamen Spaziergängen über Land.

Thea war jetzt in den Jahren, wo die Mädchen immerfort über sich nachdenken und mangels eines äußeren Lebens das innere erforschen wie ein unermeßliches Land. Aber bei der Leere ihres Daseins kam sie immer bald an den Rand ihrer Überlegungen, Wünsche und Hoffnungen, mußte wieder kehrtmachen und ging gewissermaßen im Kreise um sich herum. Sie wanderte stundenlang um den Häuserblock, wo Großvaters Haus lag, wie eine Seele um ihren einstigen leiblichen Aufenthalt. Dabei sah sie zu Boden und dachte ihre Fragegedanken, als sie plötzlich eine hohe Gestalt unmittelbar vor sich spürte, es war der Großvater mit grünem Lodenhut und Stock im Jägeranzug. Er kam wohl von einem seiner Spaziergänge. Auch er war überrascht wie sie, beide so erstaunt, daß sie einander erst einen Augenblick lang ansahen, ehe sie einander erkannten.
„Küß' die Hand, Großpapa," sagte Thea endlich.
„Grüß Gott, Thea, bist du's?" sagte Erath. Dann gab es eine Pause.
„Nun, und was machen die anderen, Kleinen?"
„Danke, es geht wie immer."
„Seid ihr brav, lernt ihr fleißig, seid ihr alle recht gesund?"
„Danke, wir sind alle gesund."
„Wie wohnt ihr denn? Habt ihr alles, was ihr braucht? Esset ihr ordentlich, wer achtet auf euch?"
„Ich, Großvater!"
„Du, Thea, nun da hast du wohl eine ordentliche Aufgabe, und wer achtet auf dich?"
„Ich, Großvater."
„Nun, du bist freilich schon ein großes Mädchen und warst immer artig."
Es gab wieder eine Pause. Endlich faßte sich Thea und fragte:
„Und wie geht es dir immer, Großpapa? Wir haben dich schon solange nicht gesehen."
„Danke, Thea, danke, immer gleich, immer gleich. Wenn's anders ginge, könnte es nur schlechter gehn in meiner Zeit. Es geht noch nicht anders."
Er war sehr viel größer als Thea und hatte zu ihr hinabgesehen, da war er ihr alter lieber Großpapa. Jetzt richtete er sich unwillkürlich wieder auf und schaute vor sich hin, und Thea, die ja klein war, fand seinen Blick nicht mehr, sondern der Groß-

vater versank hinter seinem ins Ferne gewandten, kühlen Schauen der wasserblauen Augen, und nur ein alter Mann stand da, hoch wie ein Berg, mit Stock und Stiefeln und grauem Lodenanzug, ein Fremder. „Nun, ich muß nach Hause, und du bist wohl auch auf dem Weg," sagte er. „Leb' wohl, Thea, laß es dir gut gehn, sei schön brav wie immer, und pass' nur gut auf deine Geschwister auf. Ich lasse sie schön grüßen. Bleibt alle gesund, leb' wohl, Thea."
„Leb' wohl, Großpapa." Er reichte ihr die Hand und sah dabei freundlich auf sie herab, so daß sie wieder den verwandten nahen Glanz seiner Augen sah. Sie küßte seine Hand, und er faßte ihr noch unter das Kinn, wie an den Sonntagen im Kirschholzenen, dann ging er, aufrecht, mit ein wenig steifen Schritten davon, zu denen sein Stock regelmäßig auf den Boden pochte. Sie hätte ganz gut ein Stück mit ihm gehen können, aber das fiel beiden nicht ein. Sie wanderten in entgegengesetzter Richtung. Thea stand still, nicht länger als einen schweren Atemzug, blickte ihm nach, bekam die Augen voll Wasser, senkte sie rasch zu Boden und eilte dann fort.
Der Vater suchte in seiner Wohnung nur eben Abendruhe und Schlaf, keinen Aufenthalt und keine Bequemlichkeit weiter.
Er hatte einen Seidenhandel begonnen, bei dem ihm seine Kenntnis der Ware und des Betriebes und seine Beziehungen zu alten Neubauer Firmen behilflich waren, so daß er diesen zweiten Wechsel seiner Stellung in höheren Jahren ohne wirtschaftliche Gefährdung überstand und Charlotten zu Trotze nicht zugrunde ging.
Seitdem er aber von der lebhaften Familie abgeschnitten und ausgeschlossen war, blieb ein wesentlicher Teil seiner selbst, seine Laune, sein Trieb nach Bildung und geistiger Betätigung unbeschäftigt. Er hatte zu Hause niemand, mit dem er sich aussprechen, der ihm gemäße Teilnahme entgegenbringen konnte, obgleich er den Kindern, den beiden ältesten namentlich, mit großer Liebe zugetan war, wie sie ihm. Doch hatte er mit seiner eigenen kräftigen Natur zu viel zu schaffen.
Da Amersin trotz oder gerade wegen seines lebhaften Verstandesan Büchern kein Gefallen finden konnte, begann er seine Bekanntschaften im Bezirk mit anderen ähnlich vereinsamten, aber desto geselligeren Männern zu pflegen und in Gasthäusern und bequemen Trinkstuben zu vertiefen, indem

man gemeinschaftlich bis auf die Neige des Abends und der Becher sah.
Nicht, daß Herr Amersin seine Genossen etwa überschätzt hätte, dazu war der Raum hinter seiner hochgewölbten, kahlen Stirn zu weitläufig, aber seine Einsamkeit, die frühe Witwerschaft und das ganze heimische Ungenügen ließen ihm eben eine solche mäßige Anwendung einer sonst ungenießbaren Muße ratsam erscheinen, und er sagte sich, irgendwie lerne ein offener Kopf selbst von den Vernagelten und ein gescheiter Mensch selbst von den Dummen.
Damals war in Wien nach dem unglücklichen „großen Krach" des Jahres 1873 die bürgerliche und städtische Politik mit Wahlen, Zeitungen, Reden und öffentlichem Getue, mit lauter beweglichen und von jedem Winde bewegten sogenannten Größen in Schwung gekommen und damit auch die allgemeine Einbildung von dem Werte des Allheilmittels Stimmrecht für eine von innen her verpfuschte Gemeinschaft. Nach der schwungvollen, in Torheit, Dürftigkeit und Enttäuschung zurückgesunkenen achtundvierziger Revolution und nach Königgrätz, hatten die Machthaber den glücklichen Einfall, so zu tun, als wollten sie sich von den Ohnmächtigen, von den Bürgern, von Stimmen und Wahlen lenken lassen und nur das ausführen, was diese erleuchteten Redner und Vertreter mit ihrer Mehrheit genehmigten. Sahen die bürgerlichen Stimmgläubigen doch über dieser kaiserlich erlaubten Volkssouveränität den Heiligenschein schweben, den sie den guten alten Kirchenheiligen von den Köpfen wegleugneten. Die Beschlüsse dieser Volkssouveränität fielen immer zugunsten der Macht aus, indem sie nur das zu verstehen beliebte, was ihr genehm war. Das Stimmrecht war immer eine zwar papierne, aber doch schützende allerbeste Mauer der Mächtigen, die dahinter noch das Händeinunschuldwaschen hatten und sich duldsam und gerecht fühlen durften. In dem geschickt angezettelten und verewigten Kampf der einzelnen Kleinen fand die Macht der Großen ihren schnarchenden Frieden.
Dazu kommt noch, daß am lautesten schreit, wer am wenigsten zu sagen hat. So entsteht eben die berühmte öffentliche Meinung als ein Gemisch von Leidenschaft, Augenblickslaune und beiläufiger Kenntnis an Stelle wahrhafter Einsicht. Reden sollten als Taten wirken, Versammlungen als Ereignisse, geschickte

Agitatoren und beliebte Schauspieler als Helden, Zeitungsartikel als Offenbarungen und dieses ganze dünne, kümmerliche Gewebe von Dunst und Lärm sollte den Vorhang vor dem bequemen, wohleingerichteten Saale bilden, wo die alte, fette Macht behaglich schnaufen konnte. Das fadenscheinige, aber dauerhafte Geheimnis dieser Macht war, daß sie seit der napoleonischen Zeit, seit dem Wiener Kongreß, eben keine Geschichte mehr hatte, weil sie längst keinen Gedanken mehr besaß, daß seit diesem letzten Sprung der großen Menschenraubtiere nur Wiederkäuer übriggeblieben waren, die mit vollem Bauch und dunstigem Gehirn verdauten, während die Stadt Wien, die sogenannte historische Stadt mit einer sogenannten „historischen Sendung", mit hinterlistig gepflegten und wieder sinnreich mißhandelten oder zerstörten Altertümern, Erinnerungen und Gewohnheiten ebenso wie dieses ganze aus Räubereien, Mitgiften und Erbschleichereien, alles in allem aus „glorreichen Erinnerungen" zusammengeflickte und zustande gebrachte Österreich ein Gemeinwesen ohne Geschichte geworden war. Der Beruf dieser Stadt erschöpfte sich, kurz gesagt, darin, zwischen Osten und Westen da zu liegen. Stadt und Staat selbst hatten keinen Gedanken und machten sich auch keinen weiter, sie begnügten sich damit, Schauplatz zu sein, ohne daß sie wie ein interessanter Schauplatz sonst, selbst an den Handlungen mitgedichtet hätten, die sich begaben. Sogar zum Gegenstande von Gedanken waren sie zu armselig geworden. Eine Stadt des Privatlebens und ein Staat des Familiengezänkes!

In dieser Stadt ohne Geschichte, in diesem Staat ohne Ereignisse und ohne Taten mußten die Tradition und die Vergangenheit immer wieder sich selbst bis zum Überdruß spielen, damit die Komparserie, das sogenannte „Volk", seiner selbst getröstet wurde, weil es einmal, irgendwann hier gar so schön und vornehm gewesen war. Und siehe da, der einfältige Kniff wirkte noch immer! Ob es in einem gehirnweichen Couplet, oder in stolzer wissenschaftlicher Aufmachung oder mit der seichten Geschwätzigkeit der öffentlichen Dampfplauderer in den Journalen immer wieder vorgekaut wurde, die „Stadt" glaubte daran und nährte sich von diesem Luftgebäck.

Das gleiche Couplet ließ man von den sogenannten „Staatsmännern" auch dem ganzen Staate vorleiern. Man hatte es leicht, von den „historischen Gemeinsamkeiten", von der jahrhunderte-

alten Erinnerung und von dergleichen Tatsachen zu reden, die nicht mehr bewiesen, als eben den Schein und einen Zusammenhang, der doch darum nicht etwa gut und gerecht wurde, weil er schon einige Jahrhunderte alt war. Als ob damit nicht ebensogut das Gegenteil bewiesen werden konnte, übrigens ebenso töricht bewiesen wurde! Man brauchte selbst nicht gescheit zu sein, um von der Dummheit der andern zu leben.
Es war das zweifelhafte Glück dieses Staates, dieser Stadt, daß seit mehr als einem halben Jahrhundert die Geschichte achtlos und ärgerlich von ihrer Schwelle, verächtlich vor diesem untauglichen Stoff umgekehrt war. In dieser Kulisse und abgebrauchten Traditionsdekoration mochte die Geschichte nichts verüben und das Gerümpel war ihr zu unbequem, um ihr schmerzhaftes Wochenbett da zu halten. Sie begnügte sich damit, an Österreich stirnrunzelnd, mit geschlossenen Augen und indem sie die Nase zuhielt, vorüberzugehen.
Welches bezeichnende Schicksal: es gab seit mehr als einem Jahrhundert keine Männer in diesem Land, keine übermenschlichen Geister, keine Genies, wenn man von den wortlosen heiligen Schwärmern der Töne absieht, die hier in Schmerz, Sehnsucht und Entbehrung verkommend, ihre Schwanengesänge sangen, gut genug, daß eine Gegenwart sie verachtete, die Zukunft daraus eine schändliche Operette zog. Auch das gehörte zu den Mittelchen der Mächtigen hier, daß sie den jeden Wortmist aufhebenden Massen im Lande die Giftpillen der Einbildung ihrer herrlichen, echt österreichischen Begabung einzugeben verstanden. Wie reich dieser unglaubliche Staat an Talenten, wie unerschöpflich diese modrige Rumpelkammer an Schätzen sei: Damit war jede wohlfeile und öde Allerweltsgeschicklichkeit gemeint. Die wahrhaften, wenn auch nicht weltzugehörigen Geister des Landes in den letzten hundert Jahren, es gab deren immerhin welche, wenn auch wenige, hatte man zeit ihres Lebens weder verstanden, noch geliebt. Sie waren ja die eigentlichen Feinde. Durch Nichtachtung raubte man ihren ohnehin scheuen, aber edlen Stimmen den Widerhall und machte sie in der Enge ihrer Einsamkeit ersticken. Aber an den Gräbern dieser Großen kann die Eitelkeit der lebenden Kleinen das Maul gar nicht voll genug nehmen und fühlt sich selbst erhaben, wenn sie den im Leben Verschmähten und in der Heimat Verbannten ihre Bewunderung nachkläfft. Sie macht den späten Ruhm zum gleichen

Schimpf, wie die einstige Verkennung. Eine Stadt und ein Staat, die in ihrem Hause unter alten Trümmern wertloser Einrichtungen, ohne Geist, ohne Gedanken ihren Schatz vertan, ihr Geschäft versäumt und verwirrt hatten, ließen sich nun von lauter Leuten etwas vorschwatzen, die, ihrerseits ebenfalls verwirtschaftete Naturen, sich auf die Maulfertigkeit verlegten und in Reden, Versammlungen und öffentlichen Körperschaften als die trefflichen Ordnungsmacher auftraten, dieweil sie nicht einmal in ihrem Privatleben halbwegs anständig zurechtkommen konnten. Die Partei ist nur das Zufallswerkzeug und -mittel, womit ein einzelner persönliche Macht und persönlichen Einfluß an sich reißen, der Dietrich, womit er irgend eine Kasse aufsperren will, an der er sich gütlich tun möchte. Aber wenn es der Zufall gewollt hätte, wäre das alles ebensogut auch bei der anderen Partei geschehen. Die Gedanken und Grundbekenntnisse sind gleichgültig. Das Mittel ist alles, der Zweck verschwindet wie der Rauch aus dem Schornstein.
Aus Spaßbedürfnis und zur Abendunterhaltung ging einmal die Tischgesellschaft des Herrn Amersin, er selbst in ihrer Mitte, in eine solche Versammlung. Das heißt, die Herren gerieten hinein und wußten selbst nicht wie, noch warum, denn man hatte eigentlich in einem großen Bierhause ein paar Gläser trinken wollen und an der Türe einen Menschenhaufen, darunter ein paar befrackte „Ordner" gefunden, die nach Teilnehmern ausschauten, „Gesinnungsgenossen" an etwaiger zuverlässiger Miene erkannten, „Gegner" abzuschieben und fernzuhalten suchten. Da man nun einmal schon den Weg hierher gemacht hatte und nicht umkehren wollte, drängte man sich mit den übrigen hinein und war im Saale, durch die unablässig zerwühlte Masse der Besucher auf einmal voneinander getrennt, inmitten fremder „Wähler" eingepfercht, sah sich an irgend einen Platz geschoben, auf einen Stuhl niedergedrückt und plötzlich als mitwirkenden Teil einer öffentlichen Versammlung.
Herr Amersin fand wenigstens ein Krügel Bier von einem Kellner vor sich hingestellt, sah munter um sich und wartete auf die kommenden Ereignisse.
Ein Präsident, ein würdevoll aussehender bärtiger Glasermeister oder dergleichen, der seinen roten Bart liebkoste, denn er verdankte ihm die Ehre des Tages, erteilte einem Kandidaten das Wort. Jubel empfing den offenbar wohlbekannten Mann, der

sich begeistert, gerührt, zufrieden wie ein beliebter Schauspieler nach allen Seiten verbeugte. Er war nicht besonders gut angezogen, denn ein anständiger Rock hat vor dem Volk seit jeher etwas Verdächtiges, doch wußte er sein nachlässiges Jackett mit einer gewissen Anmut zu tragen und sein Äußeres so zu frisieren, daß er zugleich als schöner Mann und als gemeiner Mann, als Abgott und als Gleicher, kurz als wahrer Vertreter seiner Gesinnungsgenossen zwar durchaus ansehnlich, aber auch gottlob gemeinverständlich erschien. Jeder durfte sich einbilden, so könne er auch auftreten und sprechen, wenn er nur wolle, denn das macht den Auserwählten des Volkes ja aus, daß er niemals etwas anderes sagen kann oder mag, als was jeder andere ebensogut sagen würde.
So sprach er auch, und wenn er sprach und lachte, sprang ein ungeheures Gebiß mit weiten Fresserkinnladen hervor und verzog sein Gesicht, das bei geschlossenem Munde mit gewichstem Schnurrbart, genau gescheiteltem, ölig-glattem, schwarzem Haar und einer Allerweltsnase, mit kleinen, stechenden, grauen Augen und einem goldgeränderten Zwicker, harmlos gefällig erschien, zur unleidlichen Fratze einer Allerweltsschurkerei. Er sprach, solange er nicht in Feuer geriet, in jenem gemachten Wiener Dialekt, der irgendwie vor sich selber scheut und ins Hochdeutsch zurücksucht, kam aber die Rede in rascheren Schwung, so sprang mit den ungeheuren braunen Zähnen aus den Fresserkinnladen die urwüchsige Roheit einer ins ganz Gemeine versunkenen, verdorbenen Mundart hervor und wälzte sich mit Behagen im Schmutz, wobei immer ein wieherndes Lachen die eigene Schande begleitete und um das Gelächter aller anderen Mitschuldigen warb. Er sprach gemeinverständlich und mit den Witzen, Redensarten, Zitaten und sogenannten Kühnheiten, die jedermann innehatte und mit Freuden als den eigenen Bildungs- und Meinungsvorrat wiedererkannte. Es handelte sich übrigens um städtische Angelegenheiten, gewisse Tatsachen, die der herrschenden Partei zwar mit der sicheren Wirkung jeder geschickt gedrehten Verleumdung zu unterstellen, aber deshalb nicht zu beweisen waren, weil man nie genaue Einsicht in die Einzelheiten haben konnte. Darum erfand sich der Redner die nötigen Einzelheiten nach Bedarf und gruppierte sie geschickt zu einem Strauße von Gemeinheiten. So eiferte der Mann da droben, glaubte selbst bei seinen „zündenden Worten“, was er

eben ausgesonnen und willkürlich ausgedeutet hatte, geriet mit wieherndem Lachen des Hohns aus dem gespielten in einen wirklichen Zorn, denn er war doch der Oppositionsmann, der allen Grund hatte, sich über die herrschenden, an den Futterstellen gedrängten Leute zu ärgern, die ihm den Platz versaßen, wurde dazwischen gelegentlich sogar wirklich witzig, denn wer hungrig ist, neigt zu boshaften Einfällen, die anstachelnden Zurufe aus der Menge, die ihn wie einen Kampfhahn „aufhußten" und den Spaß steigern wollten, befeuerten ihn zu immer neuen Anwürfen. Er übertraf sich selbst. Als er fertig war, ging ein Toben und Brüllen an wie um einen erfolgreichen Komödianten. Der Redner stürzte einen Schluck Wasser hinab, schüttelte unzählige Hände, die sich ihm entgegenstreckten, wechselte mit dem verlegenen Polizeikommissär, der etliche Gesetzverletzungen angemerkt hatte, höhnische Blicke und Worte und wartete mit roten Wangen und verkniffenem Munde — denn er handhabte ihn wie eine Maschine, die sich nur behaglich fühlt, solange sie klappert — ob irgend ein anderer etwa sprechen wolle.
Nun machen in jeder Versammlung die Gegner erst die notwendige Würze aus. Aber diese Gegner sind ja auch immer die Feinde, denen man am liebsten an die Gurgel fahren möchte. Darum läßt man sie zwar ein und duldet, daß einer oder der andere spricht, solange er gleichsam nur als uneigentlicher Gegner auftritt, der im Grunde dasselbe meint und will, wie alle anderen. Aber wehe, wenn er „persönlich" wird. Dann sind gewisse handfeste Bursche, Fleischhauergehilfen oder dergleichen gut gezahlte Leute aufgenommen und werfen den Gegner hinaus.
Herrn Amersin verdroß die faustdicke Zusammenstellung und betrügerische Aufmachung erfundener oder mißdeuteter Tatsachen, auch der selbstgefällige, schöne Bursche oben, der mit seiner dicken Goldkette spielte und nach Gegnern suchte, verdroß ihn. Kurz, Amersin wußte nicht wie, er erhob sich auf einmal und bat ums Wort. Die Nachbarn wurden auf ihn aufmerksam und riefen „hört, hört", er hätte sich jetzt am liebsten gleich wieder niedergesetzt und seinen Ärger mit einem Schluck Bier heruntergespült, aber es war zu spät. Man hatte ihn gesehen. Der Präsident fragte ihn ordnungshalber um seinen Namen und er mußte sich nennen. So ward ihm liebenswürdig das Wort erteilt, man konnte ja in ihm ganz wohl einen ge-

schätzten neuen Freund vermuten. Da er über die Köpfe der vielen Menschen nicht hinwegsehen konnte, aber auch durch die Haufen sich nicht erst den Weg auf die Tribüne bahnen wollte, stieg er auf seinen Sessel. So stand er nun, klein, vierschrötig, mit allem Behagen seiner unverwüstlichen guten Laune und des Augenblicks, der ihm einen unverhofften Spaß versprach. Er wußte ja seine überraschten Zechgenossen irgendwo im Saale. Die rechte Hand frei, die linke in der Hosentasche mit den Schlüsseln klimpernd, blickte er über eine Menge fremder Leute und begann mit seinem gutmütigen pfiffigen Lächeln.

Langsam, jedes Wort deutlich und genau aussprechend und zu einfachen Sätzen aneinanderreihend, schien er beim Reden die Gedanken selbst zu entwickeln und sich klarzumachen, die er dem „hochgeschätzten Herrn Vorredner“ entgegenhalten wollte. Es kam ihm nämlich nur darauf an, das widerwärtige, beiläufige, absichtlich verwirrte Zeug von Ansinnen und Andichten ins Reine zu bringen, die angegriffenen Personen waren ihm gleichgültig. Er begann denn jede einzelne Tatsache, die der Redner in einen schiefen Zusammenhang gebracht hatte, in einen geraden zu rücken und Ordnung zu machen. Es war ihm selbst angenehm, das Kommen der Gedanken und Zuströmen der richtigen Worte zu beobachten, während er sprach, und wie ihm auf jeden Witz des Vorredners der schlagende Gegenwitz einfiel. Ein paar Zuhörer lachten, er sah sich nach ihnen um, sie nickten ihm zu, er klapperte munter mit den Schlüsseln in seiner linken Hosentasche und warf den Leuten gleich wieder einen Spaß und Einfall hin. Aber die große Mehrzahl der anderen begann schon zu murren, drohende Rufe flogen ihm zu, der Präsident, dessen roter Bart unruhig zu flackern anfing, mahnte zur Sache und drohte mit Wortentziehung, der schöne Kandidat auf der Tribüne sah höhnisch und gereizt darein. Das feuerte Herrn Amersin zu neuen Ein- und Ausfällen an, wobei er aber, um seiner Erregung das richtige Gegengewicht zu geben, unwillkürlich immer langsamer, deutlicher und schärfer redete, aber nicht mehr lange sprechen und sich sprechen hören durfte, denn auf einmal und gerade, als sein Witz bedrohlich folgerichtige Schlüsse zog, schrieen viele „Hinaus mit ihm“, er spürte, wie er mitsamt seinem Sessel aufgehoben wurde, mitten unter einem guten Einfall, über den

alle lachten, und plötzlich auf der sicheren Erde stand. Ein Ordner mit einer Blume im Knopfloch und einem Abzeichen auf dem bedenklich muskulösen Arme bedeutete ihm drohend, daß er ihm hinausfolgen möge.
„Noch nicht, geehrter Herr, ich habe noch mein Bier nicht ausgetrunken und ich bin auch sonst noch nicht fertig," beteuerte Amersin.
„Hinaus mit ihm", „Schluß", „Abzug", schrien die vielen, „Reden lassen", „Hört", „Redefreiheit", andere, Fäuste drohten, rote Gesichter stierten ihn an, da tauchte neben ihm plötzlich ein Riese von einem Menschen auf mit funkelnden schwarzen Augen und einem langen, mächtigen, schwarzen Barte, legte beide Arme auf Herrn Amersins wie auf eines Knaben Schulter, und sagte, den Bärenschädel nach den Bedrängern wendend: „Daß mir niemand den Kleinen da anrührt", und brach sich, Amersin vorausschiebend, durch die unwillkürlich zurückweichenden Gegner wie durch eine Menschengasse mit einem gutmütigen Lächeln den Weg ins Freie.
So begann die politische Laufbahn des Herrn Amersin wie so manche andere mit einem Hinauswurf, und so begann sein Bestreben, in die öffentlichen Angelegenheiten der Stadt Wien jene Ordnung zu bringen, die er in seinem Hauswesen leider nicht herstellen konnte, wenn er auch alle „Lichtdiebe" und „Staubfänger" beseitigt hatte.
Bei Gelegenheit war ein „Sitz" frei und Amersin gewählt, er wußte nicht wie, noch warum und kümmerte sich um die ernsthaften Stadtgeschäfte. Daß man eine öffentliche Sache zu seinem privaten Vorteil wenden kann, fiel ihm freilich nicht ein, denn er suchte nur den Vorteil der Sache und darin war er eben — der einfältige Bauer. Die feinen Advokaten verstanden es besser. Aber er hatte beim Nachsehen erst recht seinen Spaß. So schützte sein Bauernverstand seine Unschuld, wenngleich in den politischen Dingen die Unschuld lange nicht den Wert hat, wie in der Liebe.

3.

Über die Mariahilferstraße zieht durch die reichste und bewegteste Vorstadt an den vollen Läden und Auslagen vorbei der Strom der Menschen. Die Stadt selbst wird ihnen zur Natur und das mit überraschenden Zufällen anstürzende, dann

eintönig fortbrausende öffentliche Leben, das sich zwischen den hohen steinernen Schluchten der Häuser hinwälzt, ein unheimlich lockendes Schauspiel, nicht anders als dem einsamen Anwohner des Meeres die Küste mit Flut und Ebbe.
Wer täglich über die Mariahilferstraße ging, kannte bei aller Mannigfaltigkeit ihre ständigen Erscheinungen, die hübschesten am Nachmittag, wenn mit der Muße die städtische Freiheit, die ehrbare Lüsternheit des Spazierengehens und Schlenderns begann, wenn die jungen Offiziere lachende Mädchengesichter unter Schleiern und Hüten suchten, wenn die jungen Studenten, die Mittelschüler in den oberen Jahrgängen mit der blassen, unreinen Haut und mit dem ersten Flaum an der Lippe und die Altersgenossinnen daherkamen, die kleinen Fräulein mit den Samtmützen, Spitzenkragen, mit Bändern um den Hals und Musikrollen oder Schultaschen in der Hand.
Die großen, schönen Frauen rauschten vorüber in faltigen, tieffarbigen Mänteln und Pelzkragen, dünne Schleier verraten die perlmutterfarbene Haut, das feuchtblitzende Auge, den Mund, die Lippen, die Zähne, ein leiser Hauch von Menschengeruch, mit künstlichem Blumenduft betörend gemischt, schwebt je und je in heißer Welle vorüber, macht diese Gestalten erglühen und enthüllt sie, die Menschenfrauen der großen Städte, als Nixen mit gierigen Mündern. Es gibt allerhand Kämpfe von Blicken, allerhand Werbung und Ausflucht, nichts offenbarer und schamloser als diese verkleidete Maskengeselligkeit der Straße! Verworrene Stimmen, Klappern der Fahrzeuge, Läuten der Glocken, Schallen der Hufe, Tuten von Hörnern, Schreien der Verkäufer, die unaufhörlichen Menschentritte, rufende Kinder, Schläge der Uhren, Rollen der Läden, kreischendes Eisen, knirschendes Holz, ächzendes Gedränge stößt in einen einzigen auf- und niedergehenden Lärm zusammen. Nichts reicher als diese mannigfaltige Üppigkeit der Straße, die den Schlendernden die Bilder allen Überflusses der Erde vor die müßigen, begehrlichen Blicke stellt! Haufen von Eßwaren, braunrote Schinken, weißer Speck, gelber Käse, Kränze von Würsten, goldschuppige Räucherfische, alles aus allen Zonen, Tiere und Früchte aller Gegenden in den Delikatessenläden aufgetürmt, schimmernde Juwelen aus allen Eingeweiden der Erde geholt und zurechtgeschliffen erglänzen in voller Beleuchtung, damit sich diese schlanken Hälse und blitzenden

Augen danach wenden, toll werden und wieder toll machen, Fluten schimmernder Stoffe wallen von den Gestellen hinab, Federn aller bunten Vögel winken aus durchsichtigen Vitrinen, und an allem wandeln Männer und Weiber vorüber, um deren Aufmerksamkeit diese vielfältigen Waren und Gelegenheiten flüstern, betteln, mit tausend Versprechungen buhlen. Jeder einzelne steckt in unzählbaren feinen, unsichtbaren Abhängigkeiten, indessen er sein schmales Endchen Freiheit nach dem schmalen Endchen Freiheit des anderen auswirft.

Der junge Ludwig Mainone, der an jedem Nachmittag über die Mariahilferstraße ging, suchte und sah jedesmal die zwei Gestalten, die hier Arm in Arm an der Kirchenseite von der „Linie“ etwa bis zum „Ringe“ und wie still und einsam sie auch wanderten, jedem aufmerksamen Betrachter auffallen mußten. Sein Weg schien Ludwig erst vollendet, wenn er diese beiden gesehen und gegrüßt hatte.

Er war schon in den Jahren, wo auch ein junger Bursch eitel wird, dümmer eitel, weil unbegründeter, als ein hübscher Backfisch gleichen Alters, und er gefiel sich leider gar nicht, trotzdem er nett angezogen war. Aber er wuchs seinen anständig geschnittenen Rock und die Hosen aus pfeffer- und salzfarbenem rauhen Stoffe zu rasch aus, und mehr als einen Anzug im Jahre konnte er nicht bekommen. Wenn er in die Scheiben der Läden sah, mißfiel ihm auch das Gesicht, sein ganzer Kopf aufs ärgerlichste, der aus dem mageren, kleinen Körper ebenso übermäßig ausgewachsen schien wie die Gestalt aus den Kleidern. Unförmlich starrte der Schädel in einem lockigen Wald von braunem Haar, als lebte jeder Teil dieses Gesichts auf eigene Faust und störte die anderen Züge. Einsam standen die unwilligen, scheuen braunen Augen, unbändig eine große Nase in schmalen blassen Wangen, ein zu kleiner Mund war fest geschlossen. Nein, er gefiel sich gar nicht und verlor sich deshalb gern aus dem Gesicht bei einem fremden guten Anblick. Und dieser war ihm tröstlich: Frau Elisabeth Frantzl, die mit ihrer achtzehnjährigen Tochter Corona an jedem Nachmittag von der Mariahilferlinie etwa über die rechte Uferseite dieses Straßenstromes bis hinab zum Ringe oder noch tiefer bis in die innere Stadt spazierenging und Besorgungen machte, um abends den gleichen Weg stromaufwärts im Licht der Laternen und im Gedränge der Heimkehrenden zurückzulegen.

Die beiden schritten Arm in Arm wie zwei Schwestern. Elisabeth sah noch jung aus trotz ihrer mütterlichen Jahre, und trotzdem sie sich meist dunkel trug in anschließenden, einfachen Kleidern, mit einem bescheidenen, schwarzen Hütchen auf dem blonden, wie es schien ein wenig ermatteten und nachgedunkelten, wenn auch noch vollen Haar. Aber sie war schlank und beweglich geblieben und schritt rasch und leicht, aufrechten Hauptes am Arme ihrer Tochter.
Corona ging freundlich, heiter, ebenso aufrecht, mit lebhaftem und unbefangenem Blick und zärtlich plaudernd, den Kopf ein wenig zur Mutter herabgeneigt, neben ihr, und in dem gleichen Schritt und Tritt der beiden schien eine harmonische, schöne Musik zu erklingen und zu schweben und für den jungen Ludwig Mainone, so oft er die beiden von weitem schon erkannte, den ganzen unbestimmten Lärm der Straße mit einem ruhigen Wohllaut zu übertönen. Corona ging in farbigen Kleidern, einfach, doch stets durch irgend eine liebliche, gefallsame Kleinigkeit ausgezeichnet, wie sie eine zärtliche Mutter einer bewunderten Tochter zudenkt. Das Schönste aber war ihr volles, weiches, von zartem Rot überhauchtes, weißes Kindergesicht in leisem Pfirsichflaum, mit dem unschuldig sinnlichen, unbestimmt lächelnden Munde, mit den offenen blauen Augen, mit der geraden, scharf gezeichneten, aber an der Stirne weich und leicht angesetzten Nase, an deren Sattel es wie eine liebliche Mahnung an das Gewöhnliche sogar ein paar ganz gerechte Sommersprossen gab, und über der niedrigen, geraden Stirn das goldblonde reichste Haar, das unter jedem Hut hervorquoll und seine seidenen glänzenden Locken bis an die Wangen drängte. Sie trug darum auch nur zaghafte Andeutungen von Hüten, Mützchen oder Häubchen oder wie man diese Falterchen von Kopfbedeckungen nennen wollte, denn Corona hatte wahrlich eine Krone von goldenem Haar.
Hatte Ludwig vor den beiden ehrerbietig seinen Hut gezogen und ihren freundlichen Dank, ein lächelndes Zunicken, geschenkt bekommen, so war sein Spaziergang eigentlich beendet und hatte seinen Zweck erfüllt. Er konnte einigermaßen getröstet und halbwegs vergnügt in sein Haus zurückkehren.
Corona Frantzl war nämlich seine Jugendgespielin, und er duzte sich mit ihr. Das war heute noch eine sichere, unumstößliche Tatsache, wenn er auch über kurz oder lang dieses Du ver-

lieren würde, denn ein Mädchen mit sechzehn Jahren ist ein Fräulein und geht morgen schon auf jeden Ball, aber ein Bursch mit sechzehn Jahren, mag er sich an Verstand und Gefühl weit erwachsener vorkommen, bleibt doch eben leider nur ein Schuljunge und noch dazu mit einem bangen Gewissen hinsichtlich der Mathematik und mancher anderer Gegenstände.
Seine Jugendgespielin aber war sie und liebenswürdig genug, die Tatsache vorläufig anzuerkennen, wenn er sich gleich darüber keiner Täuschung hingab, daß es mit dieser Erinnerung nicht sehr weit her war.
Ludwig hatte nämlich mit seinen Eltern als sechsjähriger Bub den Sommer draußen in einem der Wienerwaldorte zugebracht, in demselben Hause wie die Familie Frantzl, und wenn seine Mutter eine Torte gebacken hatte, war Corona an der Schwelle seiner Wohnung neben ihm gesessen, und er und sie hatten den Weitling und jedes einen Kochlöffel bekommen und den Rest des rohen süßen Teiges aus der Schüssel oder vom Eingesottenen, das über dem Herde in großen Mengen eingemacht worden, den abgesiehenen Schaum aus kleinen Tellern auskosten dürfen. Ludwigs Mutter, die im Gespräch gern eine sehr gewandte Phantasie spielen ließ und ungemein poetische Erinnerungen und Stimmungsbilder ins gemeinere Leben einzuflechten verstand, erzählte auch mit genauer Ausmalung — denn sie war eitel genug, ihren Buben mit einem so schönen Geschöpf in einen von der Vorsehung gefügten Zusammenhang zu bringen —, daß die beiden Kinder einander damals auch oft und gern in lauter Zärtlichkeit umarmt hatten, wobei Ludwig, ungeschickt genug, nicht ermangelt haben sollte, Corona in seinem liebenden Ungestüm in die Brennesseln zu werfen.
Aber Ludwig konnte sich an diese Tatsachen leider gar nicht mehr erinnern. Wie sollte Corona an solche fragwürdige Vergangenheiten denken? Ludwig dachte vielmehr bloß an die einzige Tatsache dieser fernen Sommertage, daß sein Vater, der Arzt war und unter der Woche nur spät abends hinauskommen konnte, den ganzen Sonntag draußen verbrachte und ihn frühmorgens, in einem gelblichen Nankinganzug, einen großen gelben Strohhut auf dem Kopf, mit heiterem, erwartungsvollem Gesicht aufzuwecken pflegte. Ludwig erinnerte sich auch, wie rasch er immer aus dem Schlaf und dem Bette gesprungen war, sich wusch, den heißen Morgenkaffee hinuntertrank und

dann an der Hand des Vaters auf die Schmetterlingsjagd auszog.
In allen anderen Erinnerungen spielte Corona leider nicht mit. Später gab es nur gelegentliche Besuche und Kinderjausen mit vielen anderen kleinen Gästen, wobei Coronas Vater drollige Schattenspiele vorführte, nachdem man eine köstliche Eiscreme aus vielerlei Früchten genossen hatte. Aber so holde Vertraulichkeiten und sagenhafte Umarmungen in Nesseln waren gewiß nicht mehr vorgefallen.
Wenn Ludwig sein sehr bereitwilliges Herz befragte, so konnte er übrigens durchaus nicht sagen oder glauben, daß es etwa für Corona besonders schlug. Nein, er wagte es gar nicht, sie zu lieben, aber die Schönheit, das menschliche Wunder in ihr betete er gläubig an, das ihm so selten entgegengetreten war und das er so oft und überall so angstvoll suchte als den eigentlichen Glauben, der das Leben rechtfertigt. Er dachte immer an sie, und es gefiel ihm sehr wohl, daß seine Mutter, die mit Frau Frantzl einen ständigen freundlichen Besuchsverkehr unterhielt, auf den Einfall kam, mit einer ähnlich gestimmten Familie, dem Hause Hebenstreit, allerhand junge Leute und Mädchen zu geselligen Abenden mit Spielen und Tanz einzuladen. Trotzdem hielt er diesen angeblich der Kinder halber ausgeheckten Einfall für eine der Großtuereien, die seine Mutter jezuweilen aufstecken mußte, denn Ludwig kannte leider nur zu genau die freilich möglichst kunstvoll verborgen gehaltenen mißlichen Vermögensumstände seiner Eltern. Sein Vater, der Sohn eines armen mährischen Dorfschullehrers, hatte unter Entbehrungen und Not studiert, war in Wien Arzt geworden, denn er besaß die Mittel nicht, sich der stillen Naturforschung zu widmen, wonach seine eigentliche sinnige Begabung verlangte. In Wien hatte er auch bei irgend einer Gelegenheit seine Frau kennengelernt, eine gebürtige Russin, die von ihren Eltern auf Reisen ausgeführt worden war, vermutlich weil sie daheim allerhand unangenehme frühe Verwirrungen bei sich selbst und bei anderen Leuten angerichtet hatte. Sie war noch heute schön — wenigstens nach der Meinung der anderen —, und mußte es damals um so mehr gewesen sein, reif, üppig, mit einem kleinen, aber beweglich verlockenden Körper, mit einem Gesicht, das durch die slawisch hervorstehenden Backenknochen etwas grausam Reizendes bekam, mit roten Wangen,

deren Blut unter einer schier durchsichtigen, gläsern sprüngigen Haut in einem dichten rosigen Netz von unzähligen Äderchen ausgebreitet war, mit feuchten, gründunkeln Augen, weißen, gesunden Zähnen und mit einer abenteuerlichen Lebhaftigkeit und scheinbar geistreichen Gewandtheit. Sie sprach deutsch ebensogut wie französisch mit einem ganz entfernten fremden Anklang, der, was sie sagte, immer besonders hervorhob, aber auch unheimisch und dadurch unheimlich machte. Das Auftreten der Eltern und des Mädchens ließ großen Reichtum vermuten, so gab sich denn Ludwigs Vater dem Reiz dieser überraschenden Begegnung — er hatte vordem in Armut und Fleiß zu solchen Abenteuern wahrlich keine Zeit gehabt — mit gutem Gewissen hin. Und wie es so geht, wenn ein kindlicher, sorgloser Mensch einmal berechnend sein zu dürfen glaubt: er gedachte nicht nur eine schöne und geliebte, sondern auch eine reiche Frau zu bekommen, die ihm ein sorgloses, freies Leben sichern würde. So heiratete er denn gleich.
Aber statt der erhofften großen Mitgift händigten ihm die Eltern seiner Braut vor ihrer Abreise in den fernen russischen Osten — Gott mit ihnen und auf Nimmerwiedersehen — ein paar bescheidene Wertpapiere ein, nach welcher Zahlung sie sich unter gerührten Segenswünschen empfahlen. Bei den ungemessenen Ansprüchen der jungen Frau, die, an den sprichwörtlichen wohlfeilen russischen Überfluß und an das sorglose, üppige, gesellige Leben gewöhnt, ein gleiches hier fortsetzen wollte, gingen diese wenigen Wertpapiere sehr bald in Kleider und Vergnügungen und sohin in Rauch auf, und Doktor Mainones ärztliche Praxis, die bei seiner Bescheidenheit wohl ausgereicht hätte, seine Familie mit besonnener Lebensführung vor Sorge und Not zu schützen, genügte lange nicht, die weitwendige Beweglichkeit der jungen Frau gebührlich zu erhalten, die in der großen Wohnung, mit vielem gesellschaftlichem Verkehr, mit ihrem Bedürfnis zu glänzen, eine Rolle zu spielen, auf Menschen zu wirken, im raschen Fahrwasser des Leichtsinns getrost weitertrieb und den Mann notwendig mit sich riß, der ihr verfallen war. Als er eines Tages und dies sehr bald wußte, das sogenannte Vermögen seiner Frau sei aufgezehrt, und von ihr verlangte, sie möge sich nun einschränken und vom Vorhandenen bescheiden leben, um ihr Kind, den einzigen Knaben, ordentlich zu erziehen, fing die erste jener Szenen an, die

Ludwig bis zum Überdrusse kannte. Sie weinte, schluchzte und stieß dabei schreiende Anklagen über ihr verpfuschtes Dasein aus, gegen den armseligen Mann, der seiner Frau nicht einmal das Notwendigste zu bieten imstande sei. Ein anderer würde das Geld stehlen und sich das Blut aus den Nägeln hervorarbeiten, seine Frau zu ehren. Sie schaue sich nur mit Staunen und Ekel die anderen Weiber rundherum an, diese Gänse und niedrigen Kreaturen, aber je armseliger, um so herrlicher lebten sie. Man trug diese Puten auf Händen, man betete sie an, sie, die ihr an Schönheit, an Geist, an Herkunft nicht vergleichbar waren, die ihr nicht das Wasser reichen konnten, ließen in den ersten „Salons" arbeiten und strotzten in sündhaften Toiletten; zum Schweinehüten gerade gut genug, wohnten sie in Möbeln von Schloßcharakter. Sie hielt mit ihrem Schicksal gereizte Zwiesprache, und mit gerauften Haaren, Selbstmorddrohungen, verzerrter Miene enthüllte sich in theatralischen Ausbrüchen eine unwandelbare Zuchtlosigkeit, die schon dem Knaben Haß gegen die Mutter einflößte. Vor diesem Haß empfand er wieder selbst ein lähmendes Grauen wie ein Verfluchter. Wenn ein solcher Anfall, den der Vater mit Ruhe und Geduld über sich ergehen ließ, abgebraust war, wurde die Frau wieder zärtlich, weinte, bat um Verzeihung, wobei sie ebenso theatralisch mit Schluchzen und Flehen und edelm Verzicht spielte. Schließlich setzte sie sich an den Schreibtisch, um von daheim eine Sendung Geldes zu erbitten. Die kam denn auch, weil ihre Leute sich doch irgendwie verpflichtet fühlten, die verduftete Mitgift in bescheidenen Teilbeträgen wenigstens verschmerzen zu machen und sich die Befreiung von diesem feurigen töchterlichen Übel ein leidliches Opfer kosten zu lassen. Und der Doktor Mainone ließ es geschehen, denn anders konnte er die Lebensweise seiner Frau und das kostspielige Hauswesen nicht aufrecht halten. Warum er sich nicht beizeiten aus dieser ungemäßen Ehe losmachte, die ihn früh genug erdrückte, nachdem sie ihn entwürdigt hatte, war dem Knaben freilich unklar, der an dem geduldigen, stillen Vater mit zärtlicher Liebe hing. Später verstand er auch diese qualvolle Unlöslichkeit, und daß er selbst sein gut Teil Schuld daran hatte, ohne es freilich zu wollen und zu wissen.

Kam eine Sendung Geldes, so ging eine kurze Weile alles wieder flott und heiter vonstatten, bis zum nächsten Mangel und

zu einer neuen weiblichen Unerläßlichkeit, der die gleiche alte Szene mit den gleichen Worten, Gedanken, Gebärden diente und der unvermeidliche, großartig abgerungene Brief als das entsetzlichste Opfer folgte, das Frau Mainone ihrem unwürdigen Mann und ihrem Kinde bringen mußte, und worin sie sich als tragische Heldin und Mutter fühlte. Im Laufe der Zeit arteten diese Ereignisse noch durch das Hinzutreten sogenannter Krankheiten aus, die einerseits für die Bedürfnisse und Wünsche der Frau nach Reisen, Abenteuern, Genüssen erhöhte, zwingende Gründe liefern, andererseits den Mann vor ihr selbst noch bitterer ins Unrecht setzen sollten, der sie an solchem notwendigsten Mangel leiden ließ. Sie warf sich steif und starr auf den Boden, freilich nur, wenn irgend ein unerwünschter Zeuge ihres Zustandes anwesend war, und konnte eine Stunde lang wie ein Stück Holz daliegen.

Diese ganze böse Nichtigkeit war aber stark genug, das Edlere in ihrer Umgebung völlig niederzuzwingen und allmählich gemein zu machen. Ludwig haßte diese Mutter! Er durchschaute alle ihre Einbildungen, ihren Selbstbetrug und ihre unverschämt fortgesetzten Täuschungen anderer! Er ersah keinen einzigen Zug an ihr, der irgend etwas Versöhnliches gehabt hätte. Sie erschien ihm wie ein böses, schamloses, reißendes Tier, das andere anfällt und sich an den Qualen weidet, die es angerichtet, und wie sollte eines ihrer Opfer, geschweige denn ihr Kind, an diesem Wesen Tröstliches finden!

Freilich liebte ihn diese Mutter auf ihre Art und verwöhnte ihn mit übermäßigen Zärtlichkeiten, durch die sie ihn zu bestechen suchte, bald aber jagte sie ihn mit rohen Launen wie mit Fußtritten weg und reizte ihn bis zum Äußersten.

Er haßte sie, weil sie, die eigene Mutter, ihm den Glauben an die Mutter, damit an den Menschen überhaupt, die eigentliche, hoffnungsvolle Unschuld der Kinder: das Vertrauen selbst umgebracht hatte, und weil sie in seinen Augen auch den Vater herabsetzte und verdarb, der dies alles ertrug, der dieses Geld erbetteln ließ und davon zehrte, der vielleicht nur soviel Geduld aufbot, weil er zum Leben einer mühseligen Arbeit zu schwach war, weil er selbst auf dieses fürchterliche Behagen nicht mehr verzichten konnte.

Und er haßte sie, weil ihn ihre Gefallsucht anwiderte. Er verstand nur allzu früh diese Blicke ihrer feuchten, glänzenden,

buhlerischen Augen, die überall um Gefallen warben, die überall ähnliche Blicke suchten und erweckten, in jedem beliebigen Manne, dem sie gegenübersaß, der sie reizen mochte. Schon als ganz kleiner Junge brannte er vor zorniger, mühsam unterdrückter Aufregung, die Gespräche durch offene Feindseligkeit abzuschneiden, die sie mit wildfremden Männern anknüpfte. Und später verstand er erst Näheres, Entsetzlicheres und nahm es wahr!

Es gab eine Szene in einer Nacht der weiten Wohnung unter den Möbeln, die in der Aufregung hin und hergeschoben wurden, während eine Kerze stechend in die Augen des schlaflos lauschenden Knaben brannte. Der Vater sagte der Mutter alles ins Gesicht hinein und den Namen dafür. Nach diesem Wort, das aufklatschte wie eine Ohrfeige und von einem schluchzenden Wutschrei der Frau erwidert wurde, verstummten beide in einem Entsetzen, das keinen Ausweg mehr fand. Und ihre Tränen dann nach einem großmütigen theatralischen Selbstmordanerbieten, ihre falsche Demut und Unterwerfung, das ekelhafte Verzeihen und Begraben der Erinnerung in einem allzu wachen Gedächtnis, so daß das Scheintote ewig lebendig im Innern tobte und bei nächster Gelegenheit hervorbrach! Mochte der Vater verzeihen! Mochten die Menschen von der Freiheit schwatzen und alle Verhältnisse nach dieser angeblich gerechten Freiheit des einzelnen beurteilen! Aber die Kinder haben anzuklagen und Recht zu sprechen, denn mit ihnen wird gespielt in dieser Freiheit, und es geht um ihre Seele! Wie konnte Ludwig jemals wieder gut werden, der das sehen mußte, und wie die Mutter sich bald um so trotziger in ihrem Hochmut aufwarf, ihre hetzerischen Vorwürfe um so schamloser erneute, als sei alle Schuld bei dem Vater, dem sie um so dreistere, hartnäckigere Beschimpfungen ins Gesicht schrie, den sie um so heimtückischer schmähte, je wehrloser er sich mit seiner Verzeihung allen Rechtes begeben hatte und ganz ermüdet bloß hinnehmen mußte, wovon er sich nicht mehr befreien konnte. Sie lag wie ein Alp auf zwei Herzen. Ludwig war jetzt in den Übergangsjahren, wo man in jedem Nerv des Körpers, in der Haut selbst, in allen Organen alles Körperliche des anderen Geschlechtes fühlt. So versetzte ihn diese Frau, seine Mutter, in ein leibliches Unbehagen, wenn sie ihm nahe kam, wenn er ihre Liebkosungen erwidern mußte, denn in den ruhigen Zwischenzeiten der Familie war er das

wehrlose Opfer ihrer übertriebenen Zärtlichkeit, die ihn ärger brannte als Mißhandlung.
Aber er war trotz allem eben jung und freute sich, daß es Abende mit jungen Mädchen und Tanz und Spielen geben sollte.
In der Schule führte er ein Halb- und Traumleben, recht als ein uneigentlicher Mensch, den ein zweites zwingendes Ich über dem anderen, scheinbaren täglichen bestimmt, und er war durch seine frühe Einsicht unter den unschuldigen, derben und gewöhnlichen Altersgenossen gewissermaßen gezeichnet. Worin er ihnen allen überlegen war, das konnten die Dümmeren, die Glücklicheren nicht verstehen. Hingegen waren sie stärker als er im Gebrauch ihrer leiblichen zufriedenen Kraft und in der Selbstverständlichkeit, mit der sie lebten, balgten, ihre Laster pflegten und das Gute und Schlimme ihrer Natur unbesorgt austollen ließen. So stand er ihnen gegenüber, sowohl ein schamhaftes, ängstliches Kind, als ein überlegener, kühler und anmaßender Mensch, aber zu schwach, ihren Fäusten und Schreien zu begegnen. Täglich brachen sie in seinem Bezirk ein, verwüsteten seine Gedanken, verspotteten den Hochmut, der ihren Umgang ablehnte, und zwangen ihn in die unwürdige Knechtschaft seines Schülerdaseins zurück. Er war ungleichmäßig und launenhaft begabt, beherrschte alles, was nicht lernbar ist, und war dabei armselig untauglich, das schulgemäße Wissen zu erwerben und auf Verlangen anzuwenden. Seine Unfähigkeit, in dieser groben, ungeschlachten, lustigen, dreisten Gemeinschaft mittelmäßiger Burschen mitzuleben und fortzukommen, beschämte Ludwig aufs tiefste. Unter seiner mathematischen Gottverlassenheit zum Beispiel konnte er wie ein Verurteilter leiden und sich für einen lebensunwürdigen Schwachkopf halten. Die Lehrer taten wenig dazu, ihn aus dieser kümmerlichen Zweifelexistenz zu befreien, besaßen sie selbst doch wie die Jungen, die sie lehrten, die zarteren Empfindungen nicht, den zarteren Menschen, gar die verschwiegenen Leiden des Knaben zu ahnen. Vielmehr waren sie meist selbst ähnlich ungeschlachte, alt gewordene Bengel mit dürftigen Kleidern und überlegenen Mienen, die ihre große Macht über eine Klasse zu Ausschreitungen eines wiehernden Selbstgefühls ausnützten, bellerten, dreißig Burschen in Angst hielten, schlechte Noten wie Schwerter über dreißig Häuptern hängen ließen, sich an der Qual weideten und den überraschten Übeltäter an das Kreuz einer endlosen Stunde mit

Witzen annagelten, zu denen die gehetzte Schadenfreude der übrigen im Chorus mitbrüllte.
So war Ludwig zwischen Schulelend und häuslichem geteilt, hier wie dort in sein eigenes schamvoll unschuldig-schuldbewußtes Wesen zurückgescheucht in die peinvolle Selbstbezweiflung, die einen Knaben zwar zeitig vollendet, aber ihm damit auch die Jugend wegnimmt, ehe er sie durchwachsen hat, er fühlt sich reif vor jeder Blüte.
Und doch stand über all dieser Qual und Trauer, über all diesem Ungenügen der Sternenhimmel einer Bewußtheit, die mit feierlichem Ernst dies alles als ein schicksalhaftes, absichtsvolles Leidenmüssen erkannte, das noch nicht gesagt, noch nicht ergründet werden konnte, aber irgendwie als eine gemäße Einheit sich irgendwann in einer furchtbaren Gerechtigkeit erweisen würde.
Ludwig machte Verse und war in diesen kindlichen Betätigungen seiner Sehnsucht nach Befreiung am Ende doch glücklich wie ein Kind mit seinen Spielen. Es fiel ihm gar nicht ein, sich für einen Dichter zu halten, nur am Geiste selbst, das wußte er, besaß er seinen Anteil. Diesen durch so viel Leid erworbenen konnte ihm niemand rauben.
In Ludwigs Klassenzimmer stand zuhinterst eine Reihe ganz neuer, lichtgelber, glänzend gefirnißter Schulbänke, während die vorderen aus dunkelbraunem, tintenübergossenem, vieldurchfurchtem, mattem Holz waren. An einem Nachmittage verbrachte Ludwig eine freie Stunde in diesem Klassenzimmer. Er war wohl mit Absicht zu früh gekommen, wartete hier in der Stille des warmen Raumes und sah auf den schneebedeckten Garten hinab. Das Gymnasium befand sich in einem alten, ehemals fürstlichen Palais, woran noch die breite Treppe, ein üppiges buntes Deckengemälde im Festsaal mit lose gewandeten allegorischen Frauengestalten und nackten, gelbrosigen Putten und die hohen, von Pilastern eingerahmten Fenster des ersten Stockwerkes erinnerten und eben der jetzt öffentliche Garten dort unten, mit seinen paar zerfressenen Sandsteinfiguren und Brunnen und alten, in großem Rund oder reihenweise gesetzten Kastanienbäumen, unter denen Kinder spielten und Dienstmädchen mit Soldaten schöntaten.
Müßig und gedankenvoll töricht setzte sich Ludwig an eine dieser neuen, unberührt strahlenden Schulbänke und begann mit sei-

nem scharfen Federmesser, aber recht ungeschickt, denn seine Finger waren zu derlei Leistungen nicht geeignet, aus prickelnder Freude über die bevorstehenden geselligen Abende, in das frische lichte, weiche Holz einzuschneiden. Unversehens erwuchs genau in der Mitte des Pultes ein schönes rundes, mächtiges C, und damit Coronas Name auch durch das entsprechende Symbol ausgezeichnet sei, kam nun eine Krone mit vielen Zacken darüber, und Ludwig unterließ nicht, jede Zacke mit einem Kügelchen mühevoll abzuschließen. Er war mit dieser Arbeit fertig, ehe die lärmenden Kollegen einbrachen, wandte sich, als er sie draußen auf dem Gange poltern hörte, ans Fenster und hatte längst das angerichtete Unheil vergessen, als die Schandtat entdeckt und zum Gegenstand einer peinlichen Untersuchung gemacht wurde. Der Direktor selbst leitete — der Wichtigkeit des Frevels entsprechend — diese Untersuchung, ein sonst eitler, selbstgefälliger, aber dabei nicht unguter Mensch, der auf angenehme und elegante Formen hielt und mit wehenden weißen Locken in ordentlichen Anzügen und glänzend gewichsten Schuhen, schlank und hochgewachsen, einem weltgewandten Abbé der alten Zeit glich und Ludwig wohlwollte, weil er noch dessen Vater unterrichtet hatte, weshalb er den beiden Mainones eine herablassende und schützende Freundschaft bewahrte. Es war nun freilich recht ärgerlich spannend, wie diese Untersuchung immer näher an die Wahrheit heranfühlte, wie durch Zeugenaussagen festgestellt wurde, wann die neue Bank zuletzt noch tadellos und unberührt gewesen war und wann man sie zu erstenmal so geschändet wahrgenommen hatte. Auch wußte man genau, wann und wie lange das Zimmer leer gestanden war. Es blieb nicht mehr viel Raum zwischen Ludwigs einbekannter Anwesenheit während der freien Stunde und der entdeckten schmählichen Tat. Aber sei es, daß der Direktor Ludwigs glühende Wangen bemerkte, oder daß ihn diese erste sichtliche zweifellose Huldigung für ein Mädchen rührte, oder daß er den Sohn seines einstigen Schülers, also gewissermaßen einen geistigen Enkel, schonen wollte, kurz, er brach die Untersuchung rasch ab und sagte nur, ein andermal würde er eine so zuschanden gemachte Schulbank den Eltern des Holzschnitzers zur gefälligen Bezahlung und privaten Weiterverwendung ins Haus schicken, denn sie koste einen Haufen Geldes, und dann würde der Betreffende derlei Frevel wohl unterlassen.

Schlimmer aber wurde Ludwig für ein Gedicht mitgenommen, das Coronas goldenes Haar in einer horazischen Ode besang. Er hatte es in ein Notizbuch sauber abgeschrieben, das er arglos in einer Tasche seines pfeffer- und salzfarbenen Rockes verwahrte, ohne weiter etwas Arges zu gewärtigen, denn er betrieb seine Poesie als eine selbstverständliche stille Übung, von der er keinem etwas sagte und voraussetzte, daß auch niemand von ihr Kenntnis haben möchte. Wenn es sich freilich um ernstliche Teilnahme gehandelt hätte, wäre keiner der robusten Schlingel fähig oder willens gewesen, sich um Ludwigs Verse auch nur einen gähnenden Augenblick lang zu kümmern, da es aber einen Spott galt auf ein als „anmaßend“, „blasiert“ und „hochmütig“ verachtetes Bürschchen, ward er gerade in seinem horazischen Tun belauscht.
Einer der gescheitesten und findigsten großen Jungen dachte sich dies aus, einer, der mit nüchternem gutem Verstande das Schulleben leicht bewältigte, ohne durch besonderes Gewissen oder irgend eine zartere Lebensschuld gedrückt zu sein. Der Fischl Karl stammte aus einem anständigen wohlhabenden jüdischen Fabrikantenhause, und schon seine Eltern waren für ihren scharfen, rücksichtslosen gutgelaunten Witz berühmt, der freilich nichts verstand und wußte, was jenseits der nach dem Nächsten greifenden Folgerichtigkeit lag. So konnte sich der Sohn über alles Pathos der großen Dichter aufs schmählichste lustig machen und mit dem sogenannten guten Menschenverstande alle tragischen Konflikte als ebenso viele irrsinnige Unnötigkeiten abtun und verulken. Über alles, was er so in die Ebene seiner zwecklos begabten Alltäglichkeit herabgezogen hatte, brach sein findiges Maulwerk dann in ein höhnisch heulendes Gelächter aus, das für Ludwig Mainones gequältes Ohr immer unheimlich klang wie eines Wolfes auf Raub. Fischls häßliches Gesicht mit dem befriedigten Ausdruck eines selbstbewußten und verstandesrichtigen Siegers glich dann selbst irgendwie einem satten Wolfsgesicht, sein großer Mund mit den vorstehenden Zähnen geiferte im Lachen. Der Mensch, der auf seine Weise ebenso früh reif war wie Ludwig, blieb freilich später auf dieser Stufe stehen, denn was soll aus einem kalten, seiner selbst gewissen, begrenzten Verstande noch weiter werden als eben was er ist und bleibt? Er wurde nachmals ein verbissener Sozialdemokrat, trachtete aufs

inständigste die ganze Welt auf die niedrige Ebene der Gleichheit zu bringen, wie er sie verstand, und hielt dies sogar noch für eine höchst sittliche Handlung, wenn er mit seinem Verstande die ganze Menschheit sich selbst und untereinander gleichsetzte und dadurch gewissermaßen anerkannte. Das ist denn freilich auch das höchste Maß von Gerechtigkeit oder Güte, deren ein kahler, hochmütiger, frühreifer Verstand überhaupt fähig ist, welcher weder wachsen noch einen Mann über sich selbst hinaus erheben kann. Immerhin sollten sich diejenigen, die ein solcher Verstand hochmütig anerkennt und herablassend als Brüder, als gleiche neben sich läßt, eigentlich auch über die Gleichheit Gedanken machen, welche mehr entwürdigt als befreit und wider die Wahrheit der Natur die Lüge eines Verstandes ausspielt, an der sich das wahrere Gefühl gar bald als an der steinharten Grausamkeit und Kälte blutig stoßen muß. Denn nach dieser Gleichheit kann nichts mehr kommen, wie auch aus ihr nichts mehr werden könnte als aus einem satten, ohne Leistung und ohne Bedeutung vorweggenommenen Endziel.
Kurz der Fischl Karl hatte allen Grund, auch dem Ludwig Mainone als einem seiner ewigen Gegenspieler grundlos einen herabziehenden Schaden zuzufügen und den Ungleichen durch einen Possen gleich und gemein zu machen, belauschte also dieses besagte Notizbuch, stahl es dem Arglosen in einem geschickten Überfall — er war ja auch kräftiger als der Mainone — aus der Tasche, schwang es hoch in der Luft, wehrte den entsetzt Nachstürzenden, der es ihm entreißen wollte, ab, verzog sich hinter dreißig anderen Schulgenossen, die auf den Spaß erpicht und vorbereitet waren, und las hinter ihrer Mauer mit seiner höhnenden schreienden Stimme, indem ihm der Geifer aus dem Munde troff, das Gedicht auf Coronas goldenes Haar vor. Und die Jungen wieherten dazu, indessen Ludwig vergeblich an ihrer lebendigen Mauer emporsprang, um dem Kerl oben das Notizbuch zu entreißen.
So schämte er sich seiner selbst und maß seinen Versen mehr Schuld bei als dem heulenden Wolf, der, mit eigentümlich gebücktem Gang und langhängenden Armen sein Opfer aus den graugrünen Augen höhnisch anblickend, davontrottete.
Ludwig ging mit hochmütig geschlossenen, zuckenden Lippen, abgewandten Gesichtes stumm nach Hause an einer Mauer von

höhnenden Jungen vorüber und spürte, das Geschau und Gezischel von dreißig heulenden Räubern stechend in seinem Rücken, das Feuer ungeweinter blutiger Tränen in seinen Augen und das Fieber einer unvergeßbaren moralischen Qual in seinen Wangen.

4.

Die Vorbereitungen zu dem ersten dieser Tanzabende, die abwechselnd bei verschiedenen befreundeten Familien stattfinden sollten, boten der Frau Doktor Mainone Gelegenheit zu beweglicher, erhitzender Tätigkeit und Geschäftigkeit, deren sie bedurfte, um sich zu fühlen. Tage vorher kehrte sie, mit einem weißen Turban auf dem Kopfe und mit Besen und Flederwisch die Dienstmädchen befehligend, in der Wohnung das Unterste zu oberst, aus dem Empfangs- und Ordinationszimmer, einem saalartigen Raume, wurden Tische und Schränke entfernt, die Fauteuils kamen an die Wand, während die weite Mitte unter dem Kronleuchter zum Tanzen frei blieb. Das Pianoforte stand in der Ecke. Aus dem Büfett des Speisezimmers wurden Lasten von Tellern und Schüsseln in die Küche, von dort wieder zurück auf die weitausgezogene Tafel getragen und in etwa vierzig Gedecken aufgestellt, obenan für die Erwachsenen, für die Eltern und Ehrengäste, unten für die jugendlichen Helden des Abends. Von den Nachbarn entlehnte Frau Mainone Stühle, Eßbestecke, Gläser, denn ihr Vorrat reichte gar nicht für so viele Gäste. Das mußte alles unter Klappern, Klirren, Scheuern und Schleifen gezählt und überwacht werden, und in der dampfenden Küche gab es ebensoviel Arbeit wie Lärm. Dort wurde dreierlei Fleisch gebraten und in zahllose dünne Scheiben aufgeschnitten, Schinken und Wurst dazu, Butter durch eine „Rose“ in allerhand zierliche Formen gepreßt und mit verschiedenen Käsen zu verlockenden Türmen aufgebaut, Petersilie, Schnittlauch, Mixed-Pickles, Sardinen, Senf, grüner Paprika kamen als bunte Garnierungen malerisch auf die Fleischschüsseln und im Triumph eine Herrlichkeit nach der andern auf die Tafel. Eigens gebackene, kleine weiße Semmeln und Salzstangen lagen paarweis vor jedem Gedeck. Und dann die Süßigkeiten in den Aufsätzen: Krapfen und „Busserln“ und Torten und mandelgespickte schokoladene „Rehrücken“, zitternde „Cremes“ in Schwarz und Weiß und Äpfel, Orangen, Feigen und

große Krachmandeln wegen der geschätzten Vielliebchen. Während Frau Mainone in Küchendampf und unter Kommandorufen wie ein Kapitän, mit geröteten Wangen diese Schlacht befehligte, brannte das tägliche Mittagessen an und wurde in einem Winkel hastig gegessen, um möglichst wenig Zeit und Laune für das eigentliche große Werk wegzunehmen. Dieses Fest zehrte sicherlich das halbe oder ganze Monatsgeld seiner Mutter in schmorendem Fett und backenden Süßigkeiten auf, noch bevor es ausgekostet war, und verursachte im weiteren Verlauf der Geschichte unweigerlich eine große Szene mit einem Anfall von Lebensüberdruß, Vorwürfen, sogar höchstwahrscheinlich mit einer viertelstündigen Leblosigkeit, mit einem sogenannten Herzkrampf und dann mit einem heroischen Aufgebot der letzten Kraft und des äußersten Entschlusses am Schreibtisch zu einem schwungvollen Briefe an die russischen Verwandten über das nagende Hungertuch des Mainoneschen Hauses. Das alles aber war vergessen, als am Abend die Tafel mit dem glänzenden Damast gedeckt stand, von dem sich die großen alten Wedgewoodteller — Frau Mainone hatte sie aus irgend einer sonst unergiebigen Familienerbschaft geborgen — mit den plumpen, verschwommenen dunkelblauen Blumen üppig abhoben. Geschliffene Gläser, silberne Schüsseln, Porzellanschalen leuchteten, und die Platten voller bunter Speisen warteten höchst feierlich auf die baldige Zerstörung.

Mitten im anstoßenden Saale hing der Kronleuchter mit vierzig Kerzen, deren warme Lichter durch die geschliffenen Glasprismenketten gebrochen, durch den hohen Wandspiegel vervielfacht schienen. In den Ecken, an den Tischchen füllten Stehlampen unter seidenen orangefarbenen Schirmen die stilleren Winkel mit mattem Schein. Frau Doktor Mainone war gerüstet, sie trug ein grünes, am Halse eben genugsam ausgeschnittenes Seidenkleid, einen Amethystschmuck an der Brust, ihre Augen glänzten befriedigt und erwartungsvoll, und ihre Wangen mit den vielen roten Äderchen unter der dünnen Haut leuchteten fiebrig, sie lächelte ihren Jungen zärtlich an, dem zuliebe dies alles angelegt war, und der, bedenklich gespannt, in seinem ersten Smokinganzug dastand, während der Vater, auf Krankenbesuch auswärts, wohl erst ankam, wenn die Geschichte so recht im Gange war.

Endlich das erste Klingeln der Hausglocke, gleich darauf ein

zweites und drittes und das gedämpfte Reden, Scherzen, Gehen, Mantelablegen der Ankommenden im Flur.
Die geehrtesten Gäste erschienen zuerst, mit denen sich Frau Doktor Mainone brüstete, deren Freundschaft sie innig genoß und vor der Welt gleichsam zelebrierte, denn Hebenstreit war ein leibhaftiger General mit roten Hosenstreifen und goldenem dreigesternten Kragen, ein lächelnder, liebenswürdiger, verbindlicher hoher Offizier und Herr, mit vielen Orden an der Brust, aber trotzdem und eben deswegen von gewinnender Freundlichkeit. Da stand unscheinbar, doch bescheiden vornehm seine Frau und, ach, ihr Sohn Raimund nicht zu vergessen, dem zuliebe ja diese Abende auch eingerichtet werden sollten. Das war das Unglück im Glück dieses sonst so ehrenden Verkehrs. Er schob sich nämlich, ein ungeheuer ausgestreckter und maßlos weitergewachsener Alraun, mager, grobknochig, mit Armen, die ihm bis über die Knie reichten, und mit langen Beinen, unbeholfen schlenkernd, seitlich vor, seinen Fischmund mit herabgezogener Unterlippe und wenigen verdorbenen, braunen spitzigen Zähnen verlegen aufsperrend, wobei ein hohles Lachen wie die Stimme eine Bauchredners hervorkam. Das mühselig greinende Gesicht mit den weit hervortretenden wasserblauen Augen und der fliehenden engen Stirn drehte sich auf einem langen, aber steifen Hals schwerfällig den Begrüßenden entgegen und behielt auch seine Richtung, wenn er sich von rechtswegen schon längst nach einer anderen Seite hätte wenden müssen. Der General Hebenstreit benahm sich etwa so, wie getreue Untertanen einen leutseligen Machthaber denken, mit einer natürlichen Herzlichkeit, die gewiß seiner freundlichen Natur, nicht bloß einer angelernten Übung entsprach, er verbeugte sich vor jedem Anwesenden, sogar vor dem jungen Mainone, indem er dessen Rechte mit seinen beiden Händen faßte, schüttelte und lachend etwas Angenehmes sagte oder sogar etwas Gleichgültiges so betonte, als sei es etwas äußerst Bedeutsames. Seine Frau, in schwarzer Seide mit einer goldenen altmodischen Schmucksonne an der Brust, lächelte dazu mit einem wehmütigen Ausdruck, indem der Mund auch bei der heiteren Miene mit alten ausgeprägten Falten leise nach abwärts gezogen blieb, aber auch sie verleugnete die Gewandtheit vielfachen Verkehrs mit Leuten aller Art keinen Augenblick, wenn auch ihr Lachen, wie ihre Stimme über-

haupt leise gebrochen klang, als dringe durch ihre Rede ein eigentlicher, unbekannter, lang lebender stiller Schmerz.
Mitten unter dieser Begrüßung drang gleich der Strom der übrigen Gäste herein, staute sich bei der Doktorin und dem Hebenstreitschen Paar und verteilte sich dann über den ganzen Raum mit Schwatzen, Lachen, Stuhlrücken und rauschenden Röcken. Mütter und Fräuleins in dunkeln Kleidern und hellen Fähnchen rückten an; die Fräulein mit schwarzen Locken und schwarzen Augen und mit blonden Haaren und blauen Augen warfen jede noch einen Blick auf den hohen Wandspiegel, den sie unwillkürlich aufsuchten, und zupften dort an der Frisur oder schoben Kragen und Krausen in Ordnung oder steckten sich noch in aller Eile eine Kleinigkeit zurecht, bevor sie vollendet dastanden oder sich gefällig niederließen, die Mütter mit vorgeschobenen Faltenröcken, die Fräulein mit freien Füßen, deren blanke Schühlein in goldfarbigem Lack oder weißem Atlas glänzten und ungeduldig wippten wie Tauben vor dem Abflug. Ein paar Väter standen in einer Gruppe beisammen und umringten gleich den General als natürliches Oberhaupt, wobei der Hofrat Amlacher geschmeichelt meckerte, der mit zwei Töchtern da war, mit einer großen schlanken, die irgend etwas Schlaues, Abgefeimtes im Gesicht hatte, einen Zug von artiger weiblicher Schurkerei, der ihr übrigens, da sie noch jung war, gut und drollig anließ, und mit einer kleinen, lustigen, harmlosen, deren Tollkirschenaugen, roter Mund und Backfischfigur Ludwig Mainone sogleich zur Begeisterung hinrissen. Ebenso hübsch, nur strenger gefaßt, aber weltkundiger saß, für sein Herz eine gefährlichere Rivalin, die kleine, hold gedrechselte Elisabeth May auf einem Schemel, eine vaterlose Waise, von einer gewissen Frau Martin bemuttert und eingeführt, welche ihrerseits sowohl eine plumpe vierschrötige und verlegen langweilige Tochter, die beste Freundin der kleinen Elisabeth, als einen Sohn mitgebracht hatte, der sich, ebenso eckig gewachsen, gesucht elegant gekleidet, mit gespielter Sicherheit bewegte als ein eben ausgeschlüpftes Weltmännlein und schon überlegen tat, was ihm durch das Bewußtsein reichlichen Taschengeldes erleichtert wurde, denn das ist der erste Anstoß jeden gesellschaftlichen Schwunges. Studenten und junge Amtsherren, Einjährig-Freiwillige und Gymnasiasten traten auf ungeduldigen Füßen herum und warteten auf ihre Gelegen-

heiten und endlich Corona Frantzl mit ihrer Cousine Thea. Corona, hoch und voll und unschuldig strahlend, überall, wo sie war, die Erste und Schönste, aber noch einsam, als wagte sich niemand so leicht in ihre glänzende Nähe. Ihre Cousine Thea war neben ihr unscheinbar in einem glatten, dunkelblauen Kleide, mit glattem, dunkelbraunem Haar um den runden Kopf, dessen Züge zugleich kindlich und mild, sorglich und ernst, frühen Kummer, aber auch eine gerechte Jugend verrieten, welche derlei Last ebenso leicht trägt wie abwirft zu ihrer Zeit. Und wenn man die beiden näher ansah, bemerkte man auch bei aller Verschiedenheit der hohen, üppig jungen, strahlenden Corona und der zarten, viel kleiner gewachsenen und gleichsam stiller in sich verharrenden dunkelhaarigen Cousine eine klare Familienähnlichkeit: dieselbe schmale, scharf gezogene Linie der Nase, darüber die sanft gewölbte, schmale Stirne, denselben ganz leicht nach abwärts geschwungenen Bogen der geschlossenen Lippen und das gleiche, deutlich hervorgehobene und energisch geformte Kinn, welches den noch unerfahrenen Zügen die Festigkeit eines planvollen Baues gab, als wüßte ihr Gesicht schon längst, was ihr Geist und Geschick einmal wollen und leiden müßte.
Ludwig war unbefangen genug, sich hier nicht etwa als Hausherrn und zu irgend einer Führung verpflichtet zu fühlen, sondern als begierigen Gast, der mit der erwarteten Freude rechnete, als müßte sie sich jetzt und jetzt wie ein Pfauenrad entfalten. Aber es war wohl so, daß fast jedes von den jungen Leutchen irgend eine Last mittrug, die ihre erwünschte Freiheit beschwerte oder gar benahm. Das machte sie befangen. Frau Doktor Mainone forderte mit Händeklatschen und allumfassender Gebärde ihrer Arme zu Gesellschaftsspielen auf, und die Jungen folgten begeistert, die Alten pflichtgemäß. Mit großem Gelächter und lauten Witzen wurde „Katz und Maus“ oder „Ringlaufen“ gespielt oder der „Dritte abgeschlagen“ oder „stille Musik“ gemacht, gar beim Pfänderauslösen im Gänsemarsch mit Hallo und Lustbarkeit durch alle, auch die dunkeln Wohnräume gezogen. Ludwig tat mit und strengte sich wie die anderen zu kindlicher Mühe an, ärgerte sich aber im stillen, daß er sich nicht freuen konnte, wie sich die anderen zu freuen schienen. Er beobachtete, wie die Regine Amlacher, die Hofratstochter mit den kecken Zügen, sich immer wieder

neben einen hübschen jungen Burschen anzuschlängeln wußte, während sie ihrem erklärten Liebhaber, einem Studenten mit Schmissen im Gesicht und mit einem gelangweilt-kühnen Ausdruck, auswich und eine höhnische Miene zeigte. Sie wollte ihn wohl eifersüchtig machen. Aber gehörte es auch zu dieser löblichen Absicht, daß sie immer, auch wenn es das Spiel nicht gerade erforderte, die Hand dieses blonden Jungen suchte und drückte? Ludwig sah es, wie sie verschmitzt lächelnd die Zungenspitze lecker vorschiebend ordentlich zugriff und die umworbene Hand preßte, als wollte sie ihr wehe tun. Dabei tat sie höchlich interessiert, leidenschaftlich am Spiel beteiligt und sah ganz unschuldig herausfordernd um sich, während ihre Hand, eine langfingrige, magere, rechte Diebeshand, auf Raub ausging. Als Ludwig einmal neben sie kam, fing er diese Hand und ließ sie nicht los, sie wandte sich um, erkannte, daß es seine, nicht des Blonden Hand war, und warf ihm einen halb ärgerlichen, halb vergnügten Blick zu, indem sie mit den kecken Augen zwinkerte. Ihre Schwester Lotte lachte noch unbefangen, aber schon standesbewußt genug, nicht aus voller Brust, wie ihr ums Herz war, sondern sie gurrte wie eine Taube und wandte sich jedesmal, bevor sie sich zu einer Bewegung entschloß, hilfesuchend nach ihrer älteren Schwester, die immer noch Zeit fand, auch ihr zuzunicken. Ludwig dachte: ob die Kleine wohl auch bereits weiß, daß die Große nach Händen auf Raub ausgeht, und ob sie sich auch schon einen und den anderen ausgesucht hat, den sie stiehlt. Übrigens, es mußte ganz hübsch sein, so gestohlen zu werden.

Die Regine ist wohl nicht gesonnen, ihr Diebshandwerk der Kleinen anzuvertrauen, vielmehr nascht sie ihre gestohlenen Süßigkeiten seelenruhig allein. Soll man noch Lust haben, die Jüngere in das Geheimnis einzuweihen, wenn man sieht, wie die Ältere es anwendet? Wer möchte eine so armselige Sache stehlen, wie mich und mein leeres Herz! Je weniger man begehrt wird, desto mehr begehrt man, und wir hängen uns selbst die Trauben so hoch, nach denen wir springen, um sie zu sauer zu finden, weil wir sie nicht erreichen!

Corona ließ alles Spielen um sich geschehen und tat mit, so, als ob alles durch ihre strahlende Schönheit hindurchginge wie durch den Schein der Sonne, und indem sie das Spiel ruhig lächelnd förderte, wurde sie immer nur womöglich besser, lieb-

licher und anmutiger, denn während die anderen etwa unschön aufkreischten oder mit einer hastigen störenden Bewegung voreilig waren oder hinterdrein fuhren, blieb sie gemessen, gleichgültig, voll Geduld, unberührbar, als stünde sie über allen, ohne doch irgend stolz zu sein, wenn sie auch etwa so erschien.
Elisabeth May hatte einen kleinen Hofstaat um sich versammelt und beherrschte ihn jezuweilen durch einen Zuruf ihrer merkwürdig klaren Altstimme, die Ludwig überraschte, so oft er sie hörte, denn von diesem Silberglöckchen hätte man einen hellen Klang erwartet, nicht dies dunkle Saitenspiel. Aber irgendwie mußte auch ihre tiefe Stimme wohl gerecht verlauten, denn so jung die Elisabeth May war, man wußte, sie hatte sich schon in aller Pünktlichkeit für einen Studenten entschlossen, der verabredetermaßen von dieser Gesellschaft hier ferngehalten wurde, weil er für lungenkrank galt und daher Elisabeth nicht bekommen durfte. Eben darum bildete sie sich gerade ihn ein, aber wie fest auch dieser Grundton klang, eine Geige will sich doch auf allen Saiten versuchen lassen, darum zeigte und hatte das beherzte Persönchen bei seinem Eigensinn weiter keinen tieferen Kummer oder beherrschte ihn wenigstens auf das entschiedenste und machte andere begierig auf alle die Eigenschaften einer so hübschen und gesammelten Ansehnlichkeit, die selbst auch keineswegs gesonnen war, auf allerhand Eroberungen zu verzichten und den Schwärmereien der anderen zu entsagen. Just, weil man sie vergeben wußte, bewarb man sich um sie, und just, weil sie einem fernen jungen armen Teufel anhing, ließ sie sich die Huldigungen um so geschmeichelter gefallen, als ihren gerechten Anteil an den Gaben der ungerechten Welt. Ja, ihre kecke und wieder gefaßte Miene verriet einen leise entschlossenen Trotz, mit dem sie sich der Verlockung darbot und wieder entzog, als stünde es bei ihr, sich den Menschen genau wie mit einer Goldwage zuzumessen und flugs ein Quentchen zuviel zurückzunehmen, wenn es ihr beliebte. So sammelte sie, eine wohlerzogene Haushälterin ihrer eigenen Gefühlswirtschaft, habsüchtig, entzückte Herzen und tat sie in die Sparbüchse wie einen Zehrpfennig für spätere Tage.
Ludwig hatte auch für sie ein leises Faible, ein zartes „penchant“, wie seine Mutter sagte, die für besonders feine Regungen gern ein französisches Wort brauchte. Er freute sich, daß er

bei Elisabeth Anwert zu finden schien, denn sie unterhielt sich arglos mit ihm, und ihre tiefe Stimme lachte oft, als wüßte er die rechte Saite anzuschlagen, aber er konnte, närrisch genug, die Eifersucht auf den Fernen, Fremden, wohlbekannten eigentlichen Günstling nicht unterdrücken. Er wußte, sie hatte sich für den anderen entschieden. Er wollte sie dazu zwingen, es einzugestehen. Was erwartete er denn? Daß sie etwa wegen seines Gesprächs den andern verraten und aufgeben würde, seinethalben, des Ludwig Mainone wegen? Ja, wer war er denn? Wollte er denn alle, weil niemand ihn wollte; vermaß er sich denn einer jeden? Freilich, das tat er, auf die Gefahr hin, daß ihn jede in seine „gesetzlichen Schranken" verwies, als einen armseligen Gymnasiasten. Vielleicht tat er so, um wegen aller schönen Unerreichbaren Schmerz zu leiden. Denn diese verliebten Schmerzen erschienen ihm irgendwie gut. So fragte er: „Was würde ein gewisser Jemand sagen, wenn er Sie so zufrieden umworben sähe, Fräulein Elise?"
„Niemand hat mir was zu sagen, kein gewisser Jemand und kein anderer Jemand, ich brauche keinem Rechenschaft abzulegen, vielmehr soll sich der und jener freuen, wenn ich ihm etwas sage oder wenn ich ihn anhöre, wie ich mich hier und heute freuen will und nicht ärgern, angenehm sein und nicht betrüben, froh, nicht kummervoll sein, denn dazu sind wir doch hier, mein Herr Ludwig, oder nicht?" Dabei stampfte sie leise mit dem Fuße, warf den Kopf zurück und blitzte Ludwig mit dem blauen, schattigen Blick ihrer raschen Augen an, so daß er betroffen schwieg, sie verschloß wieder ihre Augen, indem sie die Lider mit den langen goldenen Wimpern niederschlug, und damit hatte sie ihr Gefühlstrühlein sorgsam und schnappend zugeschlagen. Ludwig wandte sich beschämt ab. Hier waren wohl alle, sah er, soweit sie nicht wirkliche Lämmer und unmündige Kinder waren, wie die kleine Lotte Amlacher, schon irgendwie vergeben, vertan und bedrückt und suchten einen Ausweg. Sie wollten in die weite Welt, und man trieb sie in die enge zurück, da hüpften sie, weil sie nicht gehen, nicht eilen durften, und spielten Spiel, weil sie nicht Ernst machen konnten. Thea stand abseits und sah mit gesenkten Armen, die Hände übereinandergelegt, zu.
„Warum spielen Sie nicht mit, Fräulein?"
„Ich muß diese Spiele so viel und so oft spielen, daß ich gern einmal zusehe, anstatt mitzutun."

„Lassen Sie mich mit Ihnen zuschauen. Wo spielen Sie denn so oft bis zum Überdruß?"
„Wir müssen es in der Lehrerbildungsanstalt."
„Spielen lernen?"
„Damit wir mit den Kindern in der Schule beim Elementarunterricht und beim Turnen einmal spielen können."
„Wie wunderlich, daß man Spielen lernen muß!"
„Sie meinen wohl, das müsse man können und die Kinder wüßten besser, was sich dabei gehört, als die Großen?"
„Ja."
„Ich glaube, wir müssen das lernen, nicht, um es den Kindern zu zeigen, sondern weil man vom Lehrer verlangt, daß er verstehe, was die Kinder verstehen und wollen. Wir sollen Kindheit lernen, darum spielen wir."
Die Hausfrau lud zu Tische ein, Ludwig bot Thea seinen Arm. Indem er sie führte, kamen sie vor den Wandspiegel, blieben unwillkürlich stehen und sahen sich als Paar, genau gleich groß. Da lächelten sie im Weitergehen.
An der Tafel saßen sie Elisabeth gegenüber, die wohl auf Ludwigs Nachbarschaft gerechnet haben mochte, denn sie rief zu ihm und Thea hinüber: „Nun, Herr Ludwig, Herr Jemand, Herr Niemand. Herr Dieser oder Jener, was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen so mir nichts dir nichts davongegangen wäre wie Sie mir? Sie haben sich, scheint mir, bald und gut getröstet!"
„Wollen Sie mich denn ganz untröstlich! Muß man denn gleich zum Tode verurteilt sein, wenn man Ihre schöne Majestät beleidigt hat."
„Nein, zum Leben."
„So habe ich denn von Ihrer Gnade im voraus Gebrauch gemacht und lebe."
Thea sah ernst hinüber, denn sie verstand diesen Wortstreit nicht, dann blickte sie nieder, legte sich Speisen auf ihren Teller und fing herzhaft zu essen an. Das gefiel Ludwig, weil sie nicht weiter zierlich tat, sondern eben zierlich war, indem sie Hunger hatte und es sich schmecken ließ.
Sie setzten das begonnene Gespräch fort.
„So müssen wir denn wohl immer und überall, solange wir leben, etwas spielen, was wir nicht mehr sind oder noch nicht sind."
„Ja, als Kinder spielen wir Erwachsene, als Erwachsene spielen wir Kinder."

„Was wir besser wissen und können, sollen wir oder dürfen wir nicht zur Zeit brauchen und betreiben, aber dafür quält man uns mit lauter Dingen, die uns lästig sind."
„Das kommt wohl von der Pflicht unserer Arbeit, die ja leider auch nicht immer ein Vergnügen ist."
„Und doch wäre das Geheimnis aller richtigen Arbeit und jedes wahren Berufes, daß sie ein Spiel blieben."
„Nein! Ich leide genug darunter, daß man uns durchaus zwingt, den Unterricht in lauter Spiel und verlogene Kindlichkeit aufzulösen. Arbeit ist doch Ernst, Pflicht ist Ernst, und Kinder sind die ernstesten Menschen auf der Welt, vielleicht die einzigen, denen alles Ernst ist. Wir Erwachsenen aber wollen tun, als müßten wir aus Herzensgrund hüpfen und ‚bäh, bäh' schreien oder ein Vergnügen haben, wenn wir irgend etwas Leidiges verrichten, das eben getan werden muß."
„Die Kinder sollten also ernst sein wie die Großen?"
„Sie sind es. Sie sollen Kinder sein. Ernst wie Kinder! So wie sie sind, jeder wie er ist, nur soll jeder darum wissen."
„Jeder Mensch sollte um sich wissen, freilich."
„Dann weiß er auch um den andern und braucht es nicht mühselig zu lernen."
„Und warum wollen wir uns dann so eifrig unterhalten und zerstreuen? Nicht, um uns zu vergessen und von den andern zu erfahren?"
„Ja warum?" Sie lächelte.
„Tanzen Sie vielleicht nicht gern?"
„O ja, sogar für mein Leben gern." Sie dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie: „Wenn ich um mich weiß, darf ich mich wohl auch gern einmal vergessen."
Ludwig schien dieses zuverlässige, selbständige Mädchen in getroster Einsamkeit wie in einem fernen Tale in hoher, reiner Luft zu verweilen, wo immer sie war. Thea war unscheinbar, das heißt, sie fiel niemand weiter auf und blieb unerkannt und fremd unter den vielen Leuten, aber sie saß neben ihm, er durfte mit ihr sprechen, als kennte er sie schon lange, und durfte ihre klare, selbständige Einsicht teilen, die reine Morgenluft ihres unbefangenen Verstandes. Auch das junge Mädchen fühlte sich wohl neben dem verwirrten Burschen, vor dem Corona sie gewarnt hatte. „Gib acht, der Ludwig ist zu gescheit, man muß Angst vor ihm haben. Was der alles fragt und weiß und redet

ıd denkt, das kann man gar nicht alles denken! Mir ist er viel gescheit. Und das ist auch gar nicht bescheiden, wenn man ›ch so jung ist wie er.“ Nun, Thea fand Ludwig gar nicht so :hrecklich, sondern ganz wohlbekannt, man konnte ihm getrost les sagen, was man dachte, und brauchte nicht zu fürchten, aß man nicht verstanden oder gar verspottet werde. Er machte enigstens keine dummen Witze.

ıudwig fragte denn weiter: „Was nützt es mir, wenn ich um ıich weiß? Es gibt doch so viele andere, unter denen ich leben ıuß, vielleicht lauter Feinde. Man möchte sie gut stimmen oder lie wenigen Freunde suchen, man möchte sie arglos machen, ıun, so tut man unschuldig wie ein kleines Kind und fängt zu ıüpfen und zu lallen an, oder zu tanzen. Es liegt viel Demut in ınseren Zerstreuungen und eigentlich lauter Angst und Bitte um Schonung.“

„Man müßte freilich unschuldig genug sein, sich selbst eben hinzunehmen, auch mit den unvermeidlichen Dummheiten. Die Kinder legen sich ja auch nicht immer Fragen vor, ob ihr Hüpfen oder Spielen oder Schreien gerecht ist und am Platze, und was die andern dazu sagen.“

„Wüßte man nur, was just gerecht ist.“

„Wie es einem ums Herz ist, so ist es wohl gerecht.“

„Aber möchten Sie das auch immer gleich verraten?“

„Ich möchte mich darum am liebsten abseits halten.“

„Dann müßten Sie unsere ganze Gesellschaft eigentlich herzlich überflüssig finden.“

„Nein, denn ohne Gesellschaft könnte ich wiederum nicht tanzen. Vielleicht findet sich doch einer und der andere für uns unter den vielen. Man muß ihn nur nicht gar zu absichtlich suchen. Er findet sich schon, jeder Mensch findet seinen Reim.“ Damit errötete sie ein wenig, als mißfiele ihr diese Bemerkung.

„Nun, ungereimt müssen wir uns gleichwohl unseren Vers miteinander machen.“

„So haben wir alle erst einen Sinn, wenn wir uns aufeinander beziehen, eines allein macht keinen Vers aus. Und wir wären Worte ohne Zusammenhang, aus denen erst unsere Verbindung einen Satz machte!“

„Nur daß wir eben unsern Satz bilden, wie wir die andern nehmen und von den andern genommen werden.“

„Das eine müssen wir, das andere steht nicht bei uns. So sieht unsere Freiheit aus.“
Regine Amlacher lachte laut auf, es klang, als ob sie in ein kaltes Wasser stiege. Die hat sich gewiß im Augenblick heftig auf ihren Nachbar gereimt, dachte Ludwig.
Ein lebhaftes Summen schwirrte durch den hellen, warmen Raum, die vielen Stimmen verbanden sich zu einem ununterbrochenen hellen Geräusch, das an einen lebhaft bewegten Baum erinnerte. Hier und dort brach ein Gelächter aus, dazwischen scholl hell das Gläserklirren, das Klingen von Metall auf Porzellan, das steigende Feuer der jugendlichen Erregung beschleunigte den lauten Atem des Ganzen und machte die Menschen heiß und ungeduldig, daß sie mit den Füßen scharrten, daß ihre Finger mit den Löffelchen spielten und an die Teller schlugen. Die alten Herrschaften oben an der Spitze der Tafel unterhielten sich, schien es, auf ihre Weise ganz gut und geduldiger. Frau Doktor Mainone saß im Kreuzfeuer der Witze des Generals Hebenstreit, der seinen Teil gelassen und mit getragener Höflichkeit vorbrachte, während der Hofrat Amlacher übersprudelte und allemal vor Lachen und Spannung aufprustete, indem er seine unsichere goldene Brille zurechtschob. Hingegen saß der Doktor Mainone, der unbemerkt eingetreten war, bei der Generalin. Die Herren oben hatten schon ihre Zigarren angesteckt, bei der Jugend unten gab der erwachsene, frühe Gentleman Martin das Zeichen, indem er seine silberne Zigarettendose zog und ausbot. Regine Amlacher bediente sich gleich, lehnte sich in ihrem Stuhle zurück, kreuzte die Beine übereinander, entzündete die Zigarette und zog den Rauch begierig ein, den sie durch die lüsternen Nasenlöcher, erfahren wie ein Alter, ausatmete. Corona saß aufrecht und still da, Elisabeth May angeregt und lustig, man hörte ihre feine, tiefe Stimme. Lotte Amlacher sah man rot wie einen Apfel, die anderen Mädchen kicherten, das Geschwätz ging allgemein, ungeduldig und ziellos hinüber und herüber, um plötzlich zu verstummen, die Generalin Hebenstreit hatte sich unbemerkt erhoben und begann im Nebenzimmer mit pochendem, hartem, taktfestem Anschlag eine Polonäse zu spielen. Da scharrten alle ungeduldigen Beine, und die ganze Gesellschaft der Jugend erhob sich wie auf Kommando, die Stühle wurden lärmend zurückgerückt, man nahm sich nicht einmal Zeit, einander anzusehen und den Arm zu bieten, sondern

alles drängte wie eine Herde haufenweise in den Saal zurück, zum Tanzen — zum Lämmerhüpfen.
Dazu waren sie ja eingeladen und versammelt, darauf verstanden sie sich, das wollten sie, dazu waren sie so hübsch angezogen, dazu lächelten sie, das war ihnen versprochen, das galt ihnen. Die Generalin hatte eine Hornbrille aufgesetzt und alte, oft gebrauchte, vergilbte Notenblätter auf dem Pulte vor sich, zu diesen Noten hatte sie wohl ihrerzeit selbst getanzt. Jetzt spielte sie den anderen auf, sie zog ihren Mund schmerzlich herab bei der Anstrengung des Lesens und Hämmerns. Regine Amlacher wirbelte mit ihrem blonden Fang, sie war größer als er und ließ schmachtend den Kopf ein wenig hintenüber hängen, so daß sie beim Tanzen ringsherum schauen konnte, und spähte vergnügt nach Beute, indem ihr breiter Mund naschhaft, halb geöffnet, gierig atmete. Die hatte das volle Verständnis für ihr Vergnügen, die wußte, warum sie tanzte! Hinwiederum bewegte sich die kleine Elisabeth May nett und genau, wie ein Püppchen mit einem gesammelten Ausdruck von unterhaltender Spannung als in einer angenehmen Gewissensangelegenheit, während Lotte Amlacher aus einem Arm in den andern, von einer Ecke des Saales in die andere flog, gleich einem Spielball.
Corona aber tanzte in der Mitte des Saales unter dem Kronleuchter, hoch und heiter, aber dabei wohl abgemessen, mit einem jungen Offizier. Sie tanzte in einem steten, eng umschriebenen Kreise, den sie nicht verließ, den Hals, den Oberkörper, die schöne Brust in der gelben Seide leicht vorgeneigt. Im Vorübergehen hörte Ludwig den durch Besitz und Einbildung weisen Martin naserümpfend sagen: „Schön ist sie, gewiß, aber dumm!“ Das bezog sich wohl auf Corona, konnte sich nur auf sie beziehen, denn die anderen waren nicht so schön, daß man sie so unverschämt herausgreifen mochte. Er hatte selbst etwas Ähnliches gedacht, als er Corona siegreich schön und still in der Mitte vor allen anderen tanzen sah, nur hatte er es anders gemeint: die ungetrübte, schuldlose Lieblichkeit eines Daseins ohne Arg und Wissen, Corona war so dumm, wie jede heilige unangefochtene Herrlichkeit eines in sich beruhenden Geschöpfes, dumm wie ein Falter über einer Blume, bevor ein Wind weht, oder wie ein Tropfen Tau über einer Blüte, bevor er fallen, oder wie ein Schwan, der erhobenen Halses über das schwarze Wasser zieht, bevor er in der Todesqual singen muß.

Wenn Corona sprach, lächelte oder schwieg, ergriff ihn ihre selig arglose Unschuld, ihre sogenannte Dummheit, tiefer als irgend sonst etwas. Der Offizier sprach eindringlich auf sie ein, er mußte ihr etwas Vertracktes, Umständliches erzählt haben, sie tanzte gemessen und hörte dabei ruhig atmend zu, ohne aus dem Takt zu kommen. Sie verstand ihn wohl nicht, denn er wiederholte, was er zu sagen hatte, und lachte dazu sehr laut, als sollte ihr seine ausbrechende Heiterkeit zur Erklärung verhelfen. Da hörte Ludwig, wie sie lächelnd und errötend sagte: „Aber, aber!“, als verstünde eine Blume die Welt nicht, wo solche Geschichten erzählt werden. Es war wohl nicht leicht, diesen scheuen Verstand, dieses einsame Gefühl von Corona Frantzl zu erraten. Aber es mußte wunderbar sein, sie endlich doch zu bewegen, daß etwa ein Gedanke langsam in Coronas blauem Auge erwachte und sich mit errötendem Lächeln über ihr schönes stilles Gesicht verbreitete. Ludwig fiel, als er Corona tanzen sah, das tiefsinnige alte deutsche Märchen von den Seejungfrauen ein, die in der Mondnacht ihre Flügelkleider abwerfen und tanzen. Der Kühne, der sie belauscht und ihr Flügelhemd zurückbehält, hat sie errungen. Wer um ihr Geheimnis weiß, dem muß sie sich ergeben, und sei es ein frecher Knabe und Räuber. Vielleicht war Coronas unschuldige Torheit ihr einziger Schutz vor dem bösen Übermut der Welt, ihr Flügelkleid, mit dem sie über der Erde schweben und ruhevoll verweilen konnte, überirdisch gerade durch ihre sogenannte Dummheit. Würde sie einmal klüger und wissender, dann hätte sie wohl die Flügel verloren und Ruhe und Schönheit mit ihnen. Darum gelang es keinem hier, Coronas Blick und Verständnis zu reizen, denn so oft jemand eindringlich mit ihr sprach, nahm sie einen bekümmerten, sorgenvollen Ausdruck an, runzelte ein wenig ihre Stirne und ballte verlegen ungeduldig ihr Batisttüchlein in der Faust zusammen. So kam es wohl, daß sie häufiger als die anderen, obwohl im Tanz umworben, in einer Pause an die Wand trat und sich fächelnd von der ermüdenden Unterhaltung ausruhte. Es war, als ob sie den Geist zu fürchten hätte wie das Alter oder den Zweifel. Schönheit gleich der ihrigen war über allem Verstande, die höchste Weisheit herrlich ausgebildeter Organe, tiefer und unergründlicher und ungleich bedeutungsvoller als aller Menschengeist: das gedankenreichste Gelingen der Schöpfung selbst.

Zwischen allen Pausen wand und schlenkerte sich, ob auch neben irgend einer unglücklich mitgeschleiften Dame, die er wie eine Beute über Stock und Stein mitriß, immer rettungslos allein der Raimund Hebenstreit vorbei und hindurch, mit seinen weit hervorquellenden Augen undurchdringlich vor sich hinstarrend und zur Musik ohne Takt und Gefühl mit seinen harten Beinen trappend, das Fischmaul mit den spärlichen, spitzen, braunen Zähnen traurig offen, die Unterlippe herabgezogen oder herabgefallen. Jezuweilen lief ein Zucken über sein gelbes Gesicht, aber auch wenn er wiehernd auflachte, was ohne Veranlassung und nicht als Antwort auf irgend einen Witz oder Zufall, sondern unvermittelt ausbrach, war es wie ein Nervenanfall oder eine Erschütterung, die ihn durchfuhr. Dabei tanzte er unermüdlich mit allen Mädchen und forderte ihre Geduld und Tapferkeit heraus, denn keine konnte seine Einladung ablehnen. Hatte er eine Tänzerin erwischt, so hielt er sie fest, aber steif so weit wie möglich von sich und ließ sie, so gut sie konnte, unabhängig neben sich tanzen, während er seine widerspenstigen eigenen Bewegungen machte. Dabei hielt er seinen runden Schädel nach oben, zur Decke gewandt, als sähe er seine Tänzerin gar nicht, die, meist ohnehin um zwei Köpfe kleiner als er, wie eine Rose an einem überlangen Stützpfahle schmachtete. In seinem schwarzen Bratenrocke und seiner Hagerkeit klapperte er einen peinlichen Totentanz. Aber auch im Gespräche verursachte er einen eigentümlich drolligen Schrecken, eine peinliche Heiterkeit, denn er war nicht auf ganz gewöhnliche Art blöde oder lächerlich, sondern unheimlich verschroben, er brachte Selbstverständliches täppisch bedeutungsvoll hervor und mit einer verletzenden, dummen Aufrichtigkeit, hinter der irgend ein geheimer Sinn zu lauern schien, den er freilich selbst gleich wieder vergessen hatte.
Er mochte es besonders auf Corona abgesehen haben, die ihn wie alle und jedes mit freundlicher Geduld ertrug. Er hatte sie eine endlose Schnellpolka hindurch mit seinem erbarmungslosen Griff gehalten, und es war ihr erst ganz zum Schlusse gelungen, sich ihm zu entwinden. Sie stand nun glühend an der Wand, mit ernstem Gesicht, dichte Perlen auf der Stirn und auf der Oberlippe. Sie hatte ihr Batisttüchlein in der Linken und ballte es zusammen, während sie sich mit der Rechten mit einem kleinen schwarzen Spitzenfächer Kühlung zuwehte. Er ging ihr nach und stellte sich vor ihr auf.

„Warum schwitzen wir eigentlich beim Tanzen?“
Sie schwieg und sah ihn ratlos an.
„Warum haben Sie feuchte Hände, Fräulein?“
Corona ballte das Tüchlein fester in ihren beiden Fäusten und erglühte noch mehr. Was wußte er von ihrem unglücklichen Geheimnis, daß sie so leicht feuchte Hände bekam, der grausliche Mensch!
„Das macht nicht bloß die Hitze und die Bewegung, sondern die Angst.“
Er schwieg eine Weile und schaute zur Decke hinauf, dann erklärte er sich. „Wir könnten nämlich mitten in der Musik übereinanderfallen, das ganze Haus, der Leuchter da und die Wände und die ganze Welt dazu. Es geht alles drunter und drüber. Man tanzt so lange, bis man ganz schwindlig wird, damit alle Wände zusammenfallen. Das ist die Absicht davon. Sie nicken ja, oder nicken Sie nein? Sie haben nicht bloß von der Hitze die feuchten Hände, das weiß ich, denn feuchte Hände haben Sie, mir aber ist kalt, wollen Sie meine Hände anfassen? So kalt läuft es mir auch über den Rücken. Haha! Haha! Wie ein Frosch. Darum setze ich mich am liebsten ins Warme. Die anderen können mir gar nicht heiß genug sein.“ Elisabeth May, die zufällig herbeigekommen war, um auch eine Tanzpause zu machen, hörte ihn und wollte, rechtschaffen ungeduldig, sein beängstigendes Faseln abtun; so fuhr sie ihn mit einem zürnenden Ton ihrer tiefen Stimme gebieterisch an: „Was schwätzen Sie denn für dummes Zeug. Ob Sie heiß sind oder kalt, interessiert uns gar nicht. Setzen Sie sich wohin Sie wollen, im Lande wo der Pfeffer wächst, muß es für Sie warm genug sein.“
Raimund Hebenstreit, der seinen Hals und seine Blicke fest auf Corona gerichtet hatte, wandte sich mit einer qualvoll langsamen Bewegung von ihr ab und nach der kleinen kecken Elisabeth:
„Jetzt möchten Sie mir wohl noch deutlicher sagen: rutschen Sie mir den Buckel herunter, Raimund Hebenstreit, und es wäre mir ein wahres Vergnügen, wenn Sie nicht zu wohlerzogen wären, Fräulein Elisabeth, dies wirklich auszusprechen. Und noch größer wäre mir das Vergnügen, es auch zu tun, kalt wie ich bin, über ihren schönen heißen Rücken, aber es ist leider mein Unglück, daß Sie zu klein dazu sind und ich viel

zu lang. Umgekehrt ginge es schon, aber das werden Sie wieder leider nicht tun. Haha! Haha!"
Elisabeth hörte nur den Beginn dieser Rede an, hing sich gleich in Coronas Arm und zog sie mit ärgerlichem Lachen eilends davon, während Raimund unbekümmert fortsetzte, und als er niemand mehr vor sich sah, zur Zimmerdecke empor sprach, dann in unverständliches Murmeln geriet und äußerst zufrieden schien, als er fertig war und vor sich hinlächelte.
Frau Doktor Mainone wirbelte im Tanz durch den Saal, und so oft Ludwig seine Mutter mit den jungen Männern tanzen und lachen sah, gab es ihm einen Stich, daß er sich abwandte. Er suchte seinen Vater. Er freute sich, wenn er ihn sah. Der Doktor forderte anstandshalber als Gastherr jedes der jungen Mädchen einmal zum Tanz auf, nun faßte er gerade Thea behutsam und streckte mit der Linken ihre Hand weit aus, so daß er um sich und sie einen schützenden Kreis beschrieb, in dessen Mitte er sich in zierlicher Haltung, in seinem schwarzen Jackett mit den flatternden Schößen, aus deren Tasche das Endchen seines weißen Schnupftuches hervorblitzte, fast immer auf demselben Flecke gemessen und feierlich bewegte mit seinem ausdrucksvollen schwarzen Lockenkopf, mit der leuchtenden hohen Stirn und den unregelmäßigen, aber geistig gefaßten, freundlichen Zügen, die, wenn sie nur eine Stunde sorgenlos waren, einen rührend kindlichen, heiteren Ausdruck annahmen.
Ludwig empfand bei diesem Anblick seines Vaters ein verschlossenes heißes Gefühl von Zärtlichkeit und Angst: „wie lange werde ich dich noch haben, mein liebster Vater und Kamerad?"
Als dann beim Aufbruch alle die Mütter und Fräulein sich in ihre Mäntel, Tücher, Mützen und Hauben vermummten, so daß die heiteren Gesichter wie durch dunkle Wolken hervorblickten, ehe sie verschwanden, und als das Abschiednehmen mit letzten Verabredungen, Scherzen und Wünschen anging, lernte Ludwig von seinem Vater noch eine hübsche Sitte, die ihn besonders nachahmenswert dünkte, wenn man zugleich ehrbar unternehmend und geschickt genug war, sie zu befolgen. Der Doktor Mainone empfahl sich nämlich von der Generalin Hebenstreit, für die er eine besondere Verehrung hegte, indem er den Handschuh sorgfältig von ihrer kleinen Hand zurückschob, bevor er seinen respektvollen Handkuß auf diese geduldige Rechte

drückte, denn er wollte, wie er sagte, nicht dem Leder, sondern einer gnädigen Hand die Ehrerbietung leisten.
In dieser Zeit hatte Albrecht Frantzl, Coronas Bruder, der die Realschule besuchte und nach wie vor in dem mäßig hellen Vorzimmer mit innigem Fleiß seine Malerei betrieb, ein entscheidendes Gespräch mit seinem Vater.
Und zwar aus Anlaß der Vollendung eines Geburtstagsgeschenkes, das er ihm verehrt hatte, eines mäßig großen, goldgerahmten Ölbildes. Es war sein erster Versuch in der Ölmalerei, indem er vor der Natur gewonnene Skizzen aus zuversichtlichem Gedächtnis in eine Komposition zusammendrängte: ein alter blühender Apfelbaum stand auf einem Wiesenhange, der im Hintergrunde durch Büsche begrenzt war, so daß nur am oberen Teile der Tafel ein leicht und goldig bewölkter Himmel erschien und als zarte blasse Luft zwischen den krausen Blütenmassen und dem leichten Baumschlag.
Heinrich Frantzl besah sich das Gemälde mit seiner drolligen beweglichen Geschäftigkeit, er drehte es in seinen Händen nach rechts und links, brachte es sich nah, als wolle er die frische Farbe beriechen und das Ganze nach dem Firnis beurteilen, wobei er das eine Auge einkniff, dann hielt er es wieder weit und immer weiter von sich ab und streckte dabei seinen rechten Fuß aus, als müsse er mit dem Bilde zum Kampf aufbrechen und es als Schild benutzen. Es zuckte in seinem Gesichte, das von Hitze und innerer Bewegung rot überlief, denn die Angelegenheit ging ihm nahe, der Beweis der Begabung seines Sohnes und die Huldigung durch das Geschenk taten ihm wohl. Albrecht stand still und bescheiden dabei und hätte am liebsten das Ganze wieder zurückgenommen, das ihm, sowie er es aus der Hand gab, matt und verpfuscht schien.
Endlich stellte Heinrich Frantzl unter unablässigem Kopfschütteln das Gemälde sorgfältig nieder, das heißt, er lehnte es auf dem Tisch an die Wand, damit er die Hände frei bekam, die er dringend brauchte, um seinen Worten und Gedanken durch Gebärden Nachdruck zu geben und sich selbst damit zu überzeugen. Elisabeth hatte das Bild entstehen gesehen, auch Corona war längst eingeweiht, und beide hatten nach der Bescherung das Zimmer verlassen.
So waren denn Vater und Sohn allein, der Vater mit seinem zausigen, fahlen Bart und Haar schon beträchtlich gealtert und

bei seiner unablässigen Beweglichkeit mehr als notwendig gebückt, der Sohn hoch aufgeschossen und schon um einen halben Kopf größer, mit kindlich offenen Zügen, in denen sich die allgemeine leichte Traurigkeit dieser Zeit der ungewissen Entwicklung mit der besonderen des künstlerischen Willens zu einer bescheidenen, doch klaren Wehmut vereinigte.
Der Vater begann: „Nun, ich danke dir sehr schön. Du hast mir da eine große Freude gemacht, das muß ich sagen. Ich habe mir gar keinen solchen Sohn und meinem Sohn gar keine solche Hand und meines Sohnes Hand gar keine solche Tafel zugetraut. Also siehst du wirklich mehr als ich und kannst es gar mit allen Farben ausdrücken. Bon! Ich werde das Bild in meinem Zimmer aufhängen. Oder soll ich es ins Geschäft nehmen? Es wird sich überall gut machen. Ein Ölbild wirkt nämlich immer bedeutend, und diesem da sieht man doch gleich an, daß es von meinem Sohne ist. Woher sollte ich es denn sonst nehmen? Unsereiner kauft doch nicht leicht ein Gemälde, obzwar es sich schon gehören würde, aber die Zeiten sind nicht danach. Ja, also darauf wollte ich eigentlich kommen. Denn du hast doch dieses Bild sicherlich fertiggemacht und einrahmen lassen und zum Geburtstage geschenkt, weil du mir damit durch die Blume, durch einen ganzen blühenden Apfelbaum hast sagen wollen, daß du ein Maler werden möchtest. Verzeih', daß du einer bist! Ist's so?"
Albrecht nickte.
„Nun ja. Da hätten wir also die Bescherung," fuhr Heinrich aufgeregt fort und schneuzte sich umständlich in sein blaues Schnupftuch. „Und du möchtest dich nunmehr, vorausgesetzt, daß du deine Realschulmatura bald glücklich überstehst, das dürfen wir ja hoffen, denn du bist immer ein braver Schüler gewesen und hast deinen werten Eltern keine Schwierigkeiten bereitet — wir haben ohnedies Schwierigkeiten genug —, also du möchtest dich nach der Matura ganz und ohne Umschweife der Malerei zuwenden, auf die Akademie gehen und so fort bis an dein seliges Ende. Hab' ich recht geraten?"
Albrecht antwortete nichts und errötete bloß.
Heinrich fuhr fort: „Siehst du, mein lieber Albrecht. Das Haar habe ich mir lang wachsen lassen und bin auch kein Musiker geworden. Und du hast es dir auch schon beträchtlich wachsen lassen und brauchst darum noch kein Maler zu werden. Das

heißt, erschrick nicht, du bist ja schon ein Maler, darum brauchst du es nicht zu werden, aber ich meine, du mußt dich nicht ganz darauf einrichten. Ich kenne den Weg von der Musik her. Er ist für uns zu weit, denn keiner von uns ist sozusagen zum erstenmal und unabhängig auf der Welt. Glaube nur das nicht. Sondern wir sind jeder ein Familienwesen und tragen weiß Gott wie viele Frantzls und Eraths in uns mit. Das macht einen schweren Rücken, ein ängstliches Gewissen und einen unsicheren Stand. Wir sind nicht leicht genug für so weite Wege. Wir haben unsere ganze Bürgerschaft mitzuschleppen."

Albrecht schwieg.

„Du meinst, das sollte und müßte man abschütteln! Ich glaube, du denkst dir dabei sogar etwas Despektierliches. Erstens kann man sein eigenes Wesen nicht abschütteln. Es hat es schon mancher wollen und hat's aufgegeben und ist bescheiden unter seine Bürgerschaft untergekrochen, mein Lieber. Aber zweitens, es ist auch keine Schande, die man abzuschütteln braucht! Es ist schon etwas! Ein Name, ein Stand, eine Sicherheit, auch wenn man dabei zugrunde geht, ich meine ja nicht die besseren oder schlechteren Geschäfte, sondern die Tatsache einer bürgerlichen Existenz. Es klingt wunderlich: diese gebundene Stellung macht frei, die Freiheit aber bindet. Es gibt keinen höheren Zwang als die Freiheit. Siehe, du bist ein Künstler, ich setze den Fall, ich wünsche es von Herzen. Aber essen und trinken mußt du doch und dich anständig anziehen. Bei den allerbescheidensten Bedürfnissen mußt du auch immerhin auf dich halten, das will die Familie, die du mit dir tragen mußt. Du kannst nicht schmutzig oder in Lumpen gehen oder von einem Käspapier essen oder Hundsfutter zu Mittag kaufen, was die Maler in München tun, wie ich mir habe sagen lassen. Du brauchst einen Tisch und ein sauberes Tuch darauf und nach einem Bilde Zeit, Farbe, Lust für ein neues! Nicht? Nun, damit du alles schaffen kannst, brauchst du Geld. Das Geld willst du dir mit deinen Bildern erwerben? Pfui! Du willst deinen Traum zu Geld machen? Armer! Wer bezahlt denn heute Träume? Für wen malst du dann, wem gibst du deine Sachen hin? Das sei gleichgültig, wenn man sie nur anbringt, meinst du? Aber man bringt sie nicht an. Wenn sie gefallen, meinst du? Auch dieses Wenn ist eben ein Wenn. Und ich sage das Aber: es könnte sein, daß deine Bilder dir gefallen, dann müssen

sie den anderen nicht behagen, dann möchtest du wahrscheinlich gar nicht, daß sie den anderen behagen. Wer soll dann recht haben? Etwa die Kritik, die dir eben die notwendige Reklame machen soll? Ja, diesen Zeitungsjungen möchtest du dich anvertrauen, die ein bedrucktes Papier für eine Welt ausgeben und die Welt für ein bedrucktes Papier, die eine Maus zu einem Elefanten machen und aus einem Löwen einen Esel, denen man erst umständlich zeigen muß, was oben und was unten ist, und die einen gemalten Mond mit einem Eidamerkäse verwechseln? Verwechseln wollen, wenn es was einbringt, verwechseln müssen, weil sie nicht umhin können. Für dieses Gelichter könntest du ein Bild auskleckseen, zusammensudeln, und sie würden daraus die Idee der Weltgeschichte herauslesen wie eine alte Pfündnerin die Zukunft aus dem Kaffeesatz. Hättest du aber ein ewiges Gericht gemalt, wie der selige Herr Michelangelo, so würden sie es zu einer Kleckserei und Eierspeise verhudeln, denn sie können nichts sehen, als was ihnen irgendwer vorredet, und nichts verstehen, als was sie sich einreden wollen. Was wirst du tun, wenn es eines Tages Mode wird, ein Bild grundsätzlich verkehrt aufzuhängen oder anzuschauen, beziehungsweise gleich verkehrt zu malen, alle Dinge mit den Köpfen zur Erde und den Füßen in die Luft oder ganz ohne Kopf und Fuß, oder wenn man überhaupt nur ein Aha malt? Du aber bist ein ehrlicher Mensch, und deine mitgeschleppte werte Familie fordert, daß du gewissenhaft nachzählst, ob eine Hand auch fünf Finger und eine menschliche Figur auch zwei Beine hat, die du malst, und daß du jedes Stück, das der liebe Herrgott in die Welt gestellt hat, getreulich wiedergibst und nichts wegschwindelst, denn auch ein Künstler ist ein ehrbarer Mensch, vermutlich sogar der anständigste auf der Welt.
Nein, ich möchte meine Bilder nicht verkaufen! Ich möchte den Menschen damit nicht nachlaufen, Seide zu Markt tragen à la bonheur! Aber eine Seele, ein richtiges Kunstwerk, mich selbst, Gott bewahre! Nur nicht von der Kunst leben müssen, wenn man für sie leben will! Ja, wenn ich reich genug wäre, daß du tun könntest, wie du willst; aber ich muß es dir schon gestehen, es sieht bei uns nicht sehr glänzend aus. Unsere Branche verdorrt. Wir schwimmen langsam nach abwärts. Das Geschäft geht schlecht. Ich werde dich nicht lange erhalten

können. Du wirst für dich selbst sorgen und aufkommen müssen. Und da solltest du nichts als Bilder fabrizieren? Geh' in ein Amt und sieh', daß du deine Bürgerschaft bewahrst. Es ist etwas Gutes um einen anständigen Namen, der sich nicht gemein macht. Ich kann mir nicht helfen, je höher ich die Kunst stelle, desto unerträglicher erscheint mir das Geschmeiß, das um sie herumlungert und sich um die paar Bettelmünzen rauft, die irgendwer aus einem Fenster herauswirft. Wenn du ein mäßig bezahltes Amt suchst, bleibst du, was sich gehört, ein freier Künstler. Du hast deine freie Zeit, die ist dein, und deine Kunst ist für dich. Wir sind nun einmal Bürger, das heißt, wir suchen Schutz vor uns selbst, vor unseren verdammten Anlagen in unseren Pflichten. Wir können nicht anders, wir müssen. Folgst du mir nicht, so gehst du in der Freiheit unter, du ertrinkst, mein Lieber. Folgst du mir, so ... Du meinst, wenn du mir folgst, möchtest du dich lieber aufhängen. Das ist leichter gesagt als getan, Albrecht. Da sei nur unbesorgt! Hat man es einmal mit dem bürgerlichen Leben gehalten, so mag man die reine Wäsche und die reinen Hände und den reinen Verstand und das saubere Gewissen nicht mehr entbehren. Lauter Luxus freilich, aber eben auch Kultur, wenn das Wort jetzt schon Mode ist. Es heißt wohl Pflege, Liebe oder so. Und darin liegt auch alle Kunst.
Wenn du, wenn unsereiner ein Künstler sein will, so muß er ein Bürger sein, und die meisten wahren Künstler sind es schließlich auch gewesen. Irgendwie haben sie diese Pflicht und Bürde getragen. Wir werden gerade durch unsere Hindernisse, was wir werden können. In der bloßen freien Luft gedeihen nur die Hans-Dämpfe. Das ist meine Meinung. Geh' zuerst nach Brot, damit du dann nach Kunst gehen kannst, nicht umgekehrt. Fange mit dem Magen an, damit du nicht mit dem Hunger aufhören mußt. Wenn einer von Herzen beten will, muß er doch nicht gleich ein Pfaff werden, und wer den lieben Herrgott kennt, braucht nicht Theologie zu studieren. Sei ein Künstler, mein lieber Sohn, dann brauchst du keiner zu werden.
Also geh' schön an die Technik, mache deine Prüfungen und male dir, was dich freut, nebenbei. Sieh, daß du irgend einen bürgerlichen Beruf ergreifst und halte die Freiheit fest, die dir dabei übrigbleibt. Wer die Zeit gut anwendet, hat immer noch

viel davon übrig. Ich wollte, ich hätte sie, ich wollte, ich könnte sie anwenden wie du, ich wollte, ich müßte nicht so denken, wie ich spreche, und könnte dir sagen, was du viel lieber hören möchtest. Aber was nützt es: Wir sind Bürger, mein Sohn, eine bescheidene, alte Familie mit allen unseren verfluchten Notwendigkeiten, wir verstehen nicht anders zu leben, als wir müssen. Du könntest es nicht, du könntest nicht auf Borg und vom Versatzamte leben und im Winter deine Sommerkleider, im Sommer deinen warmen Mantel im Leihhaus aufbewahren und jedem Hergelaufenen deine Bilder anpreisen und im Kaffeehaus mit deinen schönen Farben hausieren. Wir dürfen uns mit der Kunst nicht verheiraten. Wir nicht. Dazu sind wir nicht stark genug. Oder zu stark, zu anständig. Wissen wir denn, wie wir sind? Aber wie wir müssen, wissen wir leider. Wir spüren unsern Buckel auch ohne Schläge. Wenn uns nicht das Geld frei macht, kann es nur die Pflicht. Auch dabei gibt es Freiheit. Das kommt dir spanisch vor? Unsere Gedanken machen uns frei, nicht die Wirklichkeit. Übrigens ist das alles nicht wörtlich zu verstehen. Jeder hat seine eigene Wahrheit. Aber du bist ja doch unser richtiger Sohn und ein gut geratenes Familienstück, also ist es wohl auch deine Wahrheit. Nicht gerade übermäßig erfreulich, wie ich ganz gut weiß, aber eben deine, unsere Wahrheit. Folge mir, so wirst du in aller Wohlanständigkeit unzufrieden sein, folgst du mir nicht, so wirst du in übler Lage erst recht unzufrieden sein.
Jetzt nehme ich den zufriedenen Apfelbaum mit und zeige ihn meinen Leuten im Geschäft. Oder vorher spiele ich noch ein bißchen Klavier. Mir ist es nämlich vor Zeiten mit der Musik ebenso gegangen wie dir mit der Malerei. Aber es ist dabei nichts Rechtes herausgekommen. Gut, daß ich mich nicht mit der Musik verheiratet habe.“
Damit schlenkerte er rasch, den Kopf abgewandt, an den Flügel und begann wild und kräftig zu phantasieren.
Albrecht hörte mit halbem Ohr auf die eigentümlich verhaltene Melodie, die von den starken, beherrschenden Bässen immer wieder bedingt und getrennt wurde, und sah, wie der Vater mit all seiner Beweglichkeit sich über die Tasten beugte, als wolle er den Tönen liebevoll nachgehen, oder als wolle er seine Aufregung im Spiele verbergen.
Albrecht sah dann wieder auf seinen Apfelbaum und fand ihn

steif, hart, unzulänglich, die Komposition dürftig, die Farbe gewöhnlich, das Ganze flau. „Bürgerlich," hörte er eine Stimme, und ein bitterer Zug trat auf seine Lippen, ein Vorgeschmack von Freiheit und von Knechtschaft, von Gehorsam und von Auflehnung, von jenem argen Tränklein Schicksal.

5.

Ludwig Mainone war vom Gymnasium freigesprochen und an die Universität entlassen worden, wo er sich als Jurist einschrieb, weil man bei diesem Studium alles sein und werden konnte. Einstweilen, in seinem langen, vollen ersten Universitätsjahre hatte er genug zu tun, indem er nichts Bestimmtes trieb, sondern alles kennenzulernen suchte, was es in der ganzen Stadt gab, deren Fülle ihm unermeßlich schien, bevor er darauf kam, daß sie doch seicht genug war.
Die Universität übte schon durch ihre weiten, hallenden Räume und Gänge mit den Büsten ihrer Berühmtheiten, mit den marmornen Ehrentafeln und den unablässig zuströmenden jungen Leuten einen aufregenden Zauber aus. Er machte Bekanntschaften ähnlich „frischgefangener" Altersgenossen und tat erwachsen wie sie, die, eine Gardenia im Knopfloch und Zigaretten im Munde, mit Abenteuern und ziemlich nüchternen Genüssen erster Männlichkeit prahlten, sie hatten Modegedanken und beschäftigten sich mit Krawatten und Westen ebenso eindringlich wie mit den sogenannten „Fragen", die gerade an der Tagesordnung waren, nicht viel anders als junge Frauenzimmer. Man schlenderte in die Bibliothek und ließ sich für eine kurze Weile in diesem braunen, summenden Raume bei einem Buche nieder, um bald darauf wieder Prickeln in den Beinen und im Gehirn zu verspüren, man verlangte Bewegung, trat in einen Hörsaal und wartete auf eine geschwinde wissenschaftliche Überraschung zu Ehren so begieriger Besucher, die freilich meist ausblieb, denn der Professor beeilte sich nicht, dieser Zaungäste halber seinen solide instand gehaltenen und auf ein ganzes Jahr verteilten geistigen Vorrat sogleich auf einmal auszuschütten. Darum verduftete man mehr oder minder taktvoll auf den Zehenspitzen und versuchte sich in einem nahen Lokal beim Billardspiel. Überall gab es Lärm und Bewegung genug, die Stadt, die Universität, Kaffeehäuser und Bierwirtschaften, Gärten und

Straßen, alles schien ein belebtes Durchhaus nach irgend einem Ziele, das man nicht kannte. Man war zum Schauen bestellt, man hatte seinen Platz in diesem Theatrum mundi mit vielen argen Bildungsjahren bezahlt und verlangte nun, daß für einen auch recht interessant gespielt werde. Man kam zwar mitten in den Lauf des Stückes, aber man schmeichelte sich gleichwohl, es habe erst mit den Ankömmlingen begonnen und warte mit seiner Entscheidung auf die jungen Gründlinge im Parterre. Es handelte sich wieder einmal um die ewige Umwälzung der Dinge, von der in jeder Generation gesprochen wird, und man wußte noch gar nicht, wie glücklich man zu sein hatte, daß sich diese Umwälzungen vorläufig nur still in Gehirnen und Büchern und Reden ereigneten, nicht in der rohen, nackten Wirklichkeit. Man frisierte vorerst ihren Medusenkopf. Die Masse der Besitzlosen war durch die Technik, die alle Weiten der Erde zusammenführte, einander so nahegerückt, daß sie der Bedeutung ihrer aufgespeicherten leiblichen auch als entscheidender „moralischer" Kräfte drohend innegeworden war. Neben dieser Vereinigung spielte sich eine ebenso gefährliche Trennung ab, indem die Nationalitäten dieses künstlich zusammengehaltenen Staates der trostlos verflachenden Zivilisation, der notwendig grausamen, einheitlichen Beherrschung entgegenarbeiteten, um ihre angeborene Sonderung, das Bewußtsein ihrer selbst und ihres Wertes mit ihrer Sprache und Landschaft durchzusetzen.
Wien lag satt, vergnügt und schaulustig wie eine alte Spinne da, mit der grauen Hofburg in der Mitte, und lauerte darauf, die Fliegen zu fangen, die in das Netz kommen mußten, denn es gab kein noch so entlegenes Dorf, das nicht durch die Verwaltung, das Gericht, durch seine Vertretung, durch den Verkehr, durch die Zeitung irgendwie an einem dünnen, aber zähen Faden mit diesem sicheren, weitmaschigen Netze zusammenhing.
Die geistige Begleitung der Kämpfe, die hier in Wien gespielt wurde, die sogenannte „moderne" Bewegung, in deren Strom Ludwig gleich einbezogen war, machte, was den österreichischen Anteil betraf, einen recht fragwürdigen Eindruck von Literatur- und Kaffeehausrevolution, halb von alexandrinischem Trödlertum, durch das alte, unheimliche Herkommen einer höfischen Stadt mit herrschender Adelsgesellschaft und altansässigem Reichtum bevorrätigt, halb von atem- und überlegungslosem Mitlaufen mit jedem fremden Wettspiel. Nicht zuletzt bestand

auf dem Grund alles Treibens doch bei allem Radikalismus eine lakaienhafte stille Anbetung alles Höfischen und Adeligen, wodurch die sogenannte „moderne Bewegung“ eine recht komödiantische Unwahrheit, einen widerwärtigen Zug von freiwilligem Schranzentum bekam, damit sie beileibe nicht ernst, gar gefährlich genommen wurde von denen, die man schließlich doch nicht vor den Kopf stoßen mochte, weil sie Macht und Stellung vergaben. Denn jeder Österreicher schwärmt im Herzen von einem sicheren Gehalt und einer schönen Pension, und je bewegter er seine Gegenwart aufspielte, desto einfältiger erschien sie nachmals als seine Vergangenheit bei dem lammfrommen und schafsmäßigen Traum von Zukunft im Schatten irgend einer schwarzgelben Hundehütte.
Die ganze Stadt glich mit ihrer Gesellschaft, ihren Erscheinungen einem kleinen Flecken Landes, wo ein unverständiger Mensch alles durcheinander gesät und wachsen gelassen hat, was sonst seinen besonderen Raum verlangt, nichts ist stark genug, vollkommen durchzudringen, alles wuchert geil und dürftig durcheinander.
Ludwig nahm freilich das dichte Getriebe noch völlig ernst und sich selbst natürlich als Mittelpunkt, nach der Weise seines Alters, worin ihn der Kreis junger Literaten bestärkte, der vor sich selbst eben auch nur bestand, indem er den Schein ernst, das eigene Spiel für eine wichtige Sache nahm und jeden Ankömmling mit großem Hallo und einem begeisterten Tusch empfing, solange man von ihm für die gemeinsame Unterhaltung oder für einen lustigen, augenzwinkernden Beiseite-Spaß und Spott etwas erhoffen konnte. Bei jedem Neuen tat man, als habe man bisher nur auf ihn gewartet. Diese Vorstellung ging im alten „Café Griensteidl“, man nannte es nachmals „Café Größenwahn“, vor sich, an der Ecke des Michaelerplatzes und der Herrengasse, in vier oder fünf niedrigen, mit angerauchten weißen Tapeten ausgeschlagenen, gewölbten Zimmern, wo sich alle „führenden“ Männer aller Berufe und Parteien, besonders die Literaten und Politiker, versammelten, so daß sie selbst ihre Täuschung wohl glauben konnten, hier werde alles ausgeheckt und verschworen, was nachmals im ganzen Lande als Losungswort gelten sollte. Ludwig sah freilich nur den Vordergrund, lebhafte geistige Gesichter, in der Wärme und Debatte gerötete Wangen, blitzende Augen, heitere Streitigkeiten um wichtigste

Fragen. Noch erkannte er nicht, daß der Inhalt dieser Bewegung aus Büchern, aus der Fremde bezogen wurde, daß diese Leute hier, wie die ganze Stadt, wie der ganze sogenannte österreichische Staat, von den Ideen draußen lebten und zehrten, an einem fremden Vermögen schmarotzten. Sie machten hier die Gedanken und Worte der Welt draußen, besonders Frankreichs, mit einem geschickten, funkelnden und flunkernden Stil zurecht, wie Modistinnen einen alten Hut so lange drehen und wenden und umwickeln, bis er neu aussieht, ihr Geist bestand aus Zitaten, deren Herkunft verborgen gehalten wurde, und wer in dieses Geheimnis eingeweiht und halbwegs belesen war, antwortete ebenso großartig. Was Ludwig am tiefsten berührte, war die Mannigfaltigkeit, Vertretbarkeit und Veränderlichkeit dieser sogenannten neuen Ideen. In ihrem weiten Rahmen hatte nämlich so gut wie alles Platz, wenn es nur im richtigen Rotwelsch vorgetragen wurde, wie in einem wüsten Traume, wo eine Gestalt seelenruhig mitten durch eine andere hindurchgeht, sich vor der nächsten in Rauch auflöst, um unversehens sanft und dringlich wieder hinter dem Ofen aufzutauchen.
Am Vormittag an der Universität und in den Gassen ihrer Umgebung mit lehrreichem Nichtstun voll beschäftigt, zog Ludwig nach dem Essen in diesem ersten Winter seiner Freiheit mit den Schlittschuhen weit hinaus nach Hernals auf einen Vorstadteislaufplatz, wo Thea hinzukommen pflegte. Man schnallte sich die Schuhe in einer hölzernen Bude mitten im Gedränge des gemischten Publikums, auf Holzbänken an, die nassen Kleider dampften in der Hitze des kleinen eisernen Ofens. Die Gäste stammten aus den verschiedensten Stadtgegenden, urwüchsige Hernalser Spießer, Ladenjünglinge und kleine Bürgerinnen, Gymnasiasten und Studenten, Kadetten und drohende Strizzis, Burschen in modischen Sportanzügen neben armen Teufeln, die ohne warmen Rock in karrierten Beinkleidern und leichtem Wams liefen, rotwangige frische Fräuleins mit Pelzboas und pelzbesäumten Jacken und ausgepichte, sorgfältig hergerichtete Damen mit enganschließenden Schneiderkleidern streifen einander im Vorbeigehen, in einer Ecke wurde Wein getrunken und rasch noch geraucht, oder ein Stück Wurst gegessen, in der anderen fielen Schimpfworte und flogen Drohungen mit Tätlichkeiten nur so hin und her, dazwischen schlug allzumal die Tür mit einem Ächzen und Knallen zu, so oft einer

ins Freie ging, und eine kalte Welle fuhr eisig in den Dunst und Rauch. Durch das Gedränge schob man sich dann mit den Schlittschuhen an den Füßen ängstlich vor, bis man sich auf dem Platze leidlich in Sicherheit wußte, wo unter den hohen weißen Bogenlampen auf der blauen Eisfläche das bewegte Getümmel unter dem Klang einer asthmatischen Drehorgel alle Einzelnen vergessen machte, vielmehr in einen sanften Rausch und Taumel von schwebender, geselliger Eintracht auflöste und verschmolz. Man glitt paarweise oder in ganzen Reihen wiegend weiter und aneinander vorbei, ein hochaufgerichteter und wieder pfeilschnell niedergeduckter Mann in einer Astrachanmütze schwenkte in einem ungeheuren Bogen ein und entzog sich wieder im gleichen Atemzug und Schwung dem aufgesuchten Gedränge, einer wie in stillem Jauchzen entgegenstrebenden, emporschnellenden weißen Partnerin entgegen, solche Paare wanden mehrere kühne Bogen wie lauter Kränze um die langsam hingleitende Masse der übrigen. Eine unablässige Bewegung und sausende hochgestimmte Eile entzündete mit der scharfen Winterkälte und der Lust der angespannten Glieder in jedem ein Fieber munterer und traumhafter Erregung, das eine rauschende Musik entfalteter körperlicher Freiheit genoß. Diese pulsende Bewegung gab den Menschen bei beflügelter, zeitloser Eile den Zauber eines schwebenden dauernden Aufenthaltes im Augenblicke.
Bevor Thea kam, kreiste Ludwig mißmutig im Gedränge, nahe beim Ufer des Platzes, von den Anlaufenden beiseitegeschoben und gestoßen, er wich nachlässig aus, den Blick immer auf den Eingang gerichtet. Da schob sich endlich die wohlbekannte, zierliche, dunkelgekleidete Gestalt auf den Schlittschuhen sicher, wenn auch langsam stelzend, vorwärts, er hätte Thea unter Tausenden sogleich erkannt — war das Liebe, wenn man eine einzige so herausfand? — wie sie sogar mit dem Stahl an den Füßen ihren eigentümlichen Gang behielt, indem sie den ganzen Körper nach dem rechten Schritte nach rechts, mit dem nächsten rasch nach links wandte. Wie fiel sie ihm auf, die so unscheinbar schwarz einherkam, das schwarze Pelzmützchen ein bißchen schief auf dem runden Kopfe und über dem runden, vollen, leicht geröteten Gesicht, so daß unter dem Rand der Mütze eine Locke in die Stirne wehte, vom treibenden Schnee weiß bestäubt. Er erriet, ohne ihn noch zu sehen, den schma-

len, leicht nach abwärts geschwungenen Bogen ihres geschlossenen Mundes. Da bemerkte sie ihn, da lächelte sie, da waren er und sie die einzigen hier. Sie schlüpfte herzu, und schon glitten sie davon.

Thea kam so oft hierher, als es ihre Arbeiten und Pflichten erlaubten, und kehrte sich nicht daran, daß Ludwig sie hier erwartete, ja daß er, wie sie ganz gut wußte, nur ihretwegen herkam. Vielmehr tat es ihr wohl, daß er bestimmt und immer da war, wenn sie kam, und ihr gleich den Arm bot und entgegenstreckte, wenn sie die ersten Schritte noch über die vereisten Bretter auf die Bahn ging, und daß sie gleich mit ihm in das allgemeine sanft betäubende Wiegen und Schweben versank. Sie sprachen, was sie sonst gesprochen hätten, aber es war hier gleichgültiger oder vielbedeutender als sonstwo. Theas Gesicht schien Ludwig in dieser Winterkälte unter dem wehenden Schnee rosiger, ihre Augen kühner. Ihr Mund lachte, ihre kräftigen Zähne schimmerten, und sie war es, die Ludwig im Laufen antrieb, denn er hatte vor lauter Geselligkeit ihrethalben die Kunstfähigkeit versehen und vertan.

Wenn er abends von den Fußknöcheln aufwärts die ungewohnte Müdigkeit aller Muskeln und Gelenke, die wohlige Wärme der genossenen Bewegung im ganzen Körper, den langsam verglühenden Rausch und Klang der inneren Musik im Leib und in der Seele, Arm in Arm mit Thea durch die dunkeln Vorstadtgassen nach Hause schob, glaubte Ludwig, ihr Herz müsse wie das seine ungeduldig pochen und rufen. Rief es nach ihr, rief sie nach ihm? Wenn sie unter den Lichtkreis einer Laterne kamen, warf er einen Blick nach ihr und sah die ruhige, klare Linie ihres kindlichen, doch weiblich reifen Profils, das Mützchen schräg über ihrer Stirn, die krause Locke schneebestäubt über der Schläfe, sie sah ihn klar und still an und sprach unbefangen weiter, kühl und klar wie dieser ausgesternte Winterabend.

Endlich waren sie vor ihrem Hause und standen noch einen Augenblick vor dem Hausflur. Er gab ihr die Hand, sie gab ihm die ihrige, sie sahen einander an.

„Gute Nacht, Ludwig."

„Gute Nacht, Fräulein Thea. Auf Wiedersehen." Es war ihm, als dauerten diese Worte länger, als sie gesprochen wurden.

6.

Im Hebenstreitschen Hause waren die Abendgesellschaften anders als bei Mainones. Der General bewohnte in einem Neubau der Alservorstadt eine große Wohnung, die zwar aus vielen, aber aus lauter kleinen Zimmern bestand und bis auf zwei seitab gelegene Räume um so leichter für die Geselligkeit vorbereitet, das heißt geleert werden konnte, als sie auch sonst mit Möbeln nicht gerade überfüllt war. Als Militär, der sich mindestens die ersten zwei Dritteile seiner Dienstzeit eigentlich unterwegs befunden hatte, indem er die Garnisonen beständig wechseln mußte, besaß er von je nur den notwendigsten, einfachsten Hausrat, lauter geschmacklose, aber auch dürftige Sachen. Übrigens schien seine Frau ebensowenig wie er auf die Anmut des Quartiers zu halten, sie war aus armer Familie, und es hieß, die beiden hätten in ihrer Jugend die hohe Offizierskaution nicht einmal von Verwandten oder Freunden leihweise aufbringen können, die den schlecht bezahlten Berufshelden das Ausharren in der täglichen Teuerung und Not und eine standesgemäße Haltung verbürgen sollte. Das Offizierskorps war ja in seinen Privilegien und streng bewahrten Sitten beim Volksheer mit seinen jährlich wechselnden ungeheuren Menschenmassen der moralische Eckpfeiler der habsburgischen Machtwirtschaft, die unter dem Dache der allgemeinen Wehrpflicht ruhte, als ob es sich nirgends bequemer schlafen ließe als in einem Pulvermagazin. Hebenstreit hatte damals als blutjunger Leutnant ein Gnadengesuch um Befreiung von der Kaution einbringen müssen. Der Kaiser, der sich diese Gesuche selbst vorbehielt, war gerade in dieser Frage streng; herzlos und heimtückisch, boshaft und im Grunde menschenfeindlich wie alle Habsburger, die ihre Leute von je ohne Rücksicht und Dank auspreßten, wollte er bei dieser Sicherung seines nächsten Dienststandes keine Ausnahmen machen, schätzte er doch in einem wohlhabenden Offizierskorps, das von den absichtlich niedrig bemessenen Gagen nicht durchaus abhing — diese materielle Unabhängigkeit machte die Offiziere angeblich rücksichtslos schneidig — das beste Gegengewicht gegen die demokratische Gefahr des Volksheeres. Also es hieß, die Braut des Herrn Leutnants habe selbst in voller weiblicher Gala ihrer achtzehn Jahre Audienz nehmen und vor dem Mon-

archen mit einem Fußfall den Erlaß der Kaution erbitten müssen, was ihr freilich leichter gelungen sei als den schriftlichen Gesuchen. Nun, wie immer, die beiden heirateten ohne Vermögen, ohne irgend eine Ausstattung mit den paar Kleidern und Wäschestücken, die sie auf dem Leibe hatten, und lebten auch bei ihren jetzigen guten Bezügen in armseligen Möbeln und abgenützten Gegenständen, aber dafür beweglich und nervös gesellig, als hätten sie ohne stetes Ab- und Zuströmen von Menschen, ohne daß sie selbst andere Gesellschaft aufsuchten und immer neue Leute kennenlernten, keinen Frieden. Sowohl der Herr als die Frau des Hauses waren wegen ihrer sogenannten Güte berühmt, daß man sie nämlich jederzeit, auch ohne ihnen besonders nahezustehen, auf bloße Empfehlung anderer Bekannten hin, um Hilfe, um „Protektion" angehen konnte.
Das Hebenstreitsche Paar übte nun seinen Einfluß gern und gefällig aus, wodurch der General allgemeine Beliebtheit und einen großen Anhang erwarb; so ging in dem kahlen und armseligen Hause der lebhafteste Verkehr von früh bis abends mit immer neuen Besuchen, Bittenden und Gebetenen aus und ein. Die unheimelige Wohnung, wo keine anderen Bilder hingen als Gruppenphotographien von Offizieren eines Regiments, darunter immer der Hausherr in allen Rangstufen seiner vielen Dienstjahre, oder bunte kalligraphische Dankadressen und Huldigungszeugnisse von Bürgermeistern und Stadtvertretungen, deren Garnisonen er angehört hatte, lag nur dann dunkel und stumm da, wenn ihre Herrschaft auf ähnliche Wege zu anderen Machthabern, auf Vergnügen und Geselligkeit ausgegangen war. Derart vereinigte sich in den licht ausgeschlagenen leeren Zimmern, wo die mit geblümtem Creton bezogenen kleinen Sitzmöbel, Lehnstühle und Taburets oder gar nur dürftige Rohrsessel an dichten braunen Holztischen und spießige Fächerpalmen an den Fensternischen standen, eine andere Gesellschaft als beim Doktor Mainone. „Ärarisch" war etwa die Bezeichnung, für die jungen Teilnehmer wenigstens. Viele Offizierstöchter, Frauen und Kinder von Obersten, die unter Hebenstreit gedient hatten oder jetzt noch dienten, angehende Truppenoffiziere als die Ältesten, junge Leutnants, Kadetten in der Mehrzahl aber durchaus von den sogenanten „bürgerlichen" Waffen: Infanterie und Artillerie, kein einziger Kavallerist, denn

das Offizierkorps dieser dekorativen und überverehrten Waffe war fast durchaus hochadelig und verschloß sich auch den avancierten „Troupiers“, der bürgerlichen Generalität, mit durchaus anerkanntem Hochmut. Die Offiziere waren die hauptsächlichen Tänzer. Dann gab es noch ein paar hohe Beamte mit ihrem Anhang, wenig „Geist“ und „geistige“ Leute.
Alles in allem ging es hier minder „bürgerlich“, aber desto mehr „staatlich“ zu, das heißt, man unterhielt sich nach Rangklassen getrennt über die ewigen Standesangelegenheiten, nur die Jugend war zwanglos gemischt, die Alten, die Väter und Mütter, blieben absichtlich oder unwillkürlich in die zugehörigen Gruppen geordnet. Nebenbei gab es auch einen leicht-provinzlerischen und einen anderen, ebenfalls nur im stillen wie eine unterdrückte ferne Orgelstimme mitspielenden klerikalen Zug, den eine verwandte Familie, allerdings mit fade durchdringendem Weihrauchodem und frommem Augenaufschlag beitrug, die eines reichen Advokaten, namens Gödl, der durch seine Ehe mit der Tochter eines Lichtensteinschen Güterverwalters, einer entfernten Cousine der Generalin, Beziehungen mit dem Großgrundbesitz und gute Empfehlungen für die alten adeligen Häuser erworben und dank diesen Verbindungen ohne viel Mühe oder Talent eine reiche Klientel gewonnen hatte. Der Doktor Gödl, groß und breitschultrig, vierschrötig, mit einem vollbärtigen, viereckigen Gesicht, hatte irgend etwas Rustikales in seiner Gestalt und in seinem Wesen, das er vermutlich seiner Stellung als Anwalt von Großagrariern schuldig war, so daß man sich ihn, auch wenn er wie heute seinen Salonrock und die schwarze Krawatte um den niederen weißen Stehkragen trug, immer unwillkürlich in Röhrenstiefeln und Joppe, mit einer aus der Brusttasche lugenden Porzellanpfeife vorstellte, doch nie recht auf dem Parkett im Gleichgewichte. Er pflegte dieses Naturburschentum aber auch sorgfältig, ohne wirklich viel mit der Natur zu tun zu haben, und verdankte ihm seine Erfolge bei den Frauen, denen er, scheinbar mit Grobheit und gleichgültiger Behandlung, in Wirklichkeit sehr geschickt und listig entgegenkam, was auch wegen seiner Gattin dringend notwendig war, die ihn äußerst eifersüchtig bewachte, und wenn sie auch jeden Tag dazu allen Grund hatte, doch vermöge ihrer Kurzsichtigkeit und Dummheit diesem Grund nie recht auf den Grund, sondern immer nur an dessen verdächtige Nähe kam, aber mit

Zorn und Eifer, Szenen und Vorwürfen als Warnungsheulwerk vorzeitig laut wurde, so daß er sich stets in Sicherheit bringen, auch allfällige Zeugnisse seiner Triumphe und Seitensprünge beiseite schaffen und das gerechteste Alibi bereitstellen konnte. Diese Familie Gödl genoß im Hebenstreitschen Hause hohes Ansehen, eben wegen ihrer Beziehungen zu allen höchsten Heiligen des Himmels und zum reichen Hochadel auf Erden, so bildete denn die ins Unbegrenzte erweiterte Mutter Gödl in einem kapuzinerbraunen, fleckigen Kleide — sie hielt nicht viel auf irdische Schönheit, und vor lauter Seelenreinheit vernachlässigte sie ein wenig die körperliche — den Mittelpunkt einer andächtigen Gruppe. Sie trug ein großes, goldenes Kreuz am uferlosen Busen, neben ihr saß ihre älteste Tochter, Assunta, mit gottergebenem Ausdruck und einem kleineren Goldkreuz über ihrer flachen Vorderseite, die Hände auf dem Schoß gefaltet, sie kannte Latein und Griechisch und verstand den Text der Messe, aber das half ihr doch zu keinem Tänzer, und an der anderen Seite saß die zweite, Annunziata, mit einem Zwillingskreuzlein, ebenso gebildet und ebenso schön an Seele wie häßlich an Figur, und die drei, ein Gegenstück zur Laokoongruppe, beobachteten mit schmerzlicher Demut die wohlgefällige überhebliche Sünde der anderen, glücklicher geratenen Schwestern ihres Geschlechtes.
Wie doch ihr Gatte und Vater mit der Doktorin Mainone schön tat! So laut lachte er niemals zu Hause, so inständig packte er nie daheim eine Stuhllehne beim Sprechen, und diese Doktorin funkelte ihn, der gottlose Freigeist selbst, aus ihren frechen Augen so seelenvergnügt an, wie nur der Hochmut vor dem Falle und doch schon in höherem Alter funkeln kann. Die Gödl lächelte verbindlich und nickte der Mainone sogar zu, als wollte sie sie aufmuntern und ihr gute Unterhaltung wünschen. Franz Karl Maria, ihr eigener Sohn, der doch vom Geiste war, schlich, freilich unsicher und ängstlich, wie ein Kater um die heiße Milch, um Elisabeth May herum und schien nur nicht zu wissen, wie er es anfangen sollte, mit ihr ins Gespräch zu kommen. Er wäre imstande gewesen, nach dem Apfel dieser Eva sogar zu springen, wenn sie ihn hochgehalten hätte. Aber sie tat es nicht, diese Person! Noch peinlicher schien den dreien, den von dreimal sieben Schwertern der Eifersucht, des Grames und der Weltangst durchbohrten Herzen das Nebenzimmer, wo

sich eine ganze Gesellschaft in ärgster Freiheit mit Gelächter und Geschwätz, mit Flüstern und kühnen Witzen unterhielt, lauter ausgepichte, doch noch ganz junge Leute. Sie sagten ja nichts, die Mutter und ihre beiden Töchter, sie sahen sich nur verstohlen um, ob irgendwer dieses Treiben betrachtete wie sie, und dann lächelten sie bloß gütig und schmerzlich, ohne etwas zu sprechen, mit seelenvollen Blicken, die Hände im Schoße gefaltet und mit langen, mageren, braunen Hälsen.
Ihre Heiligkeit zog einen weiten schützenden Kreis um sie, den niemand zu durchbrechen wagte, trotzdem sie alle männlichen jungen Leute keineswegs böse und abweisend anschauten, sondern freundlich und mit wahrer christlicher Liebe, ja, wie ein Unbefangener geglaubt hätte, sogar noch verliebter.
Die im Nebenzimmer freilich! Wiederum diese verfluchte Regina Amlacher mit dem Spitzbubengesicht, mit dem breiten verschmitzten Munde und den frechen Augen! Heute saß sie in einem blutroten Kleide da, dessen Ausschnitt, mit einem schmalen schwarzen Samtbande eingesäumt, ihren Nacken und Hals scharf herausschnitt und das unregelmäßige Gesicht um so wilder emporhob. Regina saß neben ihrem anerkannten Verehrer, sie schien sich mit ihm zu begnügen, der Blonde, mit dem sie ihn bei Mainones eifersüchtig gemacht hatte, war nicht da. Sie saß mit übereinandergeschlagenen Beinen und rauchte eine Zigarette um die andere und wußte ihre Fußspitzen in den goldfarbenen Tanzschuhen so geschickt zu bewegen, daß sie ihrem Nebenmann zur Linken, eben den alten Studenten mit den Schmissen im Gesicht, bei Gelegenheit an das Schienbein rührte oder den zur Rechten, einen schlanken, schönen Offizier, einen vielbegehrten Baron Wasserporten, scheinbar unversehens mit einem Wippen traf, welches verwirrend ihr Bein in dem durchbrochenen schwarzen Strumpfe zeigte, worauf dann ein Blick der Entschuldigung und des Feuers hinüber- und herübersprang. Ferner saß noch der frühe Ehrenmann Martin auf einem niedrigen Hocker, so daß er, klein und sich noch womöglich zusammenduckend, beinahe zu Füßen der Damen wie ein Hofzwerg angebracht war, und, noch ein wenig steif in einem Rohrstuhl ein junger bartloser Kadett, der beinahe weiße Haare und ganz lichtblaue Augen, eine rosige Wangenfarbe und einen reizenden Kindermund hatte, man mochte ihn am liebsten wie einen Knaben behandeln und abküssen, so nett

sah er aus, wußte aber von diesen Eigenschaften schon allen erdenklichen Nutzen zu ziehen, und gerade dies machte ihn, den Ladislaus Gottin, zum erklärten Pagen dieser viel kühneren jungen Frauenzimmer hier. Denn außer der Regina Amlacher gab es noch zwei kecke Schönheiten hier, zwei Schwestern, Klara und Anna von Lenk, zwei Oberstentöchter, deren Mutter sich grundsätzlich immer zwei Zimmer weit von den Fräuleins aufhielt, weil sie nur so die beiden Augen zudrücken konnte zu den Taten, Gebärden, Redensarten und Meinungen der beiden Heldinnen, die das Leben im Laufschritt erstürmten, wie eine Kompagnie einen Hügel „nimmt".

Klara, dunkelblond und braunäugig, hatte ein regelmäßiges Gesicht, dem gerade dieses Ebenmaß hinderlich war, so unbekümmert draufgängerisch zu erscheinen, wie sie sein wollte. So kamen alle ihre gewagten Worte, ihr Achselzucken, ihr Lachen allzu grob und geradezu heraus und ließen ihr mehr willentlich als natürlich und selbstverständlich. Sie war so wie vielleicht ihr Vater, ein Haudegen aus Standeszwang und Grundsatz, nicht aus innerstem Gemüt, und wäre vielleicht froh gewesen, eine stille brave Hausfrau und Mutter werden zu dürfen. Hingegen zeigte sich ihre Schwester Anna als ein wahrer Teufel, denn sie war eigentlich auf das liebenswürdigste gezeichnet durch ein hübsches Naturwunder und ließ sich gerne besehen und von jedem, der es wollte, tief in ihre schönen Augen gucken, denn diese Augen waren das bewußte Merkwürdige, nämlich verschiedenfarbig, das eine dunkelblau, das andere dunkelgoldbraun. Sonst gut und richtig in das feine Gesicht mit der ein wenig grauen falben Haut eingesetzt — sie legte wohl Puder auf —, gaben diese verschiedenen, widerspruchsvollen Augensterne der Miene etwas Fraghaftes, Tolles und Irrendes, indem das blaue und das braune einander, ihr selbst und den Menschen lauter Possen zu spielen schienen, wie denn die ganze Frauensperson, kleiner als ihre Schwester und etwas voller, aber auch liebenswürdiger beweglich, minder laut und sanfter, aber auch entschlossener und sicherer, freundlicher und etwas gefühlsfähiger, doch noch launischer und durchaus unberechenbar, als ein drolliger Anreiz und Lockungsversuch der Schöpfung wirkte und sich diese gefällige Sendung denn auch gefallen ließ.

Ludwig Mainone und Franz Karl Maria Gödl waren in dieses

Zimmer geraten, beide nicht eben die Rechten für alle diese vielbewanderte höhere Jugendbildung und standen nun als stumme Propheten rechts und links von der vergnügten Gruppe, die einander mit Scherzen und Spottreden bewarf und immer dreister wurde, je besser der Witz getroffen hatte.
Regina Amlacher fing einen stillen Blick Ludwigs auf, der sie beobachtete. „Herr Ludwig, das ist nichts für Sie, hier sind wir Erwachsenen, gehen Sie hinaus zur Jugend, belehren Sie meine kleine Schwester Lotte, haben Sie sie einmal bezaubert, so dürfen Sie sie doch heute nicht verlassen, Sie Don Juan, sie wird gewiß schön brav sein und Ihnen Freude machen, aber bringen Sie ihr nichts Arges bei. Machen Sie den Kindern den Hof, hier bleiben die Erwachsenen. Zuzug ist fernzuhalten, wie die Arbeiter sagen."
„Bleiben Sie nur," lachte Gottin und zeigte seine blanken Zähne. „Sie meinen es schon nicht so ernst, diese reifen erwachsenen Damen, im Gegenteil, sie brauchen uns ja, um ihre Erfahrungen zu probieren."
„Lassen Sie mich nur dableiben, es gibt keine Kinder mehr, ich bin gewiß nicht unschuldiger als Sie." Ludwig errötete dabei.
„So jung und schon so verdorben wollen Sie sein?" lachte Regina und zeigte ihre Zungenspitze.
„So bleiben Sie denn und lernen Lebensweisheit, Sie brauchen sie bestimmt; denn wie ich Sie kenne, Mainone, wissen Sie nicht, wohin Sie sich wenden sollen vor lauter Liebe und Schwärmerei, Anbetung und Besorgnis, und möchten eigentlich ein Orakel haben: ‚Lieb' ich, lieb' ich nicht, vom Herzen, mit Schmerzen, ein wenig oder gar nicht', und wen lieb ich denn oder gar keine? Wenn wir Frauen schon, wie Sie geruht haben zu bemerken, lieber Wasserporten, gleich den Birnen auf unserem Aste hängen und warten, daß uns eins pflückt, so suchen wir uns den Betreffenden doch sehr genau aus, und weh' der Hand, die nach uns faßt und die wir nicht wollen. Wir Birnen suchen den Mund, der uns anbeißt. Wir bestimmen unseren Fall ins grüne Gras oder in euern Schoß oder in eure Hand und zu euerm Mund. Wir holen uns den, der uns pflücken soll, so arg wir da gefesselt in unserem Laub an unserem Aste sitzen, so frei sind wir alle, unter euch allen uns den einzigen zu wählen, dem wir uns zuwerfen wollen oder sanft in die Hand fallen oder

just in den Mund wachsen, wenn es uns beliebt." Ihr Verehrer nebenan wurde rot, daß seine Schrammen aufleuchteten, er biß sich ärgerlich die Lippen, aber er sagte nicht ein Wort. Regina hatte ihn eben mit dem wippenden rechten Goldschuh gestreift. Aber es war nur wie ein verirrter Blitz. Schon saß sie wieder in vollem Gleichgewichte und schaute triumphierend rundherum.
„Ist es wahr?" fragte Martin die kommandierende Klara.
Klara zuckte die Achseln: „Bin ich ein Obstbaum?"
Wasserporten lächelte still vor sich hin.
Anna sah ihn an, beinahe wie eine reife Birne den Mund, von dem sie gepflückt sein will, und schlug ihre zwiefarbenen Augen, die unfehlbaren, auf: „Was lächeln Sie so unverschämt, Wasserporten, Sie denken sich jetzt bestimmt etwas ganz Schändliches."
„Nun, wenn Sie durchaus wollen, ich kenne ein noch abgefeimteres Wunder von euch Birnen."
„Hört! Hört!" rief Gottin.
„Ihr versteht es sogar, in aller Unschuld nachzuwachsen, wenn ihr euch habt pflücken lassen, und wiederum so schön und saftig und unberührt zu schimmern wie die erste Freude und auf diese Art eine zweite Hand und einen zweiten Mund zu suchen und einen dritten und vierten und so weiter, so oft es euch gefällt."
„Und solange eine Hand da ist, die uns pflückt, und ein Mund, der uns anbeißt," bejahte Regina.
„Auf diese Art wärt ihr die Don Juans und eigentlich wir die verfolgten Unschuldigen," sagte Gottin.
„Nicht gerade verfolgt, aber versucht."
„Wahl wird gewählt, Freiheit wird bestimmt, Bestimmung wird gesucht, Suche hat längst gefunden, Frucht wächst für den, der sie pflückt, Rose will gebrochen sein, Wunden tun wohl, man erntet die Siege seiner Niederlagen, und die Schlange beißt sich in den Schwanz," sagte Ludwig schnell eine ganze Litanei auf, froh, einen Einfall gleich an diese überlegene Gesellschaft zu bringen.
„O wie schön unverständlich," sagte das Naturwunder und dachte: — fader Mensch!
„Er macht Gedichte, wißt ihr das nicht?" beteuerte Regina und himmelte zur Zimmerdecke.

Sie lehnte sich in ihren Rohrsessel weit zurück, so daß wieder einmal ihre beiden Beine auf einen Augenblick erschienen, und lachte bei sich, als wollte sie bedeuten: Unsere Gedichte sind Fußspitzen, die sich reimen und dergleichen, kein Vers ist so gut. Dann sprang sie plötzlich auf und zog den finster blickenden Wendt am Arm in das Zimmer, wo getanzt wurde.
„Martin, haben Sie den versprochenen Wein gegrapst?" fragte Anna Lenk.
Martin nickte beglückt und zog unter dem Hocker eine Flasche hervor. Anna goß sich ein Glas voll. Der Wein, ein „Hof-Tokaier", den der General aus der „Burg" vom befreundeten Obersthofmeisteramt sehr wohlfeil bezog, sollte erst bei Tische und mit Maß getrunken werden. Martin hatte auf Annas Befehl irgendwie eine Flasche aus der Küche gemaust — sie hielt das grobe Wasserglas ans Licht, es funkelte golden.
Wasserporten beobachtete sie lächelnd. Sie schaute ihn ein bißchen ängstlich an, denn sie schämte sich ihrer Schwäche, daß sie für ihr Leben gern trank und es gar nicht erwarten konnte, einen Schluck Wein vor der Zeit zu tun. Auch sah sie sich um, ob niemand draußen es bemerkte. „Stelle dich vor mich, Klara," bat sie. Klara trat vor sie. Franz Karl Maria sah ratlos zu und fühlte sich überflüssiger als je, aber er nahm sich vor, niemand etwas von diesem Entsetzlichen zu erzählen. Er begriff freilich, daß Kneipen und Tingeltangels auch ihre Reize haben konnten, sogar für sittlich erzogene Persönlichkeiten. Anna trank das Wasserglas mit einem Zuge aus, dann erglühte ihr Gesicht und war so jung, sie konnte ebenso plötzlich verfallen und müde und alt dreinschauen. „So, dank' schön, lieber Martin, vergelt's Gott! Sie haben Erbarmen mit mir, dafür dürfen Sie mit mir tanzen. Aber halt, herstellt! Merkt man mir's an, daß ich Wein getrunken habe? Das wäre mir doch unangenehm. Was?" Sie trat vor Wasserporten, stellte sich auf die Zehenspitzen, hielt so gleichsam schwebend ihr Gesicht ganz nahe an das seine und hauchte ihn an. Er wurde plötzlich ernst, denn ihre zweifarbigen Augen glänzten feucht, er atmete ihren Atem ein und sah ihren Mund, nach Wein duftend, vor sich, rot, halb offen, mit den kleinen weißen, spitzen Zähnen, und wie ihre Gestalt ihm zum Küssen greiflich vorschwebte. Da tanzte im Nebenzimmer eine Erscheinung, die er noch nie gesehen hatte: Corona Frantzl.

Anna bemerkte, wie er sogleich wegsah, erblickte im selben Augenblick das schöne Mädchen und schüttelte verdrießlich den Kopf und drehte sich von Wasserporten rasch weg, der Corona unverwandt anstarrte. „Kommen Sie, Martin, wir tanzen.“ Sie flog, doppelt erregt und berauscht, und hatte etwas hinreißend Stürmisches in ihrem Tanz und in dem kühnen, schier verzweifelten Ausdruck ihres schmalen, rosig überhauchten Gesichtes, um das ein rotbraunes Haar wehte, dessen Frisur von der tollen Bewegung gelöst, Strähnen und Locken an der Stirn, an den Schläfen bis zur Wange, am Genick aufflattern ließ, die wie lauter flammende kleine Schlangen zuckten und leuchteten, indessen sie immer rascher um Corona Frantzl tanzend einen beschwörenden Kreis zog, als wollte sie sie nicht daraus hervorlassen.
Corona sah sie wohl gar nicht, sie tanzte ruhig wie immer, den Oberkörper, die holde Brust, den Hals, das blühende, runde Gesicht mit der Haut wie Pfirsichflaum, das blonde Haupt mit der schweren blonden Haarkrone ganz leicht vorgeneigt und mit der Linken den Rock raffend.
Frau Gödl und die beiden Marienkinder saßen und verstanden diese Welt nicht mehr, wo es solche Hexen gab, die solchen Hexen anheimfielen. Denn kein Zweifel, diese Kühle, Ruhige war ein doppelt schlaues, verführerisches Geschöpf, und die zweite Tolle gab sich ja gar keine Mühe mehr, es zu verbergen, daß sie vom Teufel besessen war, denn das war sie, oder Annunziata und Assunta hätten Augen gehabt und den Teufel nicht gesehen, der doch nur ein unschuldiger Spitz in einem Wasserglas mit Tokaier war. Sie reckten die dürren braunen Hälse nach den beiden tanzenden Paaren aus, neben denen alle anderen wesenlos versanken. Wasserporten stand an den Türpfosten gelehnt und sah wie bezaubert auf Corona. Nun, waren nicht alle des Teufels?
Wasserporten ließ sich von Raimund Hebenstreit, als dem Hausherrn, Corona vorstellen. Raimund hielt ihn dabei mit ausgestrecktem Arme und trat steif wie eine Holzfigur mit seinem Gefangenen vor Corona hin und präsentierte den schönen, stattlichen Offizier mit vielen unverständlichen Worten, auf die Corona nicht weiter achtete. Sie nickte Wasserporten bloß freundlich zu und trat mit ihm zum Tanze an. Hochgewachsen und wie alle Offiziere ein guter Tänzer, ergriff und führte er sie kundiger, angenehmer als die anderen Herren sonst. Er war

um einen Kopf höher als Corona und konnte beim Tanzen auf sie hinabsehen, auf ihr flirrendes Sonnenhaar und auf ihren gelblichweißen Nacken, er wußte sehr wohl, daß er selbst, schwarz und schlank und mit seinen guten Bewegungen, zu ihr ein rechtes Gegenstück abgab. Er genoß die Tour mit ihr und sprach fast gar nichts, denn er hielt den Tanz für eine Art heiliger Handlung, die durch nichts gestört werden soll, und Corona freute sich, daß sie nicht von unnützen Fragen belästigt wurde. So wiegten sie sich lang und langsam in einem „schieberischen" Zweischritt. Corona stimmte stets die ungestüme Eile ungeschickter Tänzer zu ihrem eigenen gemessenen Tempo herab — hier ging er von selbst wunderbar auf das ihre ein — immer in der Mitte des Saales unter dem Gaslüster und im vollen Lichte, während Anna Lenk und die Amlacher um sie herumschwenkten und, selbst nicht ganz sicher, am Arm von ungeschickten Herren sogar gelegentlich an das ruhige Paar anstießen. Corona verabschiedete Wasserporten endlich mit einem leichten Kopfnicken und trat, wie sie pflegte, in die Zimmerecke, das Batisttüchlein in der feuchten Hand. Raimund Hebenstreit benutzte die Gelegenheit, um sie zu belästigen. Schade, daß Thea hier nicht eingeladen war, Corona hätte an ihr einen Schutz gehabt, bloß an ihrer Nähe, sie verstanden sich so gut miteinander, und wenn Corona irgend einen Fehler beging — sie stellte in aller Unschuld immer etwas an — so hätte Thea auf dem Heimweg darüber gelacht und sie getröstet. Aber diese Frau Doktor Mainone, unter deren Schutz sie hier war, küßte und bewunderte sie immer gar so überschwenglich und stellte sie, die „Vizemama" die „Vizetochter", wie sie sagte, immer gleichsam aus wie ihren Besitz und ihr Privilegium, aber es fiel ihr weiter gar nicht ein, sich sonst um sie zu kümmern. Corona ging zu diesen Unterhaltungen immer mit einer gewissen leisen Angst.

Sie stand mit gesenktem Kopf und ließ Raimunds Gerede über sich ergehen. Drüben sah das Gödlsche Dreigespann auf sie. Aus dem Nebenzimmer schaute Anna Lenk sie an und erkannte in ihr die erste gefährliche Nebenbuhlerin seit langer Zeit, denn Anna Lenk beherrschte sonst alle Gesellschaften durch ihre Tollkühnheit, die den Männern das Schwierigste auferlegte, frech und ausgelassen sich vorzuwagen, aber doch mit keiner Gebärde, mit keinem Wort handgreiflich zu werden und sich

nichts Unwiderrufliches zu gestatten, denn das war die Art von geselliger Umgangskunst, die diesen „ärarischen" Jungfern natürlich und selbstverständlich galt wie ein Angriff und Gegenangriff auf dem Manöverplatz, schneidig bis aufs Blut, jedoch eine „Friedensübung", der vom diensthabenden Verstande immer im rechten Augenblick abgeblasen wurde. Es durfte beileibe kein scharfer Schuß fallen. Und wer sich etwas Unerlaubtes erlaubte, den konnte ein Blick dieser zwiefarbenen Augen wie ein Peitschenhieb schlagen. Sie brauchte nicht einmal ein rechtes Wort zu sagen. Derlei kam übrigens seltener vor, als ihre Kühnheit hätte vermuten lassen, denn sie befand sich ja fast ausschließlich in den Kreisen ihrer Gesellschaft, welche diese Art der Unterhaltung junger Männer und Mädchen ausgebildet hatte und keine andere sonst kannte oder anerkannte, darum auch den Takt solcher Geselligkeit einhielt, wie es ja innerhalb jeder Schicht gewisse gute Manieren als ungeschriebene Gesetze gibt, unter dem höchsten Adel, unter den Bürgern, unter den Offizieren, aber auch unter den Raubmördern oder Dieben.
Wasserporten war in das Nebenzimmer, in das Asyl der „Freien" zurückgetreten. Anna saß mit ihrer Schwester, den Hofzwerg Martin auf seinem Stühlchen zu ihrer beider Füßen, mit der hochatmenden Regina Amlacher wieder um den Tisch und sah Wasserporten mit ihren ungeduldigen, durstigen, zwiefarbenen Augen an, höhnisch oder herausfordernd, oder demütig und bittend, wußte sie denn, wie vielerlei diese Blicke ihm zu sagen hatten, die alle aus einem benebelten kleinen Weiberkopfe und einem trunkenen Herzen kamen und etwa aus einem Wasserglas voll Tokaier auf nüchternen Magen.
Wasserporten sah sie ruhig an und so, daß sein Blick durch sie hindurch und über sie hinwegging.
Regina aber schnitt mit ihren Worten diese Blicke ab und fing sie ein: „Nun, nun, es ist ein Wunder aufgezogen und ist auch nur aus Fleisch und Bein wie wir, aber blond und ohne Gnade. Sie sagt nicht viel und läßt sich alles sagen. Es geht ihr zu einem Ohr hinein, zum andern hinaus, denn zwischen dem einen und dem andern Ohr ist's leer." Niemand antwortete ihr. Ludwig hatte sie gehört und hätte wohl gern etwas sagen und antworten mögen, aber das wagte er nicht. Sie redeten über Corona wie über ihresgleichen, bloß weil sie bei ihnen war und ihnen die Ehre ihrer Gegenwart erwies.

Bei Tische ging es laut und lärmend zu, es war in zwei Zimmern gedeckt, die „Großen“ saßen in dem einen, die Jugend, ganz unter sich und darum ohne Zwang, im anderen. Es gab nur einen, aber einen ausgiebigen Fleischgang, ein Roastbeef mit kalter und warmer Garnierung, dazu Bier, dann Bäckerei und Obst und dazu den Tokaier. Nicht zuviel davon, aber doch genug, daß, wer dazu neigte und rasch trank, ganz wohl einen Spitz bekam. Mit rotem Kopfe und unaufhörlichen Grimassen winkte die Regina Amlacher nach allen Seiten, die kleine Lotte sah lächelnd in ihren Schoß und getraute sich gar nicht, etwas zu sagen, geschweige denn von diesem gelben Teufelswein zu trinken. Elisabeth Mays schönes tiefes Saitenspiel von Altstimme klang gerade wohllautend genug, sie hatte maßvoll rote Wangen und ein hübsch temperiertes Lächeln, und Ludwig saß zufrieden an ihrer Seite, nicht ohne nach Lotte hinüberzuschauen, Corona neben Wasserporten, in ruhiger, sicherer Haltung. Ihnen gegenüber die Anna Lenk mit dem Hofzwerg Martin. Sie trank rasch und schmeckte dabei mit Zunge und Gaumen wie ein geübter Zecher. Sie sah blühend aus und schoß, mitten im Gespräche mit ihrem Tischherrn Martin, so oft es nur anging, einen Blick ihrer widerstreitenden Augen, war er blau und heiter, oder braun und herausfordernd? auf ihr Gegenüber. Wasserporten fing diesen Blick jedesmal auf und gab ihn ruhig, unbeteiligt zurück, auch Corona spürte ihn immer, wußte aber nicht, was er bedeute, und beantwortete ihn mit einem fremden, gleichgültigen, aber freundlichen Gegenblick. Endlich war der Übermut, ein allgemeiner leichter Spitz unter duftendem Zigarettenrauch und körperlicher Ungeduld der jungen Leute, sich wieder zu rühren und zu tanzen, so weit, daß unversehens der weißblonde Gottin auf Regina Amlacher, die ihm bei irgend einer schnippischen Antwort die Zunge gezeigt hatte, seine Serviette warf. Die anderen ließen sich dieses Zeichen nicht zweimal geben, sondern ergriffen ebenfalls ihre Servietten, lasen Tannenzweiglein auf, die über die ganze Tafel angeordnet waren, und in Ermangelung anderer Wurfgeschosse nahmen sie sogar Malagatrauben, Nüsse oder Mandeln aus den Dessertschalen und fingen ein regelrechtes Gefecht an, immer Damen auf Herren und Herren auf Damen zielend. Corona beteiligte sich nicht daran, sondern saß mit fremd erstaunten Blicken da. Franz Karl Maria Gödl, der weit von ihr, am andern Ende des

Tisches neben Martins vierschrötiger Schwester sich gar nicht wohlfühlte und sich der Schönsten auf irgend eine Weise bemerkbar machen wollte, schleuderte seine Serviette auf Corona. Dies war der einzige Wurf, der ihr galt, und sie wohl auch getroffen hätte, denn der fromme Schlingel hatte ganz gut gezielt, sie aber bog leicht und gemessen den Kopf zurück, und die Serviette fiel zu Boden.
Anna bewarf mit zehn Würfen nacheinander, mit Servietten, die sie ihren Nachbarn wegnahm, mit Mandeln und Haselnüssen, mit Bonbons in Papierhüllen den Baron Wasserporten, der alle diese Geschosse entweder mit den Händen auffing oder lächelnd über sich ergehen ließ.
Im Höhepunkte des Gefechts begann der „Donauwalzer". „Vergatterung!" schrie Gottin, und alles brach zugleich zum Tanzen auf. Assunta und Annunziata blieben sitzen und holten noch einiges Dessert nach.
Vom Tische der Erwachsenen kam die Mutter Gödl und überblickte das Schlachtfeld: die zerstörte Tafel mit den vielerlei Wurfgeschossen. Sie schaute entsetzt fragend ihre Töchter an, und diese schauten mit empörter Genugtuung stumm zurück. Ludwig blieb an der Tür stehen. Gottin, seinen Waffenrock zurechtrückend, trat neben ihn, da sprach ihn Ludwig lächelnd an: „Nun, jetzt waren wir ausgelassen, das heißt aufeinander losgelassen." Gottin lachte über das ganze Gesicht wie ein Schuljunge und antwortete: „Nun, bringt man denn Damen und Herren in diese Salonkäfige nicht zusammen wie Männlein und Weiblein nach Gottes Willen in die Arche Noah?"
„Die Gesellschaft trennt doch eigentlich die Menschen," sagte Ludwig.
„Aber dabei macht die Gesellschaft gerade die notwendige Gelegenheit, damit die Männlein ihre Mannheit und damit die Fräulein ihre Fräuleinschaft loswerden, denn darauf kommt es an."
„Darauf kommt es an?"
„Worauf denn? Wenn die Paare tanzen, so ist das ihr springender Punkt."
„Und das Gespräch? Die Unterhaltung?"
„Ei was, damit man ein Fräulein eben überzeugt, daß sie mit einem getrost ihre Fräuleinschaft durchbringen kann. Leider Gott sei Dank sind wir keine Wilden mehr, die ihre Damen

mir nichts dir nichts auf den Rücken nehmen und in den nächsten Busch tragen."
„Aber das ist doch alles ganz unmöglich, Herr Leutnant."
„Sie meinen, es geht also bloß ums Heiraten? Ich wenigstens bin auf dem Ohr taub. Was ich brauche, das hast du und was ich geben kann, macht dir Vergnügen. Das verstehen alle."
„Ist das Ihr Ernst?"
„Ja, möchte ich denn sonst überhaupt ein Wort verlieren? Das heißt doch der Tanz und nichts anderes! Eine hübsche äquivoke Bewegung, ein pas de deux, um mit Gebärden auszudrücken, was man meint, und die hübscheste Sprache, die man für beide Geschlechter erfinden konnte, damit sie nicht unnütz Worte machen müssen."
„Und jedes Mädchen verstünde das so?"
„Jede!" Gottin schlug Mainone kräftig auf die Schulter und trat in vorschriftsmäßiger Haltung zu den Tanzenden ins Zimmer. Ludwig sah ihn vor Corona eine respektvolle Verbeugung machen und gemessen den Tanz beginnen.
Beim „Sir Roger", einem Matrosentanz, der damals gerade beliebt und wegen seiner Ausgelassenheit wie alle diese ausländischen Tänze anfangs auf den öffentlichen Bällen gar nicht erlaubt war, flogen die Mädchen wirbelnd von einem Arm in den andern und kreisten wild an der Seite ihrer Tänzer über die niedergebückten, händeklatschenden übrigen Paare hin, um ihrerseits sich ebenso zu bücken und die nächsten vorbeirasen zu lassen. Dabei lösten sich die Haare aus den Frisuren und flogen in die Stirnen und Schläfen, die Schleifen flatterten, Corona spürte, daß ihr einer der Tänzer mit einem ungeschickten Tritt an ihrem Rocke eine Falbel abgerissen hatte. Sie trat unbemerkt zur Seite. Sie hatte vorsorglich in einem kleinen Taschennecessaire Zwirn und Nadel bei sich und suchte ein leeres Zimmer auf, um den Schaden zu flicken.
Sie fand sich in dem stillen abseitigen Schlafraum der Wohnung, als in dem letzten der Zimmerflucht. Ungestört richtete sie ihre Toilette und war eben fertig, als Wasserporten eintrat und mit einem halblauten Ausruf erschrak, da er sie bemerkte.
„Sie hier, gnädiges Fräulein?"
„Und Sie?" gab Corona zurück, erklärte sich aber gleich, sie habe in aller Eile einen Schaden an ihrem Kleide genäht.
Lachend gestand Wasserporten, er sei aus ähnlichem Grunde

hierhergekommen, ihm sei nämlich der oberste Knopf seines Waffenrockes abgesprungen, und er habe gehofft, hier eines der Dienstmädchen zu finden und zu bitten, ihm den Knopf anzunähen, damit er sich wieder zeigen könne.
Gutmütig sagte Corona: „So geben Sie mir den Knopf, ich will ihn Ihnen gleich annähen."
„Wissen Sie auch, was Sie tun?"
„Was tue ich denn Besonderes?" antwortete Corona arglos und hatte schon die Nadel eingefädelt, nahm den Goldknopf, Wasserporten setzte sich auf die Chaiselongue, und Corona nähte ihm langsam und sorgfältig den Knopf an, umwindelte, als sie fertig war, noch ein paarmal die Öse, probierte, ob er fest saß, dann bückte sie sich in einer schlechten Angewohnheit, um den Faden abzubeißen. Dabei kam ihr Haupt mit dem Übermaß seines goldenen Haares so nahe an Wasserportens Gesicht, daß ihn der Duft dieser Fülle, der heiße Wohlgeruch des jungfräulichen Körpers, der über ihn gebeugt war, betäubte, verwirrte. Er ergriff sie. Sie spürte sich plötzlich von seinen Armen umfaßt, seine Lippen auf ihrem Nacken, ihrem Halse.
Mit einem entsetzten leisen Aufschrei, den sie, rasch gefaßt, sogleich unterdrückte, stieß sie ihn von sich, richtete sich auf, stand blutübergossen und am ganzen Leibe zitternd vor ihm. Auch er erhob sich sogleich und sah sie verlegen mit einem ängstlichen Lächeln an.
„Was haben Sie getan!" Sie hatte noch nie etwas Ähnliches erlebt oder nur geahnt. Darum konnte sie auch nichts Heftigeres sagen, obgleich ihr das Herz bis zum Halse schlug.
„Tausendmal Verzeihung, gnädiges Fräulein. Aber wissen Sie denn, was Sie getan haben? Hier in einem abgelegenen Zimmer mit mir allein, mit einem fremden Mann, in einer solchen Lage!"
„Ich habe Ihnen einen kleinen Dienst erweisen wollen und dafür . . ." Sie konnte den Satz nicht aussprechen. Sie kämpfte mit den Tränen und verbiß das Weinen, indem sie ihr Taschentüchlein zusammenpreßte.
„Ich weiß nicht, ob irgend ein anderer es anders gekonnt hätte an meiner Stelle. Verzeihen Sie mir. Aber ich kann mich nicht anders entschuldigen, als daß ich Sie liebe."
Dabei sah er sie aufrichtig und bewegt an. Sie senkte ihren Blick, wandte sich gleich von ihm ab und floh.

An der Türe draußen stand die breite braune Frau Doktor Gödl. Corona bemerkte sie gar nicht, sondern stand, der Gefahr entronnen, in diesem auch noch halbdunkeln Zimmer, die Hand an die Brust gedrückt, als müßte man deren Schlag hören, wenn sie sie nicht hielt.

Plötzlich tauchte, ungeheuer groß wie ein Gespenst, Raimund Hebenstreit vor ihr auf.

„Was machen Sie denn hier? Da gehören Sie gewiß nicht her, Fräulein Corona, kommen Sie," faßte ihren willenlosen Arm und zog sie in die Helligkeit und in den Lärm der vollen Räume, während die braune Gestalt stehenblieb und den Kopf schüttelte und wartete, bis Wasserporten auch herauskam. Dann wußte die Doktorin Gödl ihre Wissenschaft mit einer genialen Witterung auf drahtlosem Wege ihren Töchtern und wohl auch noch anderen sinnesverwandten Seelen mitzuteilen.

Wasserporten, der das Begangene irgendwie gutzumachen und Corona abzubitten hoffte, sah sich unversehens vom General Hebenstreit aufgehalten und in ein Gespräch verwickelt. Er mußte in gehorsamster Spannung „habt acht" stehen und Hebenstreits leutselige Laune mit den richtigen Stichworten erwidern. Er stand wie auf Nadeln. Er sah Corona allein vorbeigehen und still in eine Zimmerecke treten. Dann kam eine Damenwahl mit Kotillon als Kehraus. Er wurde von Anna Lenk abgeholt und sah sich gleich in den mannigfaltigen Wirbel des Spieltanzes gerissen, ohne mit Corona zusammenkommen zu können. Wie mit einer geheimen Absicht führte der kleine Martin den Kotillon und die Paare durch alle Verschlingungen und Verwicklungen aneinander vorbei, löste und verband sie wieder, aber immer so, daß Wasserporten und Corona weit voneinander blieben, Corona mußte mit Raimund diesen endlosen, qualvollen Kotillon tanzen wie mit einem klappernden Gerippe, sie mußte seinen eigentümlichen, glotzenden, fragenden Blick ertragen, sie mußte zwanzig Hände fassen, heiße, fest zugreifende Männerhände, kleine lose Frauenhände, die sie flüchtig berührten und wieder ließen, sie mußte wie durch ein Fegefeuer von taumelnden Gestalten — denn es brannte vor ihren Augen — an jungen Leuten, an älteren vorüber, immer zu diesem hageren Schatten von Raimund zurück, der sie mit hartem Griff zurücknahm, um sie wieder zu neuen Gruppen, an den alten, lachenden, grinsenden, höhnenden Gesichtern vorbei zu neuen Ver-

schlingungen und Figuren mit anderen Nachbarn zu entlassen. Sie bekam Orden zum Verteilen, sie ging wie im Traume von einem ihrer Tänzer zum anderen und heftete diese Orden an. Die Tänzer verteilten wieder kleine Blumensträußlein. Ihr war, als blickte sie jeder und jede neugierig, höhnisch, verachtungsvoll an, sie vermied es, den Leuten ins Gesicht zu sehen.

Vom Tanz erlöst, war sie von neuem gepeinigt, als sich nach dem endlosen Kotillon die Gesellschaft zum Fortgehen anschickte. Alles defilierte vor den Eltern der jungen Leute, um Abschied zu nehmen, vor den Gödls, vor der Mutter Martin, vor der Oberstin Lenk, vor dem lüstern meckernden Amlacher, endlich vor dem Hebenstreitschen Paare. Es schien Corona, als sähe sie jeder mit eigentümlichen Blicken an, besonders diese breite, braune Mama Gödl, nur die Frau Doktor Mainone breitete beide Arme entzückt aus und umarmte sie: „Nun bleibst du aber noch eine gute Weile still, damit du nicht erhitzt in die Kälte hinauskommst, meine süße kleine Corona, meine anvertraute Tochter. Ich bin ja als Vizemama für dich verantwortlich, liebes Kind.“ Dies sagte sie, indem sie sich, Billigung und Bewunderung für sich und ihren schönen Schützling fordernd, zur Generalin Hebenstreit wandte. Die nickte kurz, lächelte nebensächlich höflich und schien Corona nicht weiter zu beachten. Sie nahm ihren Handkuß ohne besondere freundliche Bemerkung entgegen. Andere drängten sich vor. Die Herren reichten den Damen die Mäntel und halfen ihnen im Vorzimmer, sich richtig zu vermummen. Corona wußte sich eilig und unbemerkt hinauszuflüchten und wollte allein in ihren Mantel schlüpfen. Da stand aber schon wieder dieses Gespenst, der Raimund, hielt ihr mit einer ritterlich entsetzlichen Miene den Mantel entgegen und zwang sie, sich von ihm helfen zu lassen. Sie stand vor dem Spiegel und bemühte sich, zitternd ihre weiße Theaterhaube auf dem verwirrten Haar festzustecken und sah im Glase Wasserportens Gesicht mit verlegenem Lächeln das ihrige suchen, so daß sie selbst vor dem Spiegel ihre Augen niederschlagen mußte, um die seinigen zu vermeiden.

Endlich konnte sie glücklich an Frau Doktor Mainones Seite über die Stiege hinabgehen. Im Freien hing sie sich an ihren Arm — Grund genug für die Vizemama, sich stolz zu fühlen, daß „die Schönste im ganzen Land“, wie sie sagte, ihr anvertraut war. — Wasserporten versuchte neben sie zu kommen,

Corona fühlte und fürchtete seinen Schritt hinter sich, da rief ihn die Anna Lenk. Während dieser Pause, die den Baron bei den Töchtern des Obersten zurückhielt, eilte Corona mit ihrer Vizemama und Ludwig voran. Ein Einspänner fuhr vorbei, die Doktorin rief ihn an und schob Corona hinein, da war sie endlich in dem kleinen Fuhrwerkskasten gefangen und befreit.

7.

Noch vor diesen Winterunterhaltungen hatte an einem schönen Septembertage August Erath der Ältere seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert. Charlotte hatte ihn in den letzten Jahren nicht nur den Amersins, sondern auch Elisabeth und ihren Kindern unmerklich, aber stetig entfremdet und ferngehalten. Sie konnte dies, weil in allen Familien mit dem Heranwachsen der Kinder und der Sorgen jeder mehr mit sich und den Seinen zu tun fand und sich bei aller Liebe zum alten Herrn und Oberhaupte auch ohne häufige Besuche leichter mit dessen steter, sicherer Gesundheit beruhigte. Empfing er doch an jedem Sonntage in seinem kirschholzenen Arbeitszimmer die Enkel — seit dem Zwist mit Amersin freilich nur mehr die Frantzlschen Kinder —, aufrecht in seinem Lehnstuhl sitzend und mit freundlich fernem Blick, und reichte ihnen aus der einen Lade das Vierkreuzerstück, nachmals, als die neue Währung kam, zehn Heller, aus der anderen die „Korsikaner". Hinterher lächelten sie freilich und machten ihre respektvollen Witze darüber. Aber wenn sie vor ihm waren und seine ständige Frage, ob sie schön brav gewesen seien und in der Schule ordentlich lernten, gehorsamst bejahten, war es ihnen doch so angenehm feierlich zumute wie in der Kirche, die auch allzumal gleich alt und vertraut ist.
Bei dieser Gelegenheit kam meist wohl auch Elisabeth, und er berührte flüchtig ihre Stirne, nachdem sie ihm die Hand geküßt hatte. Elisabeth wußte eigentlich kaum, warum sie schon seit etwa zwei Jahren nicht mehr wie sonst, wenn es ihr nach Trost und Aussprache, nach einem Rat oder einem bißchen Familiengelächter ums Herz war, in ihr altes Mädchenzimmer zu Charlotte schlüpfte und längst nicht mehr die ausführlichen und vertraulichen Dämmerungsgespräche führte wie ehemals. Unmerklich, aber langsam waren auch diese zwei überlebenden Schwestern voneinander weggewachsen. Auch Charlotte hatte ihren großen Kummer erleben müssen, als Amberg, ihr lang-

jähriger kluger Freund, den sie und mehr noch die Ihrigen als ihren sicheren Bräutigam ansahen — es war nun auch schon lange her —, eines Tages von Wien fortgegangen war, ohne Charlotte mitzunehmen. Er hatte in der Provinz eine ansehnliche politische Stellung erreicht, zu der er eine angeblich sehr schöne, junge und reiche Person heiratete. Ob und wie er sich darüber und über seinen plötzlichen Abschied mit Charlotten auseinandersetzte, blieb in der Familie unbekannt und aus allgemeinem Stolz, aus Rücksicht und Verdruß auch unbesprochen. Charlotte wurde härter und zorniger als früher und bekam scharfe Züge. Der jüngere August Erath, bei seinen Bahn- und Straßenbauten viel über Land, war der einzige, der Charlotten immer brauchte und mit dem sie ihre Sorgen teilte.

Im alten Hause Frantzl stand auch nicht alles wie es sollte. Wieder einmal war ein arger „Seidenkrach" im Zuge. Jüngere, schlauere und wohl auch gewandtere, wenn schon nicht eben gewissenhaftere Emporkömmlinge hatten mit fremdem, zusammengebrachtem größerem Kapital mächtige Unternehmungen gegründet, irgendwie ihren Rohmaterialbezug wohl auf Kosten der Beschaffenheit verbilligt, ihre Erzeugung erweitert und gemach die alte, solide, aber schwerfällige Konkurrenz, wo es nur anging, verdrängt. Sie standen in Verschwörung und Bündnis mit den gerade damals aufschießenden Warenhäusern und versperrten allgemach den scheu gewordenen, unsicheren Wettbewerbern, den alten Firmen, den Markt.

Auf die modernen Kunststücke der Konkurrenz verstand sich denn freilich das Frantzlsche Haus nicht. Mit dem Tode des alten Christian Frantzl war ja auch die unbestrittene großartige Würde der alten Firma dahin. Die Söhne, mehr allgemein als geschäftlich begabt, waren tüchtigere Sachverständige als Kaufleute. Sie kannten sich bei ihren Maschinen und bei der richtigen Erzeugung ihrer Ware aus. Spekulieren oder auch nur die neuen Methoden von Kapital- und Kreditbeschaffung, von Bankverbindung und Kundenfang betreiben, war ihnen fremd. Sie lächelten zwar darüber, aber mit jedem Jahre bitterer und trotziger, denn die Sprache ihrer Geschäftsbücher verstanden sie doch, und daß es nicht nur merklich, sondern schleunig mit ihnen abwärts ging. Sie glitten unaufhaltsam hinab, und wenn die Brüder — Heinrich war der älteste unter ihnen — in ihrem tiefgelegenen, dunkeln Kontor einmal in einer ruhigen Stunde

zusammenkamen, es geschah ohnedies selten, denn sie teilten sich in die vielfachen Obliegenheiten des Geschäftes in Wien, der Fabriken in der Provinz, wenn sie also einmal ihre Scheu überwanden und alles Schwere besprachen, konnten sie immer nur den Kopf schütteln und einander bekümmert ansehen: „Ich habe keine Schuld!“ Trank oder spielte einer von ihnen? Ging einer auf den Turf und wettete oder unterhielt etwa kostspielige Frauenzimmer? Oder lebten sie über ihre Verhältnisse? Je nun, sie brauchten ja für ihre Familien ziemlich viel Geld bei der Teuerung und bei den gerechten Anforderungen, die Kinder, Frauen, Gesellschaft an einen Herrn des Frantzlschen Hauses stellen durften. Sie nahmen es immer aus der Kasse, aus den laufenden Einnahmen, und es fehlte dann oft genug im Betriebe. Aber war das irgend ein unerlaubter Aufwand? Sie brauchten kaum mehr, als ein leitender Angestellter eines gleichartigen Geschäftes sonst Gehalt bekommen hätte, sie erzogen ihre Kinder gut, aber nicht unbescheiden, sie leisteten sich ihre Liebhabereien, kleine ehrbare Passionen, Musik, Theaterbesuch, einmal im Jahre ein Reischen, den Ihrigen einen Sommeraufenthalt auf dem Lande, wahrlich nichts Großartiges. Und doch! Sie waren ehrlich, fleißig, genau, aufmerksam! Und trotzdem! Daß sie nicht findig, nicht gewandt, nicht schlau, vielleicht auch nicht gewissenlos und gierig genug waren, um sich in der neuen, fremden Zeit zu behaupten, wußten sie wohl gar nicht, konnten es aber auch weder eingestehen noch bessern. Sie sahen sich immer härter abgetrieben durch den Strom der Zeit, und ihre Kraft nahm mit den Jahren natürlich ab. Nun waren sie vor dem Zusammenbruch, und es handelte sich nur darum, wie man ihn von einem halben Jahre auf das nächste hinausschob.
Der alte Erath hätte vielleicht beispringen können, denn sein Geschäft, obzwar immer mehr verengt und verringert, erhielt sich ganz gut. Vielleicht kam dies von Chlarlottens schlauer Feigheit und Abneigung, in das alte Wesen mehr Kapital zu stecken, als ohnehin schon darin war und unbedingt darin bleiben mußte, wahrscheinlich aber daher, daß sich der alte Erath mit seinem oft verspotteten Eigensinn durchaus auf die Erzeugung immer derselben bunten und geblümten Bänder, der flatternden Wimpel seines Hauses, beschränkte, die seine Frau einst angeblich erfunden haben sollte. Sie wurden nur von den Bauern draußen, aber von allen, von deutschen und slawischen, in Tirol

wie in Kroatien, in Galizien und in Siebenbürgen begehrt und gekauft und vorläufig immer noch bei ihm bezogen. Der Konkurrenz mochte gerade dieser unscheinbare grüne Zweig der Erzeugung zu gering vorkommen, sie fand sich nicht angeregt, diesen eigensinnigen, alten, übrigens kleinen Betrieb unterzukriegen, sie hatte vorläufig mit den Städten genug zu tun und wollte den Bedarf der großen Mode befriedigen, den Massenmarkt an sich reißen. Dabei war ihr gerade das Haus Frantzl im Wege, daher unterminierte sie es. So blieb Erath in gutem Frieden links liegen und wußte eigentlich gar nichts von der Gefahr, die das älteste Neubauer Haus bedrohte. Aber Erath war keiner, dem man sich so leicht anvertrauen konnte, dazu waren die Frantzlschen Söhne auch zu stolz, denn selbst in ihrer Krise war ihr Haus mehr als der kleine Erathsche Betrieb. Erath war wohl härter als ihr Gewissen, oder er erschien so hart aus dem alten Holz geschnitzt mit seiner sprüngigen, weißen, birkenrindenzarten, gesund geröteten Haut und mit seiner aufrechten Haltung. Sie hatten auch wenig vertraulichen Umgang, gar keine Gelegenheit zu gewissermaßen zufälligen Aussprachen mit ihm. Aber eigens zu ihm zu kommen in das Kirschholzene und vor ihn zu treten, der aufrecht in seinem Stuhle saß, wie es von den alten deutschen Richtern im Sachsenspiegel hieß, gleich einem steinernen Löwen, vor ihn, der mit seinen hellen, kühnen Augen fremd und freundlich durch jeden Gast hindurchsah, ohne daß man bestimmt wußte, was er dachte und beschloß, nein, das konnte Heinrich nicht. Die anderen Brüder waren ja dazu noch weniger berufen. Oh, es gibt einen bittern Rangstreit, wenn mehrere etwas Bitteres auszulöffeln haben, wer zuerst den Mund auftun und hinunterschlucken soll.
Auch das war ein Grund, warum man mit dem Erathschen Hause immer mehr außer Fühlung kam.
So bedurfte es erst eines besonderen Anlasses, um die ganze Familie, wie überhaupt den großen alten Anhang des Erathschen Hauses wieder einmal zusammenzubringen. Und das war eben der achtzigste Geburtstag. Wenn Charlotte den Vater auch mit Willen von Elisabeth und den Ihrigen, geschweige denn von den fast schon vergessenen Amersinschen Kindern abhielt, sie hatte zu viel von dem alten bürgerlichen Familienstolz und Repräsentationsbedürfnis, als daß sie diesen Tag ohne Feierlichkeit hätte vorübergehen lassen mögen. Zudem kannten ja

die Freunde des Vaters, seine Wandergenossen das nahe Datum!
Er selbst nahm noch tagtäglich um dieselbe frühe Nachmittagstunde seinen Haselstock und trat in der Lodenjoppe, das Jägerhütel ein bißchen schief auf dem dichtbewachsenen, kurzgeschorenen weißen Schädel und die kühlen blauen Augen scharf in die Ferne gerichtet, seinen Wienerwaldspaziergang an, nur daß er abends daheim, nicht mehr oder nur selten wenigstens im Gasthaus aß.
Die Gesellschaft versammelte sich draußen in der „Rohrerhütte“, wo er auf seinen täglichen Spaziergängen am liebsten einzukehren pflegte, in einem glasgedeckten Gartensälchen, das an diesem Tage für fremde Gäste abgeschlossen und zu Ehren des Geburtstagskindes mit Tannenreisig und bunten Papierblumen, mit Lampions und einem großartigen Transparent verziert war. An der Tafel saßen alle Freunde, sogar ein paar halbwegs gleichaltrige, freilich minder rüstig als er, aber auch die Angestellten des Hauses, die nahen Freunde des Sohnes, der Familie überhaupt, die jungen Frauen von eh, jetzt Mamas, sogar Großmamas, die Kinder von eh, jetzt meist schon verheiratet und gar selbst schon Väter und Mütter.
Amersin hatte nur durch Zufall erfahren, daß dieses Fest bevorstand. Weder er noch seine Kinder waren dazu eingeladen worden.
„Ei, das wäre nicht übel, wenn ihr dem achtzigsten Geburtstage eures Großvaters fernbleiben solltet. Zieht euch hübsch an, nehmt eure sauberen Sonntagskleider, jedes bringt ihm Blumen mit. Wenn du meinst, Thea, kannst du mit den Kleinsten auch ein Gedichterl oder so etwas einstudieren, und ich setze euch in einen Wagen, da werdet ihr hinausfahren.“
So geschah es, sie fuhren allesamt, Thea schon eine liebliche vollkommene ernsthafte Lehramtskandidatin und Dame, ihr Bruder Franz, in dem Alter, wo seinesgleichen einen perfekten Gentlemen vorzustellen eifert, ein grobschlächtiger Bauersmann, der eifrig an etlichen Schnurrbarthaaren zupfte, die sich leider nicht weiter hervorziehen lassen mochten, die beiden Jüngsten noch halbgebraten und halbgekocht, zwischen zwölf und vierzehn.
Es war eine große Überraschung, als Thea in ihrem lichten Sommerkleide mit dem gelben breiten Strohhut und dem bunten Sonnenschirm zierlich aus dem Wagen sprang, Franz in

seinem ersten Bratenrocke, den ersten Zylinder auf dem Kopfe und mit seinem verwegenen Gesichtsausdrucke an ihrer Linken die Stufen zum Gartenhause hinanstieg, die beiden Jüngsten aber, in ihrer Art gleichfalls möglichst vorteilhaft sich gehorsamst hinterherbewegten und von oben, von allen Gästen längst beobachtet und geprüft waren, ehe sie bescheiden eintraten, ihren allgemeinen Knix und Gruß zuerst, dann ihren besonderen, feierlichen vor dem Großvater ausführten. Thea zeigte ihre natürliche herzliche Freundlichkeit, wie sie zuerst seine Hand küßte, dann aber dem Sitzenden mit Lachen einen Kuß auf den Mund drückte, als geschehe dies täglich und sei nichts zwischen ihnen vorgegangen als höchstens ein Tag.
Erath lachte denn auch wohlzufrieden und ließ sich diese Überraschung gefallen. Es schmeichelte ihm nicht nur, es beruhigte ihn auch, daß diese Kinder, die „armen Waserln“ so sauber gehalten und gut geraten vor allen Gästen bestehen konnten, und es schien ihm sehr recht, daß sie da waren. Er hatte nichts gegen sie, und wenn diese Entfremdung nun einmal bestand, so ließ er sie eben nur bestehen, weil er gegen Charlottens strengen Oberbefehl nichts veranlassen, keine Aufregungen und Kämpfe heraufbeschwören wollte. Nur Ruhe! Nicht die erste Bürgerpflicht, aber das erste Bürgerrecht, besonders wenn man alt war! Aber so angenehme Überraschungen waren ihm lieb, wie er ja im Stillen gerade an diesem räuberischen Bauernmenschen Franz mehr hing als an allen andern Enkeln. Als er diesen großen, starken, keck und überlegen dreinschauenden Jungen neben sich sitzen sah, freute er sich über ihn doch eigentlich mehr als über alle andern Nächsten. Es war ihm ordentlich leiblich warm in der Nähe dieses verwandten Blutes. Albrecht Frantzl, der ihm ein sauberes goldgerahmtes Landschäftchen verehrt hatte, war ihm viel zu zart und still, Corona zu großartig schön, Thea zu gebildet, um ihm eine besonders innige Nähe mitzuteilen. Er ließ Franz denn auch den ganzen Abend nicht mehr von seiner Seite, während Thea sich bald zu Corona und Albrecht fand, und er lachte sogar laut und vergnügt — was viel bemerkt wurde — als Franz das Angebot einer starken Zigarre, das ihm Heinrich Frantzl spaßeshalber machte, ohne weiteres annahm, die dickste und beste mit dem sichersten Griff aus dem Lederetui hervorzog und sie wie ein Alter in Brand setzte, kräftig anzog

und furchtlos qualmte, denn das verstand er längst und vertrug es ohne Anzeichen von Schwäche. Selbst ein Laster gefällt uns an einem geliebten Kinde als Zeichen, wie weit es ein so junges Wesen schon gebracht hat — sogar bis zu unserer erwachsenen Dummheit. Charlotte beschränkte sich darauf, Theas heiteren, wenn auch raschen Gruß kurz zu erwidern, das Mädchen hatte in natürlicher weiblicher Politik so freundlich genickt, als sei auch mit der Tante gar nichts Besonderes vorgefallen, ja sie freute sich im Grunde wieder, mit ihr zusammenzutreffen, denn immer fühlte sie stark ihre Zugehörigkeit zu dieser mütterlichen Familie, und wenn sie auch in dem Zwiste damals mit der kindlichen Gerechtigkeit ihrer Liebe zum Vater an dessen Seite getreten war, empfand sie sich jetzt frei wieder bei den Ihrigen und hielt das Vergangene arglos für vergessen. So groß war die Macht, welche Charlottens starke Natur auf die Menschen, besonders auf ihre Blutsverwandten ausübte. Charlotte beobachtete die Amersinschen Kinder scharf und strenge. Ihr entging die Zärtlichkeit nicht, mit der sich der Großvater gegen den Enkel Franz betrug, aber auch die Derbheit nicht, die der junge Mensch schier geflissentlich zeigte, es erregte ihren Verdruß, ja förmlichen Abscheu, wie er dasaß, er schnitt wie ein Bauer alle Bissen auf dem Teller im Vorrat zurecht; damit es schneller ging, löffelte er dann gleich alles unter einem zusammen. Ein stiller sicherer Haß, wie man ihn so tief gleich der Liebe wiederum nur gegen Blutsverwandte empfinden kann, machte sie dem Buben gegenüber scharfäugig. Thea ähnelte wohl in den freundlichen runden Zügen des weichen Gesichts, in ihrer unbefangenen gütigen Fröhlichkeit der Schwester Antonie. Wenn Charlotte auch dieser Nichte gegenüber unversöhnlich war, die ihr die bewußte Ohrfeige von ihrem verhaßten Schwager verschafft hatte, mußte sie diese bessere Familienähnlichkeit doch anerkennen. Franz aber war der ganze Amersin, der Bauer, der „Lackl“, nein, der Proletarier, der in willentliche geistige Armut und Dürftigkeit zurückverlangende Urmensch und rohe Gesell, er verriet in aller Einfalt und in allem Trotz, was sie in ihrer Familie am inständigsten haßte und fürchtete, wovor sie sich schämte, was sie selbst in der Erinnerung auslöschen mochte! Sie konnte sich übrigens auch mit Elisabeths Kindern, freilich aus entgegengesetzten Gründen, ebensowenig verstehen. Bei aller Freundlichkeit und dem be-

scheidensten Benehmen blieben sie gemessen verhalten und fremd, Charlotte legte die natürliche Befangenheit dieser zarten Menschen als Hochmut aus. Das Mißtrauen findet überall seinen Angrund.
Das Fest verging mit Trinksprüchen und allerhand sinnigen Reden voller Anspielungen und beziehungsreichen Wendungen. Als es im besten Schwunge war, trat schüchtern ein hoher Mann mit einem langen vollen, schon früh ergrauten, ein bißchen verwilderten Barte ein, blieb in seinem braunen Lodenmantel, den breiten, schwarzen Hut in der Hand, an der Tür stehen wie ein Fremder, der vielleicht um ein Almosen bitten will, aber noch nicht oft gebettelt hat und sich schämt. Thea erblickte und erkannte ihn zuerst und lief ihm gleich zu wie einst als Kind, denn sie hatte gerade den „Alter-Onkel“ immer in ihr Herz geschlossen. Er sah jetzt ruhig, wie aus einer weiten Tiefe, aus seinen braunen, guten Augen, freundlich, trotz allem nicht bitter. Ein Hauch von kummervoller Einsamkeit hielt von ihm fern, ein unerbetener Schutz. Auch er wurde willkommen geheißen. Er war, obgleich immer in Wien, im selben Bezirk, in der nächsten Nähe wohnhaft und beschäftigt, doch schon für alle Verwandten, geschweige denn für die Bekannten des Erathschen Kreises, ein fremder Mann, ein „Zugereister“, wie Heinrich Frantzl erläuternd bemerkte.
Erath grüßte ihn lächelnd, als liege auch zwischen ihnen nichts mehr, nicht einmal ein großer Verzicht und eine unvergeßliche Entsagung.
Heinrich Frantzl bewegte sich gewandt und spaßhaft wie je von Tisch zu Tisch, er brauchte seine Sorgen nicht zu verbergen, er konnte sie abschütteln, wann er wollte. Mit dem Augenblicke spielte er wie ein Kätzchen mit einem hingeworfenen Wollknäuel. Mit jedem Gaste hatte er seinen besonderen Spaß.
„Hoho, mein alter Alter, mein alter Junge, mein junger Alter, bist auch einmal da, wieder einmal, noch einmal, ich habe schon nach dir gesungen: bist untreu Wilhelm oder tot und bin ums Morgenrot oft aus dem Kaffeehaus, nicht aus bittern Träumen gefahren: Prosit Seitenlinie Erath, du darfst dich schon noch sehen lassen, schaust wie ein wetterfester Junggesell aus, halb Wotan mit Schlapphut und vermutlichem Antialkoholorgan, halb fliegender Holländer, aber ohne reiche Schiffs-

ladung!“ Dabei zwinkerte er mit den Augen, schüttelte den Kopf, lachte und machte mit dem ganzen Körper Grimassen. August Erath der Jüngere schüttelte Altern gefühlvoll die Hand, als verzeihe er ihm alles, auch Charlotte sprach ein paar Worte mit ihm, und so saß er denn bei einer Familie, die ihm seinerzeit zwar alles vorenthalten hatte, was er zum Leben brauchte, aber doch jetzt die einzige Erinnerung zu bieten hatte, in deren kühlem mattem Glanz und Schatten er ruhte, wie sie alle hier saßen, mit dem Blick auf die herbstlich gefärbten Wiesen, Bäume und auf die dunkeln Anhöhen, die in der blassen reinen Abendluft eine neben der andern still dalagen wie lauter Hügel über lieben Toten. Die übrigen Gäste lärmten und lachten bald und tranken und sprachen durcheinander und hatten ihn längst vergessen, auch Erath und die Seinen kümmerten sich nicht weiter um ihn und bemerkten gar nicht, wie er sie alle zuweilen eindringlich ansah, als suchte er etwas in ihren Mienen. Waren es jene längst erloschenen, aber unvergessenen holden Züge, die er nun irgendwie, sei's mit einer flüchtigen Anspielung und einer entfernten Ähnlichkeit wieder zu finden hoffte? Wollte er aus Einzelheiten, aus dem Blick eines Auges, aus der Linie eines Lippenbogens, aus der Art, wie sich eine schwere Wimper hob und senkte, oder aus der Wölbung einer Stirn, aus dem sanften Umriß einer Wange, aus einem fliehenden Profil, aus allem, was er diesem und jenem Gesichte der Erathschen Leute verstohlen entnahm, ein teueres Bild mühselig zusammensetzen, das er in seinem Innern doch besser, reiner, vollständiger, freilich nur in einer kummervollen, fernen Vorstellung als entrücktes Ganzes wahrte?

Charlotte schien ihm stark und hart gealtert, in ihrem Blick brannte ein peinliches Feuer, er mochte nichts mit ihr zu schaffen haben. August blieb ihm gleichgültig, wie je. Der alte Erath freilich hatte die scharf ausgeprägten Züge des Greises, aber in seinen rosigen Wangen und der zarten Haut, in dem kühlen, sicheren Blick lag irgendwie ein Hauch und Abglanz auch der fernen hingeschiedenen Seele. Alter erkannte Agnes deutlicher in dem alten Manne wieder. Auch in Frau Elisabeths stummer Haltung, die ihm gegenübersaß, konnte er eine flüchtige Ähnlichkeit mit Agnes, mit ihrer Fassung und Abweisung wiedererkennen, sie wäre heute freilich noch jünger und schöner gewesen. Ei, sogar Adam Hirt dienerte sich von einem zum

andern, noch kleiner, noch verwachsener und stoppelbärtiger als je, denn an den erwachsenen Wangen der jungen Damen hier durfte er die seinigen nicht mehr selbstverständlich reiben, wie damals beim Schulweg oder sonst bei jeder passenden Gelegenheit. Darum brauchte er sich auch nicht mehr so genau zu rasieren. Er war übrigens längst nicht mehr im Erathschen Hause, sondern verzehrte seine geringen Ersparnisse in irgend einem dumpfen Mietzimmer, nebenbei immer noch mit Botengängen und kleinen Vertrauenssachen etwas hinzuverdienend, weil man wahrlich keinen andern damit beehren konnte. Für die jüngsten Amersins zog er sogar Äpfel aus seiner Rocktasche und hielt sich immer wieder vor Albrechts Landschäftchen auf, das in einer Ecke lehnte, er kehrte auch im Laufe des Festes oft genug vor das Bild zurück, besah es mit eingekniffenen Augen, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, indem er bald ganz nahe trat, bald mit geneigtem Kopfe rückwärts, und fragte den mageren Knaben, dessen Stimme jetzt freilich schon ganz ungewohnt männlich klang, viel aus nach dem Gegenstand und nach der Malerei im allgemeinen. Das Bild zeigte einen Talwinkel südlich von Weidlingau, am Wege zur „Baunzen": mattgrüne Wiesen, von waldigen Höhen der Thiergartenberge abgeschlossen, unter einem blauen, silberwolkigen Sommerhimmel, das Ganze überhaucht von diesem eigentümlich schwärmerisch-lächelnden Landschaftsglück, das auf der ganzen Welt wenigstens einem Wiener Menschenkinde wohl nur der Wienerwald entgegenhalten und das nur ein Kind dieser Gegend überhaupt und vielleicht nur als Kind so recht inständig sehen und malen konnte. „Nun, bist du auch zufrieden mit dir, lieber Albrecht?" fragte Adam, „du kannst es schon sein, mit deinen Jahren hast du es weit gebracht, scheint mir."
„Na, na, Adam, so so, la, la, ist doch alles flau und lau, ich möchte ganz andere Sachen malen, ganz andere. Weißt du, nichts so Enges. Man stößt sich ja die Stirn an dem nahen Horizont. Die Welt ist wie mit Brettern vernagelt. Weite Ebenen, das weite Meer, den uferlosen Himmel, das möchte ich malen," dazu machte Albrecht eine Schwimmbewegung seiner beiden mageren Arme und spreizte deren dünne Finger, als wolle er die begehrte Unendlichkeit überall einlassen.
„Nun, warum denn nicht, nur los! Wer verbietet es dir denn?"
„Ja, man müßte es nur eben auch können, lieber Adam."

„Wär' nicht übel, wär' nicht übel," antwortete der Alte ärgerlich, als könnte Albrecht selbstverständlich überhaupt alles, was er nur wollte.
Daß Albrecht sich selbst bezweifelte, schien dem alten Hirt so unfaßlich und ungerecht, daß er, lange unwillig nickend, sich kopfschüttelnd von dem Jüngling entfernte und zu Corona vorbeugte, über ihre Schulter guckte und, schelmisch nach dem Bilde nickend, ihr bedeutete, was denn sie dazu meine.
Corona sah ihn voll an und lächelte glücklich. Da war Adam denn beruhigt und lachte: „Na ja, das glaub' ich auch! Mit siebzehn Jahren! Bitte!"
„Notabene," zog Heinrich Frantzl, der zufällig hinter Adam Hirt getreten war, sein Gesicht in strenge Falten: „notabene ohne Unterricht, alles von Natur, von alleene, hast du übrigens sein Maturitätszeugnis gesehen? Nein? Wirklich nicht? Aber das ist doch! Warum kommst du, Adam, alter Adam, alter Sünder, geschätzter Gönner unseres Hauses, warum kommst du nicht und siehst dir derlei an Ort und Stelle an? Matura mit Auszeichnung! Und Maler dazu! Aber, du verstehst, man kann nicht von lauter Bonbons satt werden. Man muß einen grünen Zweig nicht nur malen, sondern auch darauf kommen. Nun, hoffen wir, daß er so vernünftig bleibt." Damit schwenkte er wieder ab.
Nach dem allseits befriedigenden Verlauf dieses letzten Familienfestes der Eraths nahm Charlotte wahr, wie ihr alter Vater plötzlich verfiel. Er schlief ein, wenn er sich einmal niedersetzte, er gab verkehrte Antworten auf ihre Fragen, er fragte selbst wiederholt, was sie ihm oft schon beantwortet hatte, und immer so, als ob sie ihm das Gegenteil gesagt hätte, er aß und trank nur mehr wenig und mit Unlust, er saß in seinem kirschholzenen Arbeitszimmer teilnahmslos und gab keine Aufträge mehr für den Betrieb, dafür beschäftigte er sich in seinen traumhaften Gedanken und Halbschlummerzuständen viel mit der Vergangenheit. Er unterhielt sich mit den Dahingeschiedenen — als wären sie bei ihm — über allerhand eingebildete oder lange zurückliegende Einzelheiten des einstigen Familienlebens, mit seiner früh verstorbenen Frau Sabine, mit Antonie über Theas Kräuterbäder, die man dem Kind im ersten Lebensjahre hatte bereiten müssen, oder über ein Tapetenmuster ihrer Wohnung, das längst einem anderen und einem dritten Platz gemacht hatte, wie die Wohnung selbst jetzt schon seit Jahren von fremden Leuten besetzt

war. Er sprach mit Agnes und lächelte dabei. Er glaubte sich auf Waldspaziergängen mit Amersins ältestem Buben Franz, den er ja sehr oft mitgenommen hatte. Ebenso häufig unterhielt er sich mit Elisabeth, aber als mit der ganz jung verheirateten Tochter von ehedem.

Aus diesen Anzeichen entnahm Charlotte, daß er vor der Auflösung stand.

Sie wollte ihn zu einer letzten bindenden Anordnung über sein Vermögen bringen, und zwar in ihrem Sinne. Sie wollte das Erathsche Haus und Gut und Erbe den einzigen erhalten, die noch wahre und wirkliche Eraths waren: sich und ihrem Bruder August. Es ist schwer zu sagen, ob und wieweit sie sich des Vergehens bewußt war, das sie gegen Elisabeth und deren Familie, gegen die mutterlosen Amersinschen Kinder, gegen ihre Geschwisterkinder, gegen die Kinder der doch von ihr sehr geliebten Antonie verübte. Sie wäre aber nicht die starke und entschlossene Person gewesen, die das ganze Haus Erath seit Jahren beherrscht und gelenkt hatte, wenn sie für ihr Vorhaben nicht auch den Vorwand einer Art guten Gewissens gefunden hätte. Ihr galten beide Schwestern, jede in anderer Weise, aus der Art geschlagen, seit sie geheiratet und die angestammte Familie gegen eine fremde vertauscht hatten. Irgendwie muß wohl in manchen Menschen noch stark und von Natur jenes Bewußtsein als Quelle eines tiefen, allgemeinen, wenn auch längst aufgegebenen, weil abgelebten Rechtsgefühles rege sein, das für die Römer nur die väterliche Familie als erbberechtigt anerkannte, während die Frauen, die in ein anderes Haus übergegangen waren, von ihrem elterlichen als ausgeschieden und ausgeschlossen galten. Dieser Wunsch Charlottens war seinerzeit vor manchem Jahre durch den Juristen Amberg geweckt und deutlich gemacht worden, und wenn ihr der Zweck ihres Handelns eigentlich längst genommen war, so ersetzt einem zwecklosen Leben eben das Mittel den Zweck.

In diesem Erathschen Vermögen lag für Charlotte der ganze letzte Sinn ihres Lebens. Nur so konnte sie die Anerkennung ihrer Person vor aller Welt erwirken, wenn sie als die einzige berechtigte und wahre Erbin des Hauses Erath dastand, wenn durch den Spruch ihres eigenen Vaters erklärt war, nur ihr und ihrem Bruder, als den einzigen treugebliebenen Eraths, gebühre das Erbe, den anderen ungetreuen und abseitigen Gliedern bloß

der unumgängliche Rest. Das Gesetz sollte ihr verschaffen, was ihr das Schicksal vorenthielt: die Herrschaft über eine eigene Familie, die volle Geltung als Weib, als Gründerin oder Wahrerin eines Hauses, das ihr Wesen, das Erathsche Geschlecht rein und unverkümmert zeigte. Daß sie dieses Gesetz nur durch eine dreiste Verletzung und Beugung zu einer so unnatürlichen Folge bringen konnte, focht sie nicht weiter an.
Jedem Verbrechen liegt eben irgendwie eine angeborene Schuld des Gehirns, ein Mangel des Denkens zugrunde, welches sich nicht in das Rechtsgefühl des Nächsten, geschweige denn einer Gesamtheit versetzen kann, gegen das es verstößt.
Sie betreute in diesen Tagen den Vater mit besonderer Beflissenheit, sie sorgte dafür, daß er seine Lieblingsspeisen bekam, sie hielt mit dem besten alten Rheinwein nicht zurück, von welchem seit je ein bescheidener Vorrat im Hause gehalten wurde, und überbrachte ihm am Vormittag ins Kirschholzene auf einem silbernen Tablett höchst eigenhändig — angenehm und hausfraulich angetan und mit zärtlichem Lächeln — einen grünen Römer Weines zu einem guten Bissen gebratenen Huhns oder saftigen Schinkens, ebenso schenkte sie ihm zu Mittag und Abend davon ein, was er sich, an ihre sonst strengere Vormundschaft gewöhnt, ganz gern gefallen ließ. Bei diesen Gelegenheiten kam sie wiederholt und offener, als sonst bei dem Achtungsabstand, den auch sie dem alten Herrn gegenüber einzuhalten pflegte, üblich, auf das Testament zu sprechen. Zwischen dem Vater und den Kindern wechselte die Art der Anrede, je nach dem Anlaß. Bei gewöhnlichen Unterhaltungen sagten die Kinder du zu ihm und Vater, wenn es etwas besonders Ernsthaftes und Bedeutendes galt, fielen sie ohne eigentliche Weisung wohl in die feierliche Gewohnheit ihrer Jugend zurück und sagten ihm dann „Sie".
So fing sie jetzt mit ehrerbietiger Schmeichelei an: „Nun, Vater, wir haben ja schon mehrmals davon gesprochen, aber es immer wieder verschoben, jetzt sollte es doch wohl der Sicherheit und Ordnung wegen endlich geschehen, daß Sie Ihren letzten Willen schreiben, denn sonst könnte es kommen, daß irgend einmal alles in Verwirrung gerät, daß niemand weiß, was ihm gehört und gebührt, daß jeder um seinen Pflichtteil gebracht ist, gar, daß sich unberufene Fremde, das Gericht oder wer weiß sonst noch einmengen, die in unserem Hause wirklich nichts zu suchen haben."

„Wen geht denn mein Haus und mein Geschäft und mein Geld an, wer darf sich da einmischen? Ich habe allein darüber zu bestimmen," murmelte Erath beleidigt.
Charlotte hatte nicht ohne Absicht das Wort „Pflichtteil" so gebraucht, als bedeute es nichts anderes, als was jedem rechtens gebühre, nicht was es dem Gesetze nach heißt: das unbedingt zu Wahrende, wenn einzelne der nächsten Erben bevorzugt, die anderen aber durch die Willkür des Erblassers verkürzt werden sollten.
Erath wollte, wie alle am Leben leidenschaftlich hängenden Menschen, an seinen Tod nicht erinnert werden, sie konnte ihn nur bei seiner eigenwilligen Herrschsucht packen und bei seinem Stolz, der die Verfügung über das Seinige verlangte. Das Lebensgefühl herrscht sogar von Todeswegen.
„Das sag' ich auch, Vater, wer sollte in unsere Dinge dreinreden dürfen, wenn Sie nicht mehr da sind und entscheiden können. Es wird ja noch lange nicht sein, der liebe Gott wird Ihnen noch viele Jahre schenken und uns Kinder verschonen, aber wenn Sie nicht ausdrücklich verfügen, kann der Staat weiß der Himmel was einziehen und alle Bücher prüfen lassen. Die Steuerbehörde schnüffelt so schon in alles drein, wenn sie wo was wittert. Bei einem verfügungslosen Nachlaß greift sie zu und steckt womöglich alles ein."
Der alte Mann überlegte: „Ich werde schon sehen, bis ich nur dazukomme."
Sie zog ab, nachmittags jedoch, als Erath durch sein Schläfchen gestärkt war und seine Pfeife rauchte, brachte sie ihm an den Tisch des Wohnzimmers das Schreibzeug, Tinte, Feder und sauberes, geradezu verlockendes Kanzleipapier und küßte seine Hand; „Jetzt laß ich aber dem Vaterl keine Ausrede mehr, es ist wirklich Zeit, und der Vater darf mir nicht früher aus dem Zimmer gehen, als bis er mir das Testament hier selbst abgeschrieben und unterschrieben hat."
„Ja, was denn," fragte Erath neugierig.
„Weiß denn der Vater nicht, daß man das Testament am einfachsten und gültigsten so machen muß, daß man es eigenhändig niederschreibt und unterzeichnet?"
„Freilich! Freilich!"
„Und damit der Vater doch keine besondere Mühe damit hat, habe ich selbst alles so aufgeschrieben, wie es notwendig ist."

„Weißt du denn, was ich will?"
„Ich glaube, Vaterl wird ja jedem seinen Pflichtteil geben wollen, daß keines zu kurz kommt, wie es im Gesetz steht."
„Na ja, so laß es da liegen. Ich werde es schon lesen und sehen."
„Nein, nein, ich darf Vaterl nicht mehr so hinziehen lassen, der Vaterl darf mir nicht mehr aus dem Zimmer hier — ich habe es mir zugeschworen —, bis er das dumme Schriftstück da abgeschrieben hat. In zwei Stunden ist der Vater fertig, dann gibt's einen guten Kaffee und einen Guglhupf dazu nach der Arbeit. Nicht wahr, Vaterl, Sie tun mir jetzt aber auch die Liebe und schreiben gleich? Sie dürfen es nicht mehr hinausschieben um unser aller willen, wegen des Hauses und der Firma."
„Nun ja, nun ja," sagte Erath und setzte sich, von Charlottens stärkerem Willen bezwungen, selbst schon gefaßt und damit zufrieden, daß er schließlich nur eine Abschrift zu leisten hatte, seufzend vor das Papier nieder, um besinnlich die Feder einzutauchen und mit seinen schweren Schriftzügen langsam anzufangen, die steifbeinig über den weißen Bogen hinwanderten. Charlotte hatte das Zimmer auf den Zehenspitzen verlassen. Jezuweilen blickte sie durch die Glastüre und sah mit Genugtuung den alten Mann über seine Aufgabe gebeugt. Er las zuerst aufmerksam, was er abschrieb. Manchmal zweifelte und seufzte er. Dann aber war die Vorschrift und das Gefühl, durch sie aller eigenen Schwierigkeit überhoben zu sein, stärker als der ermattete und juristisch ohnehin nie geschulte Hausverstand, der jetzt durch das nahe Ende in eine wehrlose Dämmerung versetzt war, aus welcher er weder geweckt werden noch sich selbst wecken mochte.
Er hatte nur einen Bogen Konzept zu bewältigen, aber da er sonst selten und wenig schrieb, auch in seinen rüstigeren Tagen alle diese Arbeiten im Geschäft, wenn's irgend anging, den anderen überlassen hatte, fiel ihm die große Aufgabe sauer genug.
Charlotte sah ihn durch die Glastür mit beiden Armen über den Tisch gesunken, die Feder auf die Decke gefallen. Er war wohl wieder eingeschlafen. Sie ging, die Türe laut öffnend, mit starken Schritten hinein und weckte den Eingeschlummerten auf. Er erhob mühselig seinen Kopf und lächelte halb schlaftrunken und, von den paar gestohlenen Augenblicken der Ruhe

beglückt, halb ängstlich wie ein Schuljunge, der bei einer Versäumnis betreten wird.
Charlotte hatte kein Mitleid mit ihm. Er sah sie hilflos lächelnd und ängstlich an, dann gehorsam auf seine Abschrift nieder, die dadurch, daß er über sie schlafend hingesunken, zerknittert, von der entfallenen Feder sogar mit ein paar Klecksen besudelt war. Charlotte sagte nichts, sie nahm nur das Kanzleipapier, glättete es sorgfältig zurecht, schob es wieder vor ihn, gab ihm die Feder in die Hand.
„Der Vater sind ja ohnehin bald fertig.“
„Aber, ich weiß nicht, ich verstehe nicht alles. Es kommt mir so merkwürdig vor. Wenn ohnehin jedes das erhält, was es soll, brauche ich doch nicht so viel zu schreiben.“
„Der Vater soll nur abschreiben, was da aufgesetzt ist. Ich habe mich genau erkundigt, warum es so heißen muß und nicht anders.“
Erath seufzte halb entlastet, halb bekümmert, mehr über die schwere Aufgabe als über ihren schweren Inhalt betrübt, und begann neuerdings zu schreiben, wobei seine Zeichen immer steifer und zittriger wurden, er selbst schrieb zuletzt nur mehr mechanisch ab, er kümmerte sich um den Sinn nicht mehr. Nur fertig werden! Als er endlich zu den Worten gelangt war „urkund dessen meine eigenhändige Unterschrift“ und seinen Namenszug nach dem vorgeschriebenen Datum hingesetzt hatte, fiel er bewußtlos seitlich über den Stuhl hin.
Charlotte hörte den Sturz im Nebenzimmer und eilte herbei, vergewisserte sich mit einem raschen Blick, daß das Schriftstück fertig war, faltete es eilig, aber sorgfältig zusammen, nahm es ebenso wie ihre Vorlage an sich, dann erst wandte sie sich dem Greis zu, der röchelnd und in sich zusammengesunken zu Füßen des Tisches kauernd lag.
Sie bemühte sich um ihn, er schien sie nicht zu verstehen und weder zu wachen noch zu schlafen, sondern in einem furchtbaren Zwischenzustande zu stöhnen. Ihn hatte wohl der Schlag gerührt. Da er sehr schwer war und sie ihn nicht allein heben konnte, begann sie rasch noch das Tintenzeug und alle Spuren der Schreibarbeit wegzutun, ehe sie weinend fortlief, um Hilfe zu holen. Zuerst bekam sie ihren Bruder August, der feierlich, umständlich, entsetzt und gefaßt, würdig und schlotterig in einem, ins Zimmer trat und mehr zwecklos hin- und herstol-

perte, als hilfreich zugriff. Dann eine Magd, die, aus der Küche vom lärmenden Geschirrwaschen geholt, keine Ahnung vom Vorhergegangenen haben konnte, endlich Leute aus dem Geschäft. Mit ihrer Hilfe hob und trug man den unablässig Stöhnenden in sein Schlafzimmer, entkleidete ihn und brachte ihn zu Bett.

Charlotte pflegte ihn selbst und ließ nicht zu, daß ein Fremder ihr dabei half, sie sah es nicht einmal gern, daß ihr Bruder August im Zimmer ausharrte: „Ich gehöre hierher," sagte er mit gepreßter Fassung. Sie schloß die Fenster und ließ die Rouleaux herab. Sie fragte den Vater zärtlich besorgt, was ihm fehle, ob es ihm schon besser gehe, und bekam nur Stöhnen zur Antwort. Der Arzt stellte einen Schlaganfall fest, in diesem Alter jedenfalls mehr als bedenklich, er verordnete Eisumschläge, ein Herzmittel, Senfteig um die Füße. Charlotte fragte, ob der Vater wohl noch zur Besinnung kommen würde. Das sei immerhin möglich. Bei Nacht schien auch der alte Mann plötzlich zu erwachen, er versuchte, sich aufzurichten, er rang mit einem plötzlich erregten Willen, mit der Schwierigkeit, ihn in Worten auszusprechen, er kämpfte um Atem. An seiner Ohnmacht merkten Charlotte und August erst, daß er gelähmt war. Endlich schien ein ungeheurer Wille die Zunge für einen stammelnden Zuruf zu lösen: „Lisi, Lisi, aussprechen!" verstand man und so deutlich, daß August dem hilflos nach Folge verlangenden Blick des alten Mannes gehorchen und sogleich gehen wollte, um die Schwester Frantzl zu holen. Er sah Charlotte ratlos an. Diese nickte „nein" und bedeutete ihm bloß, daß man den Kranken bei diesem Zustande doch nicht weiter aufregen dürfe.

Da es spät in der Nacht und empfindlich kalt war, glaubte August, doch wohl bis zum Morgen warten zu können, ehe er Elisabeth mit der Schreckensnachricht überraschte. Es war auch wohl nicht mehr dringlich, denn gleich nach diesem letzten deutlichen Ausruf brach der Kranke wieder in Röcheln aus und fiel zusammen, Angstschweiß trat auf sein Gesicht, dessen Züge sich plötzlich furchtbar veränderten, indem die Augen, weit geöffnet, die Stirn runzlig zurückziehen ließen, der Mund stand offen und atmete zugleich mit seinem bewußtlosen heulenden Seufzen, die Backen fielen ein. Beim ersten Morgengrauen wurde August Erath der Ältere stiller und streckte

allmählich eines seiner Glieder nach dem andern langsam aus, wie seine Tochter das verdrückte Kanzleipapier mählich geglättet und wieder zu Ansehen gebracht hatte. Zum Schlusse lag er mit milde gewordenen Zügen entschlafen und befreit da. Als August am Morgen Elisabeth holte und hereinführte, fand sie das Bild eines schönen, gefaßten, gerecht gleichgültigen Verblichenen auf dem wohlgeordneten weißen Lager im dunkeln Zimmer. August hatte ihr noch auf dem Wege erzählt, wie die letzten Worte des alten Herrn ihr gegolten hatten: „Lisi! Lisi! Aussprechen.“ Elisabeth weinte. Gerade weil der alte Mann zeitlebens einen so sichtlichen, wenn auch vielleicht nicht unbedingt gewollten Abstand von seinen Kindern eingehalten hatte, so daß sie ihm weniger Vertrauen verdanken, als schonende Ehrfurcht erweisen mußten, ging sein Verlust der Frau Frantzl besonders nahe.
Sie empfand ihre Leiden vor seinem Alter und in ihrer Demut als gering, wie ein Kind, dessen Kümmernisse von den Erwachsenen mit Recht nicht für voll genommen werden. Nun aber war der Vater tot, und sie hatte niemand mehr, der ihr half, riet oder sie zärtlich tröstete, denn das können so recht doch nur Eltern oder Geschwister. Elisabeth faßte sich schwer vor diesem Toten, dessen gemilderte regelmäßige Schönheit auch jetzt noch und gerade jetzt wieder jenen Zug von unwillkürlicher Abweisung trug, der seinen Kindern vor ihm Ehrfurcht und eine leise zärtliche Angst eingeflößt hatte.
Nach der Einsegnung der Leiche fuhr die ganze Familie in Wagen nach Mödling, wo der Tote in dem Erbbegräbnis beigesetzt werden sollte. In der Kirche waren noch einmal alle Freunde versammelt gewesen. Der alte Adam Hirt hatte in seinem schwarzen weiten Rocke bucklig, gebeugt und weinerlich von einem zum andern die Honneurs gemacht und sich trösten lassen. Er hatte mehr verloren als einen leiblichen Bruder. Die befreundeten Frauen und Herren hatten viele Kränze gebracht und umringten die Leidtragenden: Charlotte, August und die Frantzlsche Familie mit ihren Beileidsbezeugungen, dazu spielte die Orgel, sangen helle Chorstimmen. In einer Ecke der Kirche saßen allein und wenig bemerkt die Amersinschen Kinder, und auch ihr Vater war hier, denn — Charlotte mochte sagen und tun, was sie wollte — auch er gehörte zum Hause und ließ den Seinigen nichts davon entziehen,

am wenigsten des Großvaters Hingang. In einer anderen Ecke stand Wilhelm Alter allein.

Bei der Rückkehr, die mit der Eisenbahn stattfand, war der Zug so voll, daß sie alle stehen mußten. Charlotte schlief stehend ein. Sie hatte die ganze Woche lang nicht geschlafen. Thea erinnerte sich nachmals deutlich, welchen grauenvollen Eindruck ihr die willenlos im Schlafe entfesselten Züge dieses leidenschaftlichen Gesichtes machten, die häßlich und schlaff erschienen, unsäglich traurig, als klage eine Seele aus der Tiefe um die Schuld ihres Willens. Charlotte stand mit geschlossenen Augen, der offene Mund atmete schwer, das Gesicht war fahl, grünlich gelb. Das war ihre starke, geistvolle Tante!

Nunmehr war das Testament eröffnet worden, das Charlotte und August zu Universalerben bestimmte, die übrigen gesetzlichen Erben aber: Elisabeth und die Amersinschen Kinder, auf den Pflichtteil setzte.

Elisabeth war tief bestürzt, mehr noch über das Unrecht, das ihr angetan war, als über den Verlust eines Erbes, das ihre und ihrer Kinder Lage gerade jetzt erleichtert hätte. Sie empfand noch einmal und wie für ihr ganzes künftiges Leben die Trennung von ihrem entfremdeten Vater, von ihrer unversehens als Feindin erwiesenen Schwester. Amersin hatte nichts anderes erwartet. Er sprach zu Thea, mit der er alles zu erörtern pflegte, was er nur irgend mitteilen konnte, soweit seine Zurückhaltung aus sich herausgehen zu dürfen oder zu müssen glaubte: „Da siehst du, was die große Familientrauer mit allem Krepp und mit den längsten Schleiern wert ist. Was dahinter steht. Man weint und spielt die Untröstliche und hat die Gelegenheit benutzt, um die Überlebenden, die Kinder der ‚unvergeßlichen Schwester' um ihr bißchen Geld zu betrügen, und man hat in aller Liebe diesem alten Mann Gewalt angetan, damit man ihn zu solchem Unrecht bringt, denn dein Großvater hat das aus eigenem gewiß nicht wollen. Daß du mir einmal, wenn ich gestorben bin, keine Schleier trägst! Ich will auch keine Kränze haben! Merke das! Geht an meinem Tag oder wann ihr zu meinem Grabe kommen wollt, im Walde spazieren und pflückt ein paar wilde Blumen. Ihr müßt euch für einen Toten schon ein bißchen Mühe geben, anstatt die Pietät um ein paar Gulden fertig beim Schneider und Blumenhändler zu beziehen." Seither besuchte er mit den Kindern die Gruft seiner verstorbenen

Antonie und des alten Erath immer nach einem Spaziergang in den Waldungen von Mödling, wo sie buntes letztes Herbstlaub, letzte Blumen zu einem Kranze sammelten, den sie hinbrachten. In einer stillschweigenden Vereinbarung vermied es die Familie, einander dort zu begegnen. Nur die Familie Frantzl hielt am Allerseelentage fest, Amersin kam einen Sonntag vorher, die beiden Geschwister Erath nachher, wenn sie sicher waren, niemand vor den Särgen ihrer Toten anzutreffen.

Amersin wollte sich diesem Raube an seinen Kindern nicht wehrlos fügen. Er focht das Testament an, nicht nur, weil es allem Anscheine nach von einem weder seines rechten Willens fähigen, noch bewußten Manne bei getrübtem Verstande und unter einem unentrinnbaren Zwange errichtet war, sondern auch weil es offensichtlich das vorhandene Vermögen unrichtig aufzählte und einen namhaften Teil verschwieg, der von Charlotte jedenfalls beiseite geschafft war. Von Natur aus streitbar und findig, trotz einem Advokaten, glaubte er seinen Kindern den äußersten Kampf um ihr Gut schuldig zu sein, und er kämpfte ihn mit allen Finten und Schlichen aus, die selbst Charlottens gerissenen Anwalt je und je aus der Fassung brachten. Er erzwang die Einsicht in die Bücher des Erathschen Hauses, sie waren merkwürdig geführt, es fehlte eine wichtige Seite, auf welcher etwaige Vermögensteile eingetragen gewesen sein mochten, auf anderen Blättern fanden sich Radierungen, Striche und Spuren willkürlicher, später vorgenommener Änderungen. Die Mängel dieser Bücher hätten immerhin einen Beweis gegen Charlottens Angaben über das nachgelassene Vermögen machen können, wenn es die Bücher einer protokollierten Firma gewesen wären, die nach dem Handelsgesetze unbedingten Beweis machen und bei Mängeln gegen den Buchführenden zeugen. Aber, woher hatte Charlotte diesen Wink bekommen! Ein Jahr vor Eraths Tode war sein Geschäft aus dem Handelsregister gelöscht worden und also keine protokollierte Firma mehr. Charlotte begründete das mit dem immer schwächeren Geschäftsgange, den der alte Herr, einem großen kaufmännischen Betriebe nicht mehr gewachsen, herbeigeführt hatte, um das Ganze allmählich einschlafen lassen zu können.

Das Testament selbst wies Spuren des erzwungenen Inhalts auf und ließ deutlich erkennen, wie der Schreibende nicht verstanden haben mochte, was er geschrieben hatte, denn es gab

Fehler, aus denen man ersah, er habe etwas unrichtig kopiert, von der verfallenden, steifen und wieder undeutlichen Schrift ganz abgesehen. Amersin focht um jeden Posten Geldes, um jedes Los, dessen er sich entsann, um jedes Wertpapier, das zu seiner Zeit vorhanden gewesen war und dessen Gattung und Preis er mit seinem scharfen Gedächtnis gemerkt hatte.

Der Richter erkannte dennoch das Testament als gültig an, den Nachweis als nicht erbracht, daß es bei gestörter Vernunft oder unwissend abgefaßt worden sei. Das Datum war einen Monat vor dem Todestage angegeben. Das Dienstmädchen, die Angestellten, die den vom Schlage Getroffenen aufgehoben hatten, konnten Amersins Vermutung nicht bestätigen, Erath sei unmittelbar nach der großen Mühe der Abschreibarbeiten niedergebrochen. Nur über die Einzelheiten der Vermögensangaben ließ der Richter einen Beweis zu, der bei den widersprechenden Behauptungen beider Parteien schließlich nur durch einen sogenannten Reinigungseid Charlottens geführt werden konnte, mit welchem sie nach feierlicher Formel vor Gott dem Allmächtigen einen reinen Eid schwur, daß alle ihre Angaben genau der Wahrheit entsprächen, daß sie nichts verschwiegen, nichts beschönigt, nichts verändert habe.

„Sie soll nur schwören," lächelte Amersin, „wenigstens dieses Vergnügen soll sie haben, vor den Kindern, die sie um ihr Erbe gebracht hat, ihren reinen Eid falsch zu schwören."

In dem schmutzigen, nach feuchten Kleidern, nach Schimmel und staubigem Papier riechenden kleinen Amtszimmer, auf braunen Holzbänken saß zum anberaumten Termin hüben die Familie Frantzl, Elisabeth tief verschleiert neben ihrem Manne, der zwinkerte und nervös lächelte — Corona und Albrecht waren ferngeblieben —, aber Amersin, breit, beinahe behaglich, war da, neben seinen vier Kindern, mit Thea an der Spitze, die eben die Zeugen von Charlottens Eid sein sollten. Drüben saß August Erath der Jüngere, der beharrlich in die Luft, und Charlotte, die schwarz verhüllt zu Boden blickte oder gespannt ihrem Anwalt zusah, der in seiner Mappe kramte und etwas von „überflüssiger peinlicher Szene" murmelte.

Der Richter, der nichts zu tun hatte, als diesen Eid abzunehmen, ließ es an genauer Sorgfalt für diese heilige Handlung zu unheiliger Sache und an gemeinem Orte nicht fehlen, der Diener zündete umständlich die Kerzen vor dem Kruzifix an, die dieses

stinkende Amtsloch für fünf Minuten zu einer Art Kirche machen wollten. Der Richter warf strafende Blicke um sich, obgleich sich niemand gerührt hatte, es sei denn, daß sich Frantzl auf etwas umständliche und absichtsvolle Weise räusperte, dann begann er von dem leider geforderten Eide zu sprechen, wobei er wieder Amersin streng ansah, der ihm diese unnütze Mühe auferlegt, endlich von der Wichtigkeit und Treue der zu bewährenden Aussage, bei der nicht ein Wort zu viel oder zu wenig gesagt sein dürfte, noch könne die Beklagte abändern, was sie etwa nach strengster Prüfung abändern müsse, schwöre sie aber und wiederhole seine Worte, so habe sie einen Eid abgelegt, dessen Heiligkeit und Strenge er ihr hiermit auf das eindringlichste vorstelle, an diesem Eide dürfe nicht das Leiseste gerüttelt und gedeutet werden, denn er werde vor Gott und den Menschen, vor nahen Anverwandten geschworen, die sich von ihrem eigenen Vater oder Großvater verkürzt glaubten. Er rufe das Gewissen der Beklagten an, denn wenn nicht vor dem irdischen Richter mit Jahren des Kerkers, werde der Meineid dereinst vor Gott straffällig. Damit sah er streng auf Charlotte und bemerkte nebenbei auch den unwilligen Blick Augusts, der ihm zum Vorwurf zu machen schien, daß er eine Dame so anhaltend belästige.
Endlich hob Charlotte die Hand zum Schwur. Schien es nur Thea so, die den Vorgang mit der Romantik eines jungen Mädchens beobachtete und deutete, oder war es wirklich so, daß Charlotte die Hand nur schwer in die Höhe brachte, als erhöbe sie einen Stein. Aber sie sprach die Schwurformel, wenn auch leise, doch deutlich nach bis zum letzten Worte, „so wahr mir Gott helfe“. Und schien es so, oder war es wirklich so, daß sie dann die Hand nicht gleich senken konnte, als sei sie im Schwur versteinert. Sie wußte wohl nicht, daß sie schon fertig und in Sicherheit war. Erst als der Diener, der solche Szenen jeden Tag mitmachte, rasch die Kerzen auslöschte, weil von draußen schon neue Parteien zu neuen Streitsachen lärmend eindrangen, senkte Charlotte ganz langsam den rechten Arm und faßte ihren Bruder unter, der sie aus dem Zimmer brachte. Elisabeth weinte. Heinrich Frantzl aber zwinkerte: „Ich bitt' euch, was kommt es ihr auf einen Eid mehr oder weniger an? Aber du, Amersin, ich habe dir was mitgebracht.“ Damit zog er, verschmitzt lächelnd, eine gedruckte Karte her-

vor, die er eigens für alle guten Freunde, wie er sagte, hatte anfertigen lassen. Darauf stand „Charlottens Worte und Taten", und unter diesem Titel war immer in witziger, wenn auch handgreiflicher Manier, was sie gesagt hatte oder etwa gesagt haben konnte, in Gegensatz zu ihren Handlungen gestellt.
Zwei Beispiele genügen: „Das Erben muß endlich aufhören," sagte Charlotte, „da ließ sie sich zur Universalerbin einsetzen", und das andere mit deutlicher Anspielung auf die Untreue des Herrn Amberg: „An Amberg werdet ihr euch gewöhnen müssen," sagte Charlotte, „da nahm er sich eine Ungewohnte".
Aber mit diesen Scherzen war das verscherzte Erbe nicht mehr zurückgebracht.

8.

Thea Amersin saß in ihrem dunkeltapezierten kleinen Zimmer, das sie mit ihrer jüngeren Schwester teilte, allein bei einer rußenden Petroleumlampe und bereitete sich für den nächsten Schultag vor. Die traurige Umgebung — kein Bild hing im kahlen Raum, es gab keine „Staubfänger" von Vorhängen, keine Blumen — enthob das Mädchen der Verpflichtung, hier zu Hause ein übriges an Nettigkeit und Haltung aufzubieten, hatte sie doch nicht nur zu studieren, sondern vorher noch mit der Magd die Wirtschaft zu beraten und manches selbst zu schaffen. Wenn sie endlich müde und mit schmerzendem Kopf — sie litt seit ihrer Kindheit häufig daran — wie heute, am Abend, als die Kinder im Speisezimmer beim Vater saßen und sie in Ruhe ließen, zum Lernen kam, machte sie es sich bequem und fand dabei ihre natürliche Heiterkeit wieder, denn eigentlich empfand sie an ihrem schwierigen und sorgenvollen Dasein nur selten das Traurige, vielmehr überwog ihre fraglose, innere Frische und ein wenn auch grundloses Lächeln alle frühe Erfahrung der Welt. Auch konnte sie sich mit der durstigen Leidenschaft der Jugend den Genüssen hingeben, die sie ihrer engbemessenen Zeit immer wieder abrang, indem sie mit Ludwig Mainone spazierenging, Museen, Vorlesungen, Theaters besuchte, es fiel ihr gar nicht ein, daß irgendwer darin etwas Unrechtes sehen könnte, dachte sie selbst doch an nichts weiter als an alles Schöne, das sie mit der Kraft des jungen Blickes und Herzens leidenschaftlich umfaßte. Ihren gleichaltrigen Führer durch diese Herrlichkeiten, den jungen

Ludwig Mainone, betrachtete sie als einen zuverlässigen guten Freund, den sie als solchen sogleich empfunden hatte, wie sie mit ihm bekannt worden war, denn irgend etwas machte sie, die sonst vor fremden Menschen Scheu trug, zutraulich gegen ihn. Gelegentlich ängstigte sie sich freilich, wenn sie bemerkte — es konnte ihr nicht entgehen —, daß er sie anders ansah als ein stiller Freund, und wenn sie auch in ihrer unberührten Einfalt, durch das Schicksal bei ihren jüngeren Geschwistern allzufrüh mütterlich gemacht, jeden Gedanken an Liebe bei sich und auch bei ihm zurückwies, kam er ihr doch nahe als die Versuchung des Lebens, des Gedankens und des Gefühls und machte die Freundschaft zur Gefahr. Aber gerade diese Gefahr verlockte, mit ihrem Feuer zu spielen. Wann hätte Jugend sie gefürchtet und wäre dem Schicksal ausgewichen? Daß man ihm nachgeht, ist ja eben das Schicksal, und daß man es verlangt und ihm nicht ausweicht. Sie spürte den Blick von Ludwigs fragenden, bittenden braunen Augen, mehr noch wenn sie ihm fern war, als wenn sie neben ihm ging. Liebte sie ihn denn? Sie lächelte zu dieser argwöhnischen Zumutung, er gefiel ihr nicht, in ihren Augen war er häßlich, seine laute, gelegentlich umschlagende Stimme störte sie, aber seine Pläne, sein Ungestüm, seine leidenschaftlichen Einfälle, sein vielseitiges Wissen, die Anregung, die er feurig mitteilte und aus der Mitteilung wieder schöpfte, ohne besondere Antwort zu brauchen, die weite geistige Welt, in der er sich bewegte, die er mit jedem Wort eröffnete, nach der sie sich immer gesehnt hatte, schon als sie deshalb Charlottens Umgang untertan gewesen war, zogen sie unwillkürlich an. So folgte sie ihm und bezwang wieder ihn. Die beiden entgegengesetzten und verwandten Jugenden suchten einander. Jahrelang allein, nach Anregung begierig, für Geistiges empfänglich, reinen, aber sehnsuchtsvollen Herzens überließ sich Thea arglos diesem Umgang. Daß Ludwig dabei verliebt war, bemerkte sie zwar, aber sie ließ es eben hingehen, da es nicht anders sein mochte und sie ihn doch darum nicht wiederzulieben brauchte. Es war ihm wohl auch nicht so gar ernst damit, tröstete sie sich, denn er liebte sicherlich bei Gelegenheit auch andere, schönere und noch mehr als sie, denn daß sie allein und ausschließlich den Gegenstand eines Traumes und Verlangens bilden konnte, war ihr noch nie beigekommen. Diese Geringschätzung ihrer eige-

nen Person machte sie ja dem Mainone gegenüber so unbefangen sicher.
Sie wußte freilich, daß sie ganz wohlgeraten und leidlich hübsch sei, aber so eitel war sie nicht, zu glauben, irgendwem besonders auffallen zu können und ein anderes Herz zu reizen. Die Schönheit ihrer Cousine Corona stand ihr immer so herrlich vor Augen — sie hatte die selbstlose Schwärmerei aller geistigen Naturen für die Schönheit —, daß sie die eigene, zudem in Dürftigkeit und grauen Eintagsverhältnissen verhüllte Anmut noch geringer achtete. Von jeher mit mütterlicher Verantwortung belastet, fühlte sie sich diesem gleichaltrigen Knaben Mainone um viele Jahre überlegen, darum war seine stille, nachdrückliche und mahnende Werbung so eindringlich, aber auch so unmöglich. Sie liebte ihn nicht, denn er gefiel ihr nicht. Aber sie hatte ihn gern. Sie nannte diese Empfindung Freundschaft, sie wußte keinen anderen Namen dafür. Seine zutrauliche Nähe, die Aufrichtigkeit, mit der er sie an allen seinen Gedanken teilnehmen ließ, schmeichelten ihr, sie hätte ihn um alles nicht mehr verlieren und vermissen mögen und vertraute ihm. Mit der unschuldigen Gewandtheit der Frauen, die in ihrem Verhältnis zu den Männern doch wohl als ausgelernte Meisterinnen vom Himmel fallen, wußte sie ihn zugleich an ihrer Seite und wieder so weit entfernt zu halten, daß sein Feuer sie nicht berührte.
Wenn aber einmal ein Gedanke und die Frage eigener Liebe sich bei ihr rührte — was denkt man nicht alles? —, so wies sie derlei ruhig zurück, denn jeder muß sich vor der eigenen Versuchung schützen, nicht vor der fremden. Jeder malt seinen eigenen Teufel an die Wand und hat ihn im Leibe, und keiner darf sich auf die fremde Versuchung berufen.
So wanderten sie an manchen Nachmittagen im Herbste durch die stillen alten Gassen, durch die rätselhaften Durchhäuser der inneren Stadt mit den belebten Höfen, mit den überraschenden Ausblicken, sie konnten vor einem breit ausladenden Barockportal stehenbleiben und die ins Grenzenlose ausschweifende Linie der Gesimse anstaunen oder im buntlaubigen Schönbrunner Park die schöne Flucht der Alleen, sie gingen im winterlichen Schnee vom Eislaufplatze durch die Vorstadtstraßen heim, von den fallenden Flocken in einen wehenden Mantel von Einsamkeit gehüllt, sie trafen einander in Univer-

sitätsvorlesungen, im Museum traten sie vor die glühenden Bilder der großen Meister, auf denen die ewige Versuchung der verführerischen Welt mit aller unschuldigen Herrlichkeit leuchtete, und wußten gar nicht, daß diese Versuchung zu ihnen redete, für sie bestimmt war. Sie standen treulich oben auf der vierten Galerie des Burgtheaters, im „Olymp"; der bartlose alte Kellner, der ebensogut siebenzig wie vierzig Jahre alt sein konnte und sein „Gefrornes, Limonade, frisch' Wasser gefällig" ausrief und sich dabei beflissen um die hübschen jungen Mädchen seines Reviers bekümmerte wie ein faunischer Hausgott um seine Nymphen, gehörte gleich dem ganzen gold- und rotstrotzenden festlich höfischen Hause mit der üppigen Verschwendung von Marmor, Bildern, Stuck, mit den feierlichen Foyers und Treppenaufgängen zum tief erschauernden Genuß des Theaters wie das klassische Stück selbst, das irgendwie von der ewigen und einzigen Angelegenheit handelte, die zwischen achtzehn und achtzig Jahren Männer und Weiber angeht. Wenn Grillparzers Hero die Lampe auf den Boden ihrer Mädchenzelle stellte, bevor sie die weißen Arme erhob, um den Geliebten küssend zu empfangen, „die Lampe soll's nicht sehen", waren sie beide, war alle Sehnsucht und Frage, alle Gewißheit und jegliches Schicksal der Menschheit in ihnen beiden beschlossen und getroffen. Sie schauerten beide vor diesem Glück und wußten es gar nicht, daß sie beide gemeint waren und daß der Schein der Lampe sah, was sie selbst nicht sahen. Auch im Wiener Frühling, in den blühenden Tagen der hellen Landschaft, wenn sie draußen in Salmannsdorf wanderten oder über das mäßig hügelige Gelände von Sievering und Grinzing unter dem seidenblauen Himmel, unter dem silbernen Netz der unablässigen Lerchenrufe von der Höhe, wandelten sie unberührbar unter einer Glasglocke dieser zarten Gemeinschaft, die sie voneinander abhielt und einander zuneigte, wie zwei Figuren in einem von Gott gewollten und gefügten zierlichen Tanz einander suchen und ausbeugen.

Kamen sie dann spät am Abend heim und verweilten abschiednehmend einen Augenblick vor dem Tore in der öden Gasse, vor dem unheimlich finsteren Hause, dessen dunkler Flur sich wie eine Höhle öffnete, um Thea aufzunehmen, die in den Augen, im Sinne noch alle Farben des reichen, bewegten, vergangenen Tages hatte, neben sich den stürmischen Knaben, vor sich die

dumpfe nächste Wirklichkeit, da wurde Thea oft genug von einem unsagbaren Gefühl der Angst gepackt, er möchte sie jetzt verlassen und mit ihm alles versinken, was es Schönes, Bedeutendes, Unendliches gab, als hinge die ganze Welt an ihm und könne nur von seiner Hand gegeben werden, mehr noch, sie empfand mit dieser Angst einen lähmenden Augenblick von Liebe, die sie an ihn zog und hinzureißen suchte, ihr wie ein Schauer des Todes über den Rücken fuhr, denn solche Sehnsucht ist sterbensnah, so daß sie die hilflose Lust und Qual verspürte, den häßlichen, ungeschickten, geduldigen, den armen Burschen da zu umarmen und festzuhalten. Sie faßte sich aber immer gleich, drückte rasch und kräftig seine Hand, wandte sich eilig ab und glitt in das Dunkel.

Gut, daß Ludwig von diesen entsetzlichen Augenblicken nichts ahnte! So wenig, daß er in seiner Eifersucht von einem jener vergifteten Pfeile verwundet wurde, die seine Mutter immer bereit hatte, wenn sie irgend eine böse Absicht erreichen und eine ihr unwillkommene Regung eines andern treffen und verletzen wollte. Sie beobachtete die wachsende Zuneigung und Annäherung der beiden Kinder schon lange mit dem Argwohn ihrer scharfsichtigen, bösen, graugrünen Augen. Daß ihr Sohn, anstatt später einmal eine reiche Partie zu suchen, sich jetzt schon an dieses arme Mädchen hing, das ihn fangen wollte — denn eine andere als eine von Anbeginn böse Absicht konnte ihre arge und hintersinnige Natur einer solchen natürlichen Gemeinschaft zweier Kinder gar nicht zutrauen —, erregte ihre üble Einbildungskraft, spiegelte ihr alle Schrecken einer Zukunft vor, wo sie um einer Geliebten willen den Sohn drangeben mußte und die letzte Aussicht verlor, auch ihn ihrer eigenen Selbstsucht, ihrer Bequemlichkeit, ihrer Begierde nach müheloser Ausnützung der Nächsten dauernd dienstbar zu erhalten. Wenn sie ihrem Manne derlei Befürchtungen erzählte und ihn zu einem ernsten Wort mit Ludwig aufzureizen suchte, bekam sie nur das fremde, unberührbare Lächeln des ruhigen Doktors zur Antwort und etwa, daß man Kinder Kinder sein lassen müsse, denn sie seien ja nicht als Vermögensstücke zusammengebracht worden, sondern zur Unterhaltung. Was wolle sie nun dagegen aufbieten, daß sie sich wirklich unterhielten und von der Gelegenheit ihrer achtzehn Jahre den selbstverständlichen Gebrauch machten. Da beschloß Frau Mainone sich selbst zu

helfen. Sie spann ihren Sohn in ein höchst vertrauliches Gespräch ein, sie konnte ja so mütterlich und zärtlich tun, daß er immer wieder glaubte, sie rede aus wirklicher Liebe, und immer wieder vergaß, daß sie kein Wort ohne tieferen selbstsüchtigen Zweck sagte und ihn wie jeden Menschen gleich einer bösen Spinne in das kunstvolle Netz ihrer Absichten zu locken verstand. Sie rühmte Theas Vorzüge, ihre Anmut, ihren gebildeten Verstand, ihre gute Begabung, vor allem ihren Charakter, wie sie die eigenen Geschwister mütterlich betreue, dem Vater den schwierigen Haushalt führe und was dergleichen Lobsprüche noch mehr waren. Als dann Ludwig arglos und geschmeichelt, seine Neigung so gewürdigt und als wohlbegründet anerkannt sah, ging er ihr ins Netz und sagte leuchtenden Blickes: „Nicht wahr? Sie ist doch mehr als alle andern. Man braucht sie ja nur anzusehen.“ Da schoß die Mainone den giftigen Pfeil ab, der ihn mit Mißtrauen erfüllen, vielleicht dem Mädchen abwendig machen konnte: „Darum wird sie gewiß auch bald heiraten.“

„Meinst du, Mutter?“ fragte Ludwig enttäuscht und verriet sich zum andern Male.

„Gewiß, sie hat sicherlich schon den Rechten gefunden und wird es sich nicht lange überlegen, denn es muß ihr doch lieber sein, für ein eigenes Haus zu sorgen und versorgt zu werden, als noch lange, viele Jahre zu warten und daheim bei den Geschwistern zu verblühen. Wer weiß, wie bald wir erfahren, daß sie verlobt ist, und wann sie Hochzeit hält.“

War es wahr und möglich? Wußte seine Mutter mehr als er von Thea? Konnte Thea mehrmals in der Woche mit ihm gehen, ganze Nachmittage mit ihm verbringen, und hatte einen anderen, war einem anderen versprochen? Vielleicht war dieser Rival fern von Wien und ihrer sicher, denn sie behandelte Ludwig doch nur als einen unschädlichen angenehmen Gesellschafter und Freund? Wies sie ihn darum immer so sicher zurück, beherrschte sie ihn darum so selbstverständlich?

Er sagte enttäuscht „Glaubst du, Mutter?“ und wandte sich betroffen von der Listigen ab, die ihren Pfeil sitzen sah.

Thea saß heute, ein nasses Tuch wie einen weißen Turban um ihren schmerzenden Kopf gewunden, in einem grauen bequemen Schlafrocke an ihrem Tisch und studierte. Sie hatte ganz vergessen, daß heute ihr Geburtstag war. Ihre Geschwister dach-

ten nie daran, und der Vater hatte den Tag auch vergessen. Sie feierten gar keine Feste mehr in ihrer stillen, schwierigen Familie. Sie wußte auch nicht, daß sie irgendeinmal unlängst dem Ludwig Mainone, wahrscheinlich im Scherze, ihren Geburtstag verraten hatte.

Da brachte ihr die Magd, eben als Thea ihre Aufgaben für morgen lernen wollte und es sich arglos bequem gemacht hatte, sie war heute nicht mit Ludwig zusammengekommen, einen Brief.

Darin stand nun alles, was der Mensch für sich wünschte, als Glückwunsch für sie zu diesem ihrem Geburtstage. Was er so oft, in all der Wanderschaft und Gesprächigkeit dieser Jahre mit den Augen oder mit seinen komischen Anspielungen gefragt hatte, allerdings immer geflissentlich überhört oder mißverstanden, fragte er nun schwarz auf weiß. Es war nicht mehr zu vermeiden, da „war das Malheur fertig“, sagte sie im stillen und blutübergossen, schämte sich, bebte vor Aufregung und lächelte doch. Der Brief, dieses Blatt Papier durchriß eine Wolkenwand, wie die Sonne mit einem Strahl einen Abgrund zeigt, aber auch — sich selbst. In einem Augenblick empfand Thea eine Unendlichkeit von Qual, Zweifel und Zuversicht, Glück und Furcht. Das war das Schicksal in förmlicher Gestalt, es fragte. Und sie antwortete, ohne zu wissen warum, aus der einzigen Notwendigkeit, diesen einzigen Gefährten ihrer Jugend jetzt nicht zu verstoßen. Sie dachte weder über Zukunft, Enttäuschung, Verrat, Untreue, Geduld weiter nach, ein tiefes sicheres Bewußtsein durchdrang sie mit einer eigenen glücklichen Beklemmung: ich bin nicht allein. Jetzt wußte sie erst, wie verlassen sie all die Jahre der Jugend gewesen war. Es war nur gerecht, daß sie wiedergab, der so gegeben wurde. Nichts mehr war zu vertagen oder zu versäumen. Sie kauerte kniend auf ihrem Rohrstuhl, den heißen Kopf auf die beiden Fäuste gestützt. Liebte sie denn? Mainone gefiel ihr doch gar nicht, er war ja häßlich, er konnte so laut werden, wenn ihn der Eifer ergriff, dann überschrie er sich, seine Stimme schlug über, er hatte auch eine unreine Haut, er sah aus wie ein Wilder, was war das auch für eine Art, einem Mädchen just am Geburtstage das Messer an die Brust zu setzen? Wann aber sollte der arme Kerl denn sagen, was er auf dem Herzen hatte, als bei dieser Gelegenheit? Sie lächelte wohlzufrieden und

ärgerte sich wieder darüber, daß sie bei so fürchterlichem Anlaß noch ihren Spaß haben konnte. Nein, verliebt war sie nicht in ihn. Aber da er ihr seine Freundschaft kündigte, mußte sie ihn doch lieben. Blieb ihr denn etwas anderes übrig, wenn sie ihn nicht wegstoßen wollte? Und das konnte sie doch nicht, das mußte man doch einsehen. Da sie niemand hatte, dem sie sich anvertrauen konnte, sah sie es denn selbst ein, auf eigene Verantwortung. Sie liebte ihn also in Gottesnamen. Sie entschloß sich. Sie riß aus der Tischlade ein Blatt Papier hervor und schrieb, auf dem Sessel kniend, hastig diese Antwort: „Es ist nicht recht, daß ich Ihnen auf Ihren letzten Brief antworte, aber ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Ich wäre Ihnen also wirklich etwas? Ich kann's nicht fassen. Nein, vergessen Sie, was ich in der Aufregung niederschreibe. Ihre Thea."

Sie sprang in ihrem unordentlichen Hauskleide, den Turban auf dem Kopfe, in den leichten Pantöffelchen in den Schnee hinaus, auf die Gasse, um selbst den Brief aufzugeben und steckte ihn in den Postkasten. Sie griff dabei mit ihrer ungeschickten zitternden Hand — war es denn so heiß an diesem kalten Schneeabend — so tief in die eiserne Spalte, daß die beweglichen Klappen ihre Finger festhielten. Sie konnte sich nur mit Gewalt aus dieser Falle befreien und bekam eine Schramme an den Knöcheln.

Als sie sich aber niederlegte — hatte sie die Schulaufgaben richtig versäumt. Sie mußte morgen, wie sie es längst gewohnt war, wenn sie, statt daheim zu sitzen und zu lernen, mit diesem entsetzlichen Mainone spazierengegangen war, auf dem Schulweg beim Laufen lernen, sie konnte sich niemals ihr bißchen Zeit einteilen, sie würde das nie verstehen. Sie legte sich heiß und fiebernd ins Bett und zog die Federdecke über die Ohren und fror und glühte, und von allen Gedanken und Gefühlen bestürmt, befreite sie sich alsbald durch den gerechten Schlaf ihrer Jugend. —

9.

Der Baron Wasserporten suchte seit dem unglückseligen Abend bei Hebenstreit eine Gelegenheit, Corona seine Erklärung zu machen, sich vor ihr zu rechtfertigen, ihre Verzeihung zu erbitten. Er ärgerte sich selbst über seine Zumutung, zu bereuen,

er war bisher nicht gewöhnt, sich über irgend eine Kühnheit gegen eine Frau Skrupel zu machen, denn sie wollen ja von einem Offizier diese Kühnheiten und setzen sie voraus, ein Schüler oder ein Narr, wer sie anders behandelt! Derlei hieß eben „Eroberungen" machen, und wer sich dabei ängstlich benahm, war eben lächerlich. Nun kam man eines Tages an ein solches kindliches Herz, klar und spröd wie Glas, und das nicht einmal verstand, was man meinte, sondern klirrte. Ach was, es war nicht Glas, sondern auch nur Fleisch und Blut und brach nicht gleich! Aber immerhin sprach man zu solcher Unschuld eine fremde Sprache und machte sich diesmal durch die Frechheit lächerlich. Das war's, und so zurückgewiesen, machte man sich selbst zum Narren oder zum Feigling, der eine Wehrlose angriff. War's nicht, als schlüge man mit dem Säbel auf ein Marmorbild! Man zog ihn schartig zurück. Was nützte das dumme Eisen? Zum Teufel, konnte er nicht bleiben, wie und wo er war und das Geschehene geschehen sein lassen, Corona mochte von ihm denken, was sie wollte! Aber er konnte es selbst nicht ertragen. Es wurmte ihn. Seine Eitelkeit vertrug es nicht, daß er sich abscheulich gemacht hatte, seine Ehre, nicht nur die ihrige war verletzt, solange sie ihn verachtete, denn neun Zehntel der sogenannten Ehre sind Eitelkeit. Diese gekränkte Eitelkeit tat darum nicht minder weh als die eigentliche verletzte Ehre. Er mußte sich Corona immer wieder vorstellen, wie er sie, die über ihn gebeugt war, umfaßt und den Duft ihrer ganzen Wunderbarkeit geatmet hatte, der ihn nun bezauberte, den er in allen Gliedern spürte, der ihn hilflos und erst recht begehrlich machte. Er hatte solche Abenteuer genug gehabt, aber sie waren alle selbstverständlich ausgegangen. Jetzt auf einmal, alt und erfahren genug, bekam er es mit den Skrupeln? Kein Tag, wo er sich nicht ärgerlich dieses Dummejungengewissen verwies, aber nicht zugleich doch nagende Beklemmung, Scham, Ärger empfand. Er lag zu Hause, in seiner dürftig eingerichteten Garçonwohnung auf seinem Kavalett und rauchte eine Zigarette nach der andern, indem er auf die gegenüberliegende Wand starrte, wo ein paar Säbel mit damaszierten Klingen, etliche bosnische Handschars mit tauschiertem Stahl und eingelegten Heften, alte Pistolen und ein paar brauchbare moderne Revolver in einer recht geschmacklosen Anordnung über einem alten verschossenen, mattfarbigen Perserteppich hingen, dessen bunte

Muster müde wie ein verwirrter Traum ineinanderflossen. Indem er so lag, dachte er immer wieder an den lächerlich flüchtigen Hauch von Zeit, wo er im Zauber eines Augenblicks, der Gegenwart entrückt, gleichsam überirdisch erhoben war, bis seine ungeschickte Gebärde nach diesem schwebenden Ungefähr griff und damit selbst ihre eigene Sonne verfinsterte, die Wirklichkeit, den Traum, ihn selbst ins Gemeine hinabstürzte. Er mußte sich immer wieder Coronas tödliche Angst vorstellen, wie sie in seinen Armen nur einen entsetzlichen Atemzug lang gestöhnt, ihre Hände gegen ihn gepreßt und sich so von ihm losgemacht hatte. Er sah ihren Blick. Der Blick war mehr als menschlich! So hatte sie ihn angesehen, mehr als menschlich, denn was uns alle mehr und weniger sein läßt als Menschen: Kreatur, Geschöpf Gottes, das blickt in einer solchen Spanne Zeit zwischen einem Heben und Senken der Lider aus einem brechenden Auge. Eine Welt ist untergegangen, eine andere ist erwacht, ein beglänztes Tal war da, und eine finstere Höhle des Grauens wird sein zwischen einem und dem nächsten Nu. Sie hatte ihn nicht einmal zornig anblitzen oder mit Worten zurechtweisen können. Sie floh nur und zitterte und schaute blaß und rot und hatte nicht einmal Zeit, zu weinen. Dann eilte sie schon aus dem Zimmer, und er konnte kein einziges Wort mehr mit ihr reden. Was war besser, einmal vor einer Frau lächerlich oder für immer vor sich selbst? Verflucht! Was wollte sie von ihm? Warum ließ sie ihn nicht in Ruhe? War denn der Vorfall nicht überhaupt eine ganz gewöhnliche alltägliche Sache, die jedem hundertmal zustoßen konnte, würde er in einem ähnlichen Falle mit einer anderen darum seither auf einmal anders handeln? Gibt es ein Mädchen, das nicht weiß, wozu seine Schönheiten da sind, was sie sagen und meinen und was ein Mann darauf antworten muß? Tauschen solche Gelegenheiten etwa Verse aus oder Seufzer?

Und doch hatte sie das alles nun einmal nicht verstanden! Ihre Sprachlosigkeit war ja das Entsetzliche! Daß sie erst nachmals verstand, was sie gesagt hatte, ohne es sagen zu wollen! Und jetzt, da sie es wußte, konnte er mit ihr nicht reden. Er mußte sie wiederfinden, er mußte sie trösten, beruhigen, sich rechtfertigen, entschuldigen. Kann man sich übrigens entschuldigen: ist man nicht, wie man ist, war sie nicht, wie sie war? Kann eine Wolke sich entschuldigen, die eine Sonne verfinstert,

ein Mann, der ein Mädchen betrübt, weil er Mann und weil sie Weib ist?
Aber er könnte sie wenigstens wieder unbefangen machen, ihr ihre schöne Arglosigkeit wiedergeben!
Er sprang auf, zog seinen Waffenrock an, schnallte den Säbel um, trat fest auf und ging in die Gegend, wo sie wohnte, denn er hatte herausgebracht, daß und wann sie ausging. Er spazierte auf der Mariahilferstraße und wartete, bis sie kam. Sie wanderte Arm in Arm mit ihrer Mutter, nie ging sie allein. Täglich hoffte er, sie würde einmal allein gehen und er sie ansprechen können, aber das ereignete sich nie. Immer gingen die beiden wie Schwestern Arm in Arm, von weitem schon zu erkennen, leicht, ruhig, unbefangen, er sah Corona mit der Mutter plaudern wie ein zärtliches Kind. Dann grüßte er ehrerbietig, das heißt, wenn sie ihn anschauten, sie bemerkten ihn aber meist gar nicht oder taten wenigstens so, dann konnte er nicht einmal seinen Gruß anbringen und ging sporenklirrend, ein armseliger Held, unverrichteter Dinge davon. Wenn sie aber doch aufsehen und ihn bemerken mußten, dankten sie fremd, und Corona sah ihn unbekannt an, als wüßte sie nicht, wer er sei, als hätte er sie nicht in seinen Armen gehalten und — einen kurzen Augenblick lang — geküßt, eingeatmet und verführt, denn so war es gewiß, er hatte sie besessen, wenn sie ihm auch entgangen war. Irgendwie waren sie beide für einander bestimmt. Sie mußte ihn ebenso verlangen, wie er sie, es konnte nicht anders sein, wenn es eine Sprache des erfüllten Augenblicks gibt und wenn ein Mensch um den andern weiß. Warum senkte sie den Blick, warum vermied sie, ihn anzuschauen, warum bog sie den Kopf zur Seite, wenn er kam? Es war entschieden zwischen ihnen, sie gehörte ihm, wenn sie sich auch ein Leben lang von ihm fernhielt und hundert Gassen weit wegblieb, und wenn er sie nie mehr sah, und wenn sie ein anderer bekam. Sie mochte sich in die Mutter einhängen, so eng sie wollte! Da, auf der Mariahilferstraße, vor tausend unwissenden Zeugen, umarmte er sie wieder, war sie wieder bei ihm und konnte ihm nicht entfliehen! War er närrisch oder hatte er recht? Er hätte jede andere, gerade in Begleitung einer Mama, höflich ansprechen, ein Stück Weges begleiten, säbelklirrend alle Liebenswürdigkeit aufbieten, Witze erzählen, eine Begegnung beim nächsten Ball verabreden und ein paar Tänze vormerken lassen können. Warum ging er an

Corona vorüber und wagte nicht, was er sonst selbstverständlich gefunden hätte? Hatte diese tolle Bezauberung, die ihn zum Narren machte, kein Ende, was wurde aus ihm, wenn ihn eine solche Kinderei äffte und zum Knaben machte?
Er schrieb Corona einen Brief und bat sie um eine Unterredung, um ihr gnädiges Gehör. Er erhielt keine Antwort. Und als er ihr nachmals auf der Mariahilferstraße zu begegnen suchte, kam sie nicht mehr. Er hatte sie wohl von ihrem täglichen Wege vertrieben. Er lauerte jetzt vor ihrem Hause. Er sah zu ihrem Fenster hinauf, er stand stundenlang vor der Auslage einer Wirkwarenhandlung gegenüber ihrer Wohnung und wartete, ob er nicht einen Schimmer oder Schatten von ihr bemerkte. Bei Tage schämte er sich, so lange auf und ab zu gehen. Abends aber, wenn die Laternen angezündet wurden, patrouillierte er wie ein Wachtposten. Er sah oben Licht, sogar einmal einen Schatten an den Fenstern, dann wurden die Rouleaux zugezogen, und es war aus.
Corona hatte ihrer Mutter alles getreulich erzählt, sie hatte ihr auch den Brief gegeben. Mutter und Tochter hatten lange über die peinliche Angelegenheit gesprochen, beide unerfahren, gequält, was bedeutete dies alles? Frau Elisabeth fragte Corona, ob ihr der Offizier etwa gefallen habe. Das junge Mädchen errötete und lachte unbefangen, sie habe vordem an ihn so wenig gedacht wie an irgend einen anderen. Sie habe freilich gut mit ihm getanzt. Aber seit der häßlichen Begegnung denke sie allerdings an ihn, weil er ihr das angetan habe. Nicht, daß er ihr mißfalle, denn er sei doch ein ansehnlicher, hübscher Mensch, aber es sei ihr so eigentümlich zumute, als habe sie ihm nichts zu verzeihen und könne gleichwohl nicht einen Augenblick den Überfall vergessen, an dem sie doch keine Schuld trage, als höchstens, daß er da war, und daß sie da war, und daß sie etwas Freundliches getan habe, das er so häßlich vergolten. Es sei ihr zumute, als könne sie gar nicht mehr unbefangen unter Leute gehen und müsse immer an den Vorfall denken und bedauern, daß er sich gerade zwischen ihnen beiden zugetragen habe. Es scheine ihr, sie hätte einen anderen vielleicht ohne weiteres verachten oder vergessen und sich selbst und ihre Dummheit auslachen können. Aber ihn nicht. Nur wußte sie nicht, warum. Elisabeth schwieg und sah besorgt drein, runzelte die Stirn und schien nachdenklich. Sie wollten jede Begegnung vermeiden und über die Sache Gras wachsen lassen. Es würde

sich schon alles geben. Aber das Gras konnte nicht wachsen, denn immer traten harte Füße auf den wunden Flecken Erde, wo eine Jugend und scheue Unschuld ihr Kindergrab bekommen hatten. Eines Abends läutete es bei Frantzl, und ein Dienstmann brachte einen verschlossenen Brief, er solle ihn dem Fräulein Corona abgeben und auf Antwort warten. Kopfschüttelnd hielt Corona das Papier wie eine gefährliche Höllenmaschine zwischen den Fingerspitzen und reichte es ängstlich der Mutter. Sie fürchtete wieder einen ärgerlichen Versuch Wasserportens, zu ihr zu dringen, aber diesmal war es eine Visitkarte Raimund Hebenstreits mit der Bitte, ihm in Fräulein Coronas eigenem Interesse ein kurzes Gespräch zu bewilligen, er warte unten. Man schickte den Dienstmann hinab, der Herr möchte doch in die Wohnung kommen, man lasse ihn bitten. Nach einer Weile brachte der Dienstmann abermals einen Brief, Raimund könne unmöglich der liebenswürdigen Einladung Folge geben, ebenfalls aus Rücksicht für Fräulein Corona, er müsse vielmehr dringend bitten, sie möchte nicht verschmähen, ihn zu ihrem eigenen Besten einer kurzen Zusammenkunft zu würdigen.

Elisabeth sah ihre Tochter fragend an, Corona gab ihr ratlos den Blick zurück. Sie hatte vor diesem fürchterlichen Menschen Angst, man wußte ja nie, war er ein Narr oder bei Trost und stiftete nur, ohne es zu wollen, Unruhe und Verwirrung. „Du kannst ihn doch nicht wegschicken, wer weiß, was er Wichtiges zu sagen hat. Vielleicht handelt es sich gerade um uns?"

„Soll ich also gehn?"

„Ja, ich stehe hier am Fenster und schaue hinunter. Du gehst nicht weiter, als ich dich sehen kann, mein Kind. Und sag' ihm nichts, höre ihn nur an."

Corona warf einen dichten Schleier um und trat, so verhüllt, mit einem ängstlich grüßenden Kopfnicken vor Raimund Hebenstreit. Der zeigte groß und dürr ein ernstlich feierliches Gesicht, seine gestielten wasserblauen Augen wanderten auf ihr herum und maßen sie von oben bis unten. „Wundern Sie sich nicht, daß ich Sie überfalle. Sie haben Feinde."

„Ich habe niemand Böses getan!"

„Eben darum. Übrigens, Sie sind auf der Welt, also haben Sie Feinde. Haben Sie es denn nicht bei uns gemerkt, am letzten Abend? Da ist irgend etwas nicht in der Ordnung gewesen."

Corona schwieg. „Sie brauchen mir gar nichts zu sagen, Fräu-

lein. Sie haben gewiß nichts Böses getan. Sie sind nur gewesen, wie Sie sind. Das ist genug, wenn andere anders sind. Haben Sie wirklich nichts gemerkt? Alle Wände haben doch Augen, alle Wände haben doch Mäuler, alle Menschen haben Zungen, die stechen, und Köpfe, die lauern, und Münder, die Seelen fressen. Es ist sehr übel, wenn man auf der Welt ist.“ Er knackte die Fingerknöchel zusammen und schien ihr Geräusch zu belauschen.

Corona schwieg.

„Ich komme nicht, um Ihnen das zu sagen; was Sie von der Welt glauben, ist Ihre Sache. Sie können meinetwegen denken, es geht Sie nichts an. Aber wenn es schwarz auf weiß geschrieben steht, wenn die Wände zusammenkriechen und einen erdrücken wollen, der zwischen ihnen steht und weiter nichts tun kann, als da sein, wird es für ihn unangenehm. Haha! Lesen Sie keine Zeitungen? Keinen Inseratenteil? Nicht? Ei, das ist schade, es ist eine interessante Lektüre. Sie sollten unbedingt diese kleinen Anzeigen lesen, denn da wird man angezeigt. Jeder Abonnent kann um vier oder sechs Kreuzer bei der Gerichtsverhandlung mitreden, die einen andern vom Leben zum Tod bringt, und der Betroffene weiß gar nichts davon, heißt, wenn er den Inseratenteil nicht liest. Das kommt Ihnen wunderlich vor, es ist aber so. Fürchterlich närrisch und noch viel schrecklicher, als etwa ich zum Beispiel. Setzen wir den Fall: Sie haben einen Todfeind. Sie brauchen ihn gar nicht zu kennen, oder sie halten ihn für einen arglosen, dummen Kerl, oder Sie wissen gar nicht, daß er es auf Sie abgesehen hat. Wie Sie vorhin zu bemerken geruht haben, Sie hätten ja keinem Menschen etwas Böses getan. Als ob das nicht gerade der beste Grund wäre, Ihnen etwas Böses zu tun, denn das grundlose Böse, das man stiften kann, so recht vom Herzen, das schmeckt am besten. Komisch, nicht wahr, aber so ist es. Hi hi! Wollen Sie wetten, wollen Sie es einmal versuchen? Oder nein, ich erschrecke Sie, Sie brauchen nichts Böses anzustellen, gewiß nicht, die Frau Mama kann oben am Fenster ganz unbesorgt sein. Hören Sie nur! Dieser N. N. oder P. T. oder X. X. spaziert also in ein Inseratenbureau und gibt „fünf Zeilen Petit“ auf, an der Kassa, gegen bar, das kostet eine Krone oder zwei, was weiß ich. So ein Anschlag ist heutzutage billig. Sie schauen mich an wie einen ganzen Narren. Warten Sie!

Ich erkläre es Ihnen gleich, Sie verstehen nicht einmal die Zeitung, das kommt, weil Sie den Inseratenteil nicht lesen. Bildungslücke, gnädiges Fräulein! Wozu lernen wir denn lesen? Um Inserate zu verstehen. Wozu lernen wir denn schreiben? Um Inserate aufzugeben! Hi hi! Vor ein paar hundert Jahren hat es Bravos gegeben, wissen Sie, was das Wort bedeutet? Ach ja, das haben Sie schon in der Geschichte gelernt. Ein Bravo war ein Kerl, der zu allem fähig und bereit war und einen Dolch gehabt hat. Den Bravo konnte man mit seiner Waffe und seiner ganzen Mordbereitschaft ohne Scham und Gewissen, für hundert Dukaten oder weniger, je nachdem gerade die Nachfrage stand, es gibt einen Kurs für den Mord wie für eine Aktie, man konnte ihn also kaufen, um einen Feind umzubringen, in einer dunkeln Gasse kaltzumachen, eiskalt, so kalt wie meine Hände. Ja, also was wollte ich sagen? Ich verwickle mich in mir selber, kurz und gut, ein Bravo war auf diese Art selbst bei niedrigem Kurs noch teuer genug, und ein Mord immerhin ein kostspieliges Vergnügen, die heutige Zeit macht es billiger und ohne Blut noch dazu, wir sind human, hi! hi! hi! hi! Komisch, nicht wahr? Es fließt nur Druckerschwärze, kostet bloß eine Krone und bringt einen Feind auch um, moralisch versteht sich, aber das tut nicht weniger weh. Im Gegenteil. Die Moral tut am meisten weh. Das gewöhnliche Messer ins Herz ist ein schneller Spaß dagegen. Die Moral schmerzt ein Leben lang, wenn sie einen Stich bekommt. Diese Bravos waren gemütliche Mörder gegen unsere humanen Inseratenbureaus. Sie wissen nichts davon, gut, solange ich meine Moral nicht kenne, tut sie nicht weh. Das Unglück ist nur, daß jeder Beliebige meine Moral anrühren darf, dann spüre ich sie gleich bis in die Knochen, bis ins Herz und habe das Gift im Leibe und bringe es nicht mehr aus meinem Blut. Das ist eine Art von Ansteckung. Die Ärzte haben sich damit noch nicht abgegeben. Weil der Bazillus davon gar nicht erst gesucht zu werden braucht. Die Ärzte finden ja nur, was es gar nicht gibt, das, was jeder weiß und kennt, suchen sie nicht weiter. Aber gerade das Selbstverständliche ist die schlimmste Krankheit. Unsere moralischen Wehwehs sind ärger als ein Fieber oder eine kleine Influenza oder ein bißchen Lungenentzündung oder sonst eine körperliche Sache. Na, schön. Also ein Kerl gibt ein Inserat auf, oder er geht in ein Auskunftsbureau und verlangt eine ganz

diskrete Information über Sie, zu Heiratszwecken, oder ob er Ihnen fünfhundert Gulden anvertrauen kann, oder was Ihre Herrn Eltern eigentlich für Leute sind, und eine Gesellschaft, die Sie gar nicht kennt, der Sie nichts angehen, kundschaftet prompt Ihre Zustände aus, erforscht Sie wie ein Stück Ware oder wie eine Kuh auf dem Markt und beschreibt Sie, schwarz auf weiß und hat Ihre Ehre aufgezeichnet wie eine Erdkunde oder einen Viehbefund und ein Warenattest. Und damit sind Sie fertig. Gemordet! Bloß daß Sie kein Geheimnis mehr haben, macht Sie ja tot, bloß daß ein Inserat Sie öffentlich angehen, zu irgend einer Sache überreden, Ihnen ein Kompliment machen, Ihnen ein Rendezvous antragen darf, ohne daß Sie etwas davon wissen, macht Sie ja zum Opfer jedes Beliebigen, es liefert Sie aus, Sie sind in jedem Munde, der von Ihnen schwatzen will, Ihre Ehre liegt in einem Stück Papier nackt und schmutzig im Kot, daß keiner sie mehr aufheben mag. Ob Sie zu dem Rendezvous kommen, ob Sie die hübsche Zumutung auch nur ahnen, ob Sie Ihre Möbel verkaufen wollen, ob Sie Staatsgeheimnisse auf diesen gedruckten Antrag hin ausplaudern möchten gegen hohe Bezahlung, ob Sie irgend etwas von dem zu tun gedenken könnten, was Ihnen zugemutet wird, selbst wenn Sie so weit kämen, derlei Inserate zu lesen und auf sich zu beziehen, ist einerlei. Sie denken gar nicht daran, zu Markt zu gehen, Sie haben niemand etwas getan, nicht wahr? Sie wollen gar nicht heiraten, es ist also gar kein Anlaß, Ihre Mitgift auszuforschen oder die Familie Ihrer Herrn Eltern nachzuprüfen. Macht nichts! Ist gar nicht eigens notwendig. Es braucht nur dem Herrn N. N. oder der Dame X. X. oder P. T. einzufallen, sich's eine Krone Inseratengebühr oder Auskunfteivorschuß kosten zu lassen, um Ihre Moral anzurühren, bloß aus Spaß und zur Unterhaltung, um zu fühlen, ob sie so seidenweich und flaumzart ist, wie sie ausschaut. Denn Ihre Moral schaut so aus wie Ihr Gesicht. Vielleicht braucht wer Näheres über diese Moral, um aus dem Nichts einen hübschen, spannenden Roman zu machen und zu sehen, wie sich die Angelegenheit entwickelt. Jedermann hat es in der Hand, Sie hinzustellen, als ob, Sie zu behandeln, als wie, Ihnen zuzurufen: Aha! Und vielleicht bin ich, sind Sie schon hundertmal auf diese wohlfeile Art verraten und ausgeboten worden, an allen Straßenecken, in allen Tabaktrafiken verhandelt. Vielleicht

sind Sie schon lange tot, weiß ich, wer es sich und wie oft eine Krone hat kosten lassen, um Sie umzubringen, ohne daß Sie es auch nur wissen. Und wenn Sie es erfahren, ist es zu spät. Die Leute wissen es längst. Sie schauen Sie gar nicht mehr so an wie einen unschuldig lebenden Menschen, sondern von oben herab oder durch und durch, oder von der Seite wie einen Toten, den man nicht mit dem Fuße stößt oder den man nur eben mit dem Fuße stößt. Sie können sich das gar nicht erklären, Sie wissen ja gar nicht, daß Sie bereits tot sind. Sie sind's aber längst und gründlich. Und alles um eine Krone, eine Krone fünfzig, zur Unterhaltung eines N. N. oder P. T. oder X. X. Sie selbst können sich Ihrerseits auch den Spaß machen. Jedes Inseratenbureau ist bereit. Die Zeitungen leben davon. Sie haben keine Ahnung? Sie schauen mich an wie einen Narren? Nun, ich gebe ja zu, ich bin nicht ganz so gescheit wie die anderen Leute, die wärmere Hände haben, aber ich weiß immerhin manches, und Sie tun mir leid, Fräulein Corona. Sie sind gut. Was haben Sie auf der Welt zu suchen? Wollen Sie tot herumgehen und sich daran gewöhnen? Nun, ich habe Ihnen einen solchen Schwarz-auf-Weiß-Mord mitgebracht. Lesen Sie ihn. Denken Sie nach, wer Ihnen das getan hat. Wer an Ihrem Tod in Druckerschwärze ein Interesse hat. Sie werden schon darauf kommen. Vielleicht können Sie sich schützen? Man soll es doch wissen, wenn man einen Dolch zwischen die Rippen bekommt. Besser, Sie erfahren rechtzeitig wie und wo, als Sie merken es zu spät, daß Sie irgendwie totgemacht sind. Die Leute haben eine so arge Manier, einen zu behandeln und fühlen zu lassen, daß er tot ist. Sie gehen selbst etwa längst als verfaulte Leichen herum, was die Moral betrifft, und haben sie selbst umgebracht, ohne daß erst ein anderer ein Inserat aufzugeben brauchte, aber just darum sticht ihnen ein unschuldiges Stück Leben, ein recht moralisches Ungefähr am ärgsten ins Auge. Sie können nur lauter Leichen um sich sehen und vertragen, und wenn sie sich schon selbst verachten müssen, möchten sie jeden andern auch verachten dürfen. Es soll nur Tote im Leben geben. Die Lebenden sollen Unrecht behalten und draufgehen. So ist es. Das habe ich Ihnen sagen wollen, es braucht's niemand weiter zu wissen. Man bekommt statt eines Dolches ein Stück Zeitungspapier zwischen die Rippen, und man spürt es moralisch. Die Moral

hat uns nämlich noch zu allem übrigen gefehlt. Wir verschärfen unsere Todesarten, je unblutiger und schmerzloser wir sie machen, um so öfter können wir sie erleiden. Darauf kommt es an, auf ein recht dauerhaftes Sterben. Da capo in infinitum. Nun, nichts für ungut. Ich küß die Hand.“ Damit wandte er sich schwerfällig um, machte eine Verbeugung, drückte Corona ein Zeitungsblatt in die Hand, zog mit einer weiten Bewegung den Hut und stelzte davon.

Corona, welche die ganze Zeit geschwiegen hatte, nicht nur weil sie den Rat ihrer Mutter befolgen wollte, sondern weil sie von seinem verwirrten Gerede betäubt und ängstlich war, hätte jetzt doch fragen mögen, was er denn meine und warum er ihr das alles gesagt habe. Aber er wartete ihre Überlegung nicht ab, sondern ging so plötzlich, wie er gekommen. War er ein guter oder ein böser Narr, jedenfalls tat es weh, wenn er mit einem redete, und Corona spürte einen Schmerz, eine schwere Ahnung von Kummer, die er ihr verursacht hatte, indem er ihr wohlwollte. Sie war ganz beklommen und schlug das Blatt um, auf dessen letzter Seite sie eine rot bezeichnete und eingeränderte Anzeige fand. Sie wollte sie gleich hier unter der Laterne lesen. Da fühlte sie sich plötzlich beobachtet, blickte unwillkürlich auf, sah ein bekanntes lächelndes Gesicht, einen dunkeln Kopf mit dunkeln Augen und weißen Zähnen, der sich vor ihr grüßend neigte. Wasserporten stand hinter ihr. Er sprach etwas, sie hörte aber gar nicht, was er sagte, sondern rannte rasch davon, ins Haus, über die Stiege hinauf, öffnete atemlos wie auf der Flucht die Tür, schlug sie hinter sich zu, stürzte ins Zimmer, fiel gerettet, nein getroffen auf einen Stuhl und fing hoffnungslos zu schluchzen an, den Kopf in beide Arme vergraben, über den ganzen Körper zitternd.

Ihre Mutter stand hinter ihr, gleich fassungslos, und legte nur, mit stillen Tränen in den Augen, ihre Hand auf das kindliche blonde Haupt.

„Unvergeßlicher Augenblick! Unschuldige Königin, aus Anbetung gekränkt, aus Bewunderung beleidigt, wolle vergeben und dem unglücklichen Schuldigen Gelegenheit vergönnen, Verzeihung zu erbitten. Nur einmal ein Wiedersehen. Unter A. B. im Auskunftsbureau des Blattes.“

Die beiden Frauen lasen bestürzt diese Zeilen. Raimund Hebenstreit mochte recht haben. Dies konnte auf den unglück-

lichen Vorfall in seinem Hause anspielen, freilich ebensogut auf einen unbekannten anderen zweier anderer beliebiger Menschen. War Corona denn die einzige, die gekränkt werden konnte? Sie suchten das Datum der Zeitung. Es war schon ein älteres Blatt, vor ein paar Tagen erschienen. Das bot keinen Anhaltspunkt weiter. Merkwürdig nur, daß Wasserporten gerade aufgetaucht war, als Corona die Zeitungsnummer in die Hand bekam und las. Hatte er sich des Narren bedient, um sie darauf aufmerksam zu machen? Waren die beiden einverstanden? Dazu schien Raimund zu aufrichtig, Wasserporten doch nicht wohl fähig, denn es wäre gar zu unwürdig gewesen. Immerhin konnte er, da Corona auf keine Weise seine Bitten erfüllte, ihm Gelegenheit zur Aussprache zu geben, eine solche Anzeige versucht haben. Raimund Hebenstreit kam etwa zufällig darauf und bezog mit dem Scharfsinn seiner Narrheit das Inserat auf diesen Vorfall, den er wohl ahnte. So besorgte er vielleicht, ohne es zu wollen, die Geschäfte Wasserportens und half ihm, indem er Corona aufmerksam machte. Hatte Corona oder vielleicht Wasserporten jemand andren, der ihnen einen Possen spielen wollte? Wen konnte es freuen, eine solche Sache anzufangen, besonders wenn er gar nicht wußte, ob das Inserat gelesen werde und derjenigen auch wirklich vor Augen kam, die es eben sehen und lesen und auf sich beziehen mußte, damit die Absicht gelang, sie zu verwirren und zu betrüben. Aber darauf konnte der unbekannte Anstifter schon rechnen. Der, dem eine solche Anspielung galt, wurde immer irgendwie darauf aufmerksam gemacht. Irgend ein guter Freund zeigte schon mit Fingern auf die Stelle, und der Anstifter saß in seinem Winkel, im Hintergrunde, und wartete auf das weitere.
Corona lächelte, nein, es konnte sich doch nicht auf sie beziehen, wer hätte so viel List und Bosheit aufgeboten, um sie zu kränken, wenn nicht Wasserporten, aber in guter Absicht, die Zeilen hatte einrücken lassen? Wer wußte denn sonst von ihr? Sie lebten doch so still und von allen Menschen fern.
Elisabeth fragte: „Und Raimund Hebenstreit selbst?"
„Der sollte mich dann noch besuchen, um mich darauf aufmerksam zu machen und so teilnehmend zu tun?"
„Gerade dann. Wie du ihn mir schilderst, ist er ja ein bösartiger Narr. Er kann sogar aus irgend einer guten Absicht etwas so Schlimmes ausgesonnen und angestellt haben."

„Du meinst, er erfinde sich derlei, um etwas anzustellen und weiterzuverfolgen?

„Er könnte damals irgendwie doch nur ungenau beobachtet haben, was vorgefallen ist und jetzt auf die Spur kommen wollen. Es läßt ihm vielleicht keine Ruhe, daß nichts geschehen soll. Wie steht er denn mit Wasserporten?“

„Ich habe keine Ahnung. Doch wohl wie mit den anderen Gästen seines Hauses. Sie bemerken ihn ja nicht sehr. Jeder läßt ihn möglichst weit links liegen. Es ist ja auch kein Vergnügen, mit ihm zu reden, gar mit ihm zu tanzen.“

Die beiden Frauen trugen schwer an diesem armseligen peinlichen kleinen Ereignis.

Sie hatten sich vordem wahrlich am allerwenigsten um den Inseratenteil der Zeitung gekümmert. Daß diese kleinen Anzeigen auch zu anderem dienen sollten als alte Sachen auszubieten oder zu fordern oder Stellen zu suchen oder auszuschreiben, war ihnen vordem ganz unbekannt gewesen.

Seither stürzte sich aber besonders Elisabeth, irgendwie entzündlich und empfänglich für das eigentümlich Rätselhafte dieser angedeuteten Schicksale, dieser abenteuerlichen Begegnungen, anspielenden Briefe, zwischen den Zeilen zu lesenden Bekenntnisse, glühenden Versprechungen, abstoßenden Zumutungen, zuckenden Abschiede, nachflehenden Hoffnungen, schon in aller Morgenfrühe auf das Blatt, um zu suchen, ob sie nicht aus einer neuen Anzeige etwa einen neuen Anhaltspunkt herauslas. Es war, als ob sie wirklich aus dem Hinterhalt eine Wunde empfangen hätte, die sie nun selbst stündlich spürte, und in der sie wühlte, um sie zu spüren. Sie kam nicht mehr zur Ruhe. In der Tat verging kaum eine Woche, wo nicht irgend ein solches Inserat mehr oder minder passend auf Corona, auf ihre Gewohnheiten, auf ihren unschuldigen Abendweg, auf jene Gesellschaft im Hebenstreitschen Hause, auf Wasserportens Versuch, sich zu rechtfertigen und das Mädchen wiederzusehen, auf Raimunds Warnungen, auf diese und jene Einzelheit bezogen werden konnte. Freilich mochte es ebensogut ganz fremde Ereignisse meinen und auf andere Menschen anspielen, aber Elisabeth sah in jedem Augenblick ihr Kind in seiner Ehre bedroht, seine Unschuld durch schlüpfrige Anspielungen und Zumutungen gekränkt. Sie stand vor einem furchtbaren unheimlichen Rätsel, das ihr täglich höher über den Kopf wuchs, je mehr sie danach fragte, je mehr

arge Züge sie dazu beitrug und sammelte. Corona, die ihr in allem gehorchte und von der Mutter, ihrem einzigen vertrauten Umgange, der einzigen Freundin und Gefährtin so abhängig war wie von einem stärkeren Willen, dem sie sich liebend fügte, begann nun ebenso nachzugrübeln, zu forschen, zu suchen und zu fragen wie Elisabeth. Sie konnten stundenlang über solche unscheinbare Anzeigen sprechen, jedes Wort davon um- und umdrehen und seine Zusammenhänge unwissend untersuchen, wie sie dem Täter auf die Spur kämen, wer Corona dies Üble meinen möchte, wie man neue Zumutungen vermeiden, Anspielungen ausweichen, künftige Bosheiten zuschanden machen könne.
Elisabeth vermochte nicht mehr, wie es einzig richtig gewesen wäre, die Sache auf sich beruhen und einschlafen zu lassen, sie suchte in ihrer Aufregung alle Menschen und Gelegenheiten auf, wo sie einen Anhaltspunkt für ihre Vermutungen zu finden hoffte. Zuerst die Doktor Mainone. Sie teilte ihr freilich nicht den eigentlichen Vorfall mit, der dem ganzen weiteren Verlauf zugrunde lag. In echt weiblicher Scheu glaubte sie, die bloße Tatsache möchte genügen, daß ein Offizier im Hebenstreitschen Hause sich ihrer Tochter unziemlich genähert und nachmals auch auswärts vergeblich gesucht habe, ihr zu begegnen. Darauf seien diese Anzeigen aufgetaucht, die zuerst bloß von ihm und für ihn zu sprechen, bald aber wie zum Hohn von allen möglichen Seiten herzurühren geschienen hätten.
Die Doktor Mainone hörte die Erzählung mit leidenschaftlicher Teilnahme, ganz Feuer und Flamme an. Das war etwas für sie! Das stachelte ihren Sinn für alles Böse an und zugleich ihre großartige moralische Entrüstung gegen alle gedachten Bösen außerhalb. Sie glühte vor Aufregung und Begeisterung. Ihrer geliebtesten Corona konnte so etwas geschehen! Wer konnte einem so unschuldigen Geschöpf etwas so Arges zudenken? Schließlich sank aber, je mehr sich alle Spuren verwirrten, ihre Lust an der Sache, ihre Fiebertemperatur auf das normale Maß herab, und Frau Elisabeth fand sich genau so klug wie zuvor und konnte ihren Unwillen kaum unterdrücken, als ihr die Mainone am Ende gar die Sache selbst auszureden versuchte, sie solle sie sich mindestens nicht zu Herzen nehmen, aber Frau Mainone wolle fernerhin auf der Hut sein, ihr entgehe derlei nicht so leicht, sie würde schon noch darauf kommen und so weiter.

„Mein süßes Herz, meine einzige Corona, meine Sonne, meine Wonne, mein Glück auf Erden, wie wir daheim sagen," — damit umarmte sie Corona —, „wer könnte dich kränken, wer möchte dir etwas Böses zufügen, du Schatz voll Güte, du Perle von Unschuld, du blonder Zauber des lieben Gottes! Das bildest du dir doch nur ein in deinem bescheidenen Angstherzchen, du bist dir wohl selbst zu schön, Wonne meines Herzens, so daß du dich mit irgend etwas Argem kränken mußt, damit dich die Welt nicht fremd ansieht. Nein, meine Liebste, Schönste, wer sollte dir etwas antun mögen, Herzchen, du Augentrost, du Stern auf Erden, du mein Blumenangesicht und Hoffnungsstrahl. Nichts kann dir geschehen, sei getrost und lache darüber."
Was aber die Generalin Hebenstreit betraf, so war sie die klügste, feinste Dame, die man sich denken konnte, gerecht wie eine Goldwage und liebevoll gegen alle, die sie gut befunden hatte. Wie konnte man ihrer Gastfreundschaft und heiteren Lauterkeit des Gemütes, der Bildung ihres Herzens etwas Böses zumuten! Sie ahnte gewiß nichts davon. Hätte denn sie, die Doktor Mainone, wenn es auch nur entfernt anders gewesen wäre, ihren einzigen Schatz, ihr allergeliebtestes Krönchen, die Zuversicht ihrer Seele, in das Hebenstreitsche Haus gebracht? Dafür trüge doch sie selbst alle Verantwortung. Nein, dem Hebenstreitschen Hause durfte man nichts Arges zutrauen, das waren untadelige Menschen, weitherzige Naturen ohne List und ohne Makel.
Frau Elisabeth und Corona zogen sich so klug wie zuvor aus dieser stürmischen Flut von Begeisterung, unverbindlicher Liebe und zweckloser Teilnahme zurück.
Die beiden Frauen kamen so, von unsichtbaren Feinden, von der eigenen Unrast gehetzt, reinen Gewissens, doch wie Schuldige, arglos, aber wie Übeltäterinnen endlich dazu, irgend eine Lösung herbeizuführen, durch irgend eine Aussprache sich zu befreien und den Frieden wiederzugewinnen.
Die Mutter selbst faßte den wunderlichen Gedanken, Corona möchte sich mit Wasserporten einmal aussprechen, ihn auf Ehre und Gewissen fragen, was er meine, ob und warum er sie verfolge und es auf sie abgesehen habe.
Der törichteste, schier unglaubliche Einfall, gegen Coronas Scham und innerstes Widerstreben und doch eben darum eigentümlich verlockend, entsprach doch wieder ihrer Offen-

heit und ihrem geraden Wesen. Darum fand ihn auch Corona schließlich natürlich, selbstverständlich, als hätte sie längst dieses Einfachste tun müssen, einem Menschen, der darum bat, sich erklären zu dürfen, eben diese Gelegenheit zu geben. Ein Gespräch mit ihm mußte allem ein Ende machen. So antwortete sie ihm denn nach mehr als einem Monat auf seinen Brief und gestand ihm mit Wissen und Willen ihrer Mutter eine Unterredung zu. Sie bestellte ihn — auch die Wahl von Ort und Zeit entsprang ihrer beider Unerfahrenheit — an einem Vormittage in den Schönbrunner Park, ins Parterre vor dem Schloß, weil man am Vormittage dort wohl am wenigsten Bekannte treffen mochte, und selbst wenn man wider Erwarten gesehen wurde, bei einem Spaziergange gerade dort von ungefähr einander begegnet sein konnte.

Wasserporten war aufs äußerste überrascht und erfreut, als er mit dem Brief die Erlaubnis erhielt, die er gar nicht mehr erhoffte, sie brachte alles Feuer in ihm wieder zum Aufflammen; so hatte er doch auf seine Weise recht gehabt und behalten! Nun galt es nur, mit aller Vorsicht zu handeln, das zarte Mädchen nicht zu erschrecken, sie zugleich kühn und mit Rücksicht, entschlossen, aber fein zu nehmen, sie desto sicherer und für immer zu gewinnen. Alle Zweifel an sich selbst, an seinem Tun und Denken, an seiner Art zu leben, die Frauen zu behandeln, waren verschwunden, er hatte recht, er war vor sich selbst wiederhergestellt, seine Ehre frei und stolz wie je, er brauchte sich nicht mehr vor sich zu schämen. Er hatte sich seit damals von der Gesellschaft zurückgezogen und still verhalten, als hätte er Schulden, nun erschien er, doppelt munter, strahlend vor Jugend und Heiterkeit unter den Kameraden und, am Abend vor der Zusammenkunft zechte er fünf andere unter den Tisch. So bereitete sich Wasserporten auf das Zwiegespräch vor, das Corona schlaflose Wochen verursacht hatte. Sie sah blaß, übernächtig und kummervoll aus, als sie sich anzog, um den harmlosen Spaziergang anzutreten, wo sie dem Mann zufällig begegnen wollte, der ihr die Ruhe aus ihrem Herzen gebrochen hatte. Es war eine ganz gewöhnliche, ganz einzige Situation, die man nur in den hergebrachtesten Romanphrasen erzählen kann. Es geht nämlich im Leben öfter als man glaubt, genau wie in den hergebrachten Romanen zu, denn seine Erfindung ist einfältig, wenn es sich um einfältige Helden handelt, und nur die Einzel-

heiten und die Ergebnisse gehen dann freilich abenteuerlich genug aus, wenn es sich auch nur um geringe Herzen, um enttäuschte Hoffnungen, um nie gefundene Befreiungen, mit einem Wort, um ganz armselige Schicksale handelt, die nur selbst von sich soviel Aufhebens machen. Diese kleinen Ereignisse betreffen nämlich immer ein Menschenleben und das nimmt sich bei aller Bescheidenheit immerhin gern wichtiger, als es eigentlich berechtigt wäre, den anderen kleineren oder größeren Menschenleben gegenüber.

Corona kleidete sich sorgfältig an, Elisabeth half ihr dabei, als ob sie ein Opferlamm für den Altar herrichtete. Ihrer beider Hände zitterten, sie waren rot im Gesicht und vermieden, von der Sache selbst zu reden, die sie beide erfüllte. Corona nahm ein schwarzes Kleid mit schwarzer Jacke, sie hatte die Trauer um den Großvater noch nicht abgelegt, so stand ihr und diesem Anlaß die unscheinbare Tracht doppelt recht an, ihr blondes Haar verschwand völlig unter dem schwarzen Hut, ihr blasses Gesicht unter dem dichten Schleier. Man sah nicht einmal, wie herrlich sich ihre weiße, rosige Haut von dem Schwarz abhob, denn der Schleier verdeckte sie. Corona verhüllte ihre Schönheit mit Willen und wie von ihr gequält, als von einer schmerzlichen Schuld — so versteckt verletzte Scham ihren Vorzug in eine Nonnenvermummung —. Sie kleidete sich langsam an, Stück um Stück, als wollte sie die Begegnung, die sie selbst herbeigeführt hatte, nun verzögern, gar vermeiden. Endlich war sie fertig. Sie zog langsam die schwarzen Handschuhe an, und so nahm sie von der Mutter Abschied, die ihr noch auf den Treppenflur folgte, ihr schweigend, zärtlich nachblickte und sich über das Geländer beugte, um sie zu sehen, solange sie noch, Schritt für Schritt, die engen Handschuhe zuknöpfend, hinabging.

Vorfrühling in Schönbrunn! Corona trat durch das Gittertor bei den Obelisken und ging an den behelmten Gendarmen vorbei durch den weiten Vorhof, das zugleich niedrige und großartige gelbe Schloß vor sich. Die Türen, die sie in die weiße Durchgangshalle mit dem sauberen Stöckelpflaster einließen, diese Halle selbst drückten auf sie, das Haus, obgleich Palast und fürstlich, wirkte eng und klein und schien über dem Eingehenden eine ungeheure Last aufzubauen, man eilte, auf der anderen Seite endlich ins Freie zu kommen. Der Blick war

dann ins Weite entlassen, er sah auf das matte, graue Parterre von Rasen, wo wohlgeordnete, noch unbesetzte umgestochene und sorgfältig gehäufte Erdhügel die genau abgezirkelten Figuren bildeten, welche später mit den freudigen Blumenmustern besetzt werden sollten. Rechts und links, aber weit genug, um die Größe des freien Raumes nicht zu hemmen und ihn nur wie einen eigentlichen Natursaal unter der Decke des bewegten Himmels abzuschließen, zogen sich die schwarzen, noch unbelaubten Wände der beschnittenen Buchen hin, der Blick reichte bis zu jenem mäßigen Hügel, der von der Gloriette gekrönt war. Ihre hohen, offenen Tore mit dem Gesims, mit den Waffentrophäen ließen durch die mächtigen Bogen den Himmel grau und schimmernd hindurchleuchten und das Auge gleichsam in das Jenseits der unendlichen Lüfte und Wolken eingehen, während die springenden weißen Pferde, die reißenden Flußgötter in ihrem Taumel den Beschauer lachend zu verwirren suchten, als wollten sie die jauchzende Nähe der Gegenwart dem aufwärts und jenseits schweifenden Sinn machtvoll entgegenwerfen. Das gleiche Widerspiel von Weite und Nähe drückten die bewegten Sandsteingruppen aus, welche, längs der lebendigen Mauer der gestutzten Bäume in kurzen Zwischenräumen angebracht, lauter mythologische Figuren zeigten in der leidenschaftlichen Bewegung, als wollten sie sich ihrem schweren Stein entringen, Nymphen von Faunen emporgehoben, Göttinnen sich der Umarmung von Göttern erwehrend und eben im Kampfe triumphierend, lauter Gleichnisse streitender Leidenschaft. Man umarmte mit einem grenzenlosen Erstaunen das unbegrenzte gemeinsame Leben aller, das eigene, das fremde, das einstige, das gegenwärtige, das eilende und verweilende, das flüchtige und unwiederbringliche, das im körperlichen Gedränge den Augenblick, den es von sich stößt, festhält, wenn man diese eingeschränkte Fläche mit dem kühnen Abschluß des durchsichtigen Ruhmestempels oben überschaute.
Der feuchte Kiesboden sank noch bei Coronas leichten Schritten ein und schien die Zögernde festzuhalten, auch der Ostwind, der mächtig in ihre Kleider, in ihren Schleier griff und sie zur Seite bog, verlangsamte ihren Weg. Sie wollte nicht Umschau halten, sie wollte sich ja bloß treffen lassen, doch erwartete sie ihn, sie kämpfte mit dem Wind, sie zog ihren Rock an sich, sie strebte durch den Widerstand des feuchten Bodens, des wehen-

den Sturmes, der kühn in den Bäumen rauschte, vorwärts gegen den großen Brunnen hin, den sie als eigentliches Ziel im Auge zu behalten suchte, bis Wasserporten plötzlich überraschend und unmittelbar vor ihr stand, aufrecht, die Hacken zusammenschlagend, den Kopf mit seinem eigentümlichen dunkeln Lächeln leicht neigend, die ganze Gestalt leise erklirrend. Sie neigte ebenso leicht, rasch den Kopf, aber sie erhob ihn nicht mehr, sondern hielt ihn gebeugt, solange sie mit ihm sprach. Er suchte ihren Blick durch den dichten schwarzen Schleier und durch die geschlossenen Lider hindurch.

„Dank, daß Sie mir vergönnt haben, was ich so lange vergeblich verlangt habe. Daß Sie diesen Augenblick so endlos haben aufschieben können! Haben Sie denn nicht wie ich Aufklärung gewünscht, mich anzuhören, mir zu verzeihen? Haben Sie denn nicht verlangen müssen, in aller Ihrer Güte, daß ich frei werde, ich war ja seitdem wie angebunden, gnädiges Fräulein."

Corona hielt das Haupt gesenkt und schwieg.

„Sie haben mich verurteilt, denn ich habe Sie damals gewiß schwer gekränkt und beleidigt. Das weiß ich sehr wohl. Aber haben Sie mir durch ihren Abscheu nicht schon genug angetan? Noch kein Mensch hat mich verachten dürfen."

Corona ging langsam, wie ohne Bewußtsein vorwärts, er blieb an ihrer Seite.

„Sie waren gerecht, Sie haben sich diese einzige Sühne nehmen dürfen, mich zu verstoßen. Es blieb Ihnen ja auch nichts anderes übrig, ich weiß es, denn Sie waren wehrlos, und ich habe Sie beleidigt.

Er wartete auf ein Zeichen, auf eine Gebärde. Corona hielt aber den Kopf gesenkt wie bisher und ging langsam weiter.

„Aber glauben Sie, damit hört die Geschichte auf, damit kann sie aufhören? Glauben Sie, daß überhaupt zwischen zwei Menschen, die, ich gebe es zu, durch eine solche Brutalität zusammengestoßen sind, jemals aufhören kann, was zwischen ihnen begonnen hat. Bevor uns das geschehen ist, uns, sage ich, denn was ich getan habe, ist auch mir geschehen, hat man denn eine Wahl, wenn man sinnlos wird, bevor uns das geschehen ist, bevor sich das zwischen uns zugetragen hat, bevor wir so zusammengehetzt waren, konnten wir uns suchen oder meiden. Aber nachher!"

Corona erhob unwillkürlich den Kopf. Wasserporten spürte diese ihre Bewegung im Nu und witterte das herrliche Opfer.

„Nachdem es geschehen ist, haben wir beide Macht übereinander, wir gehören zusammen, wir haben ein Erlebnis miteinander, das nicht mehr aufzuheben, nur zu verzeihen und glücklich zu machen ist, nachdem es unglücklich war. Denn diese Freiheit haben wir, das Verhängnis gut oder schlimm zu nehmen. Wenn Sie geschwiegen und mich ferngehalten und Ihre Erinnerung an mich eingegraben hätten, wäre das Verhängnis für uns beide elend geworden. Ich hätte es nie vergessen, das weiß ich, und Sie? Sie brauchen mir nicht zu antworten. Wenn Sie es vergessen hätten, Sie hätten an seinen Folgen nicht weniger gelitten, denn Sie haben mein Zeichen in ihren Gedanken. Was immer und mit wem immer Sie nachmals etwas erleben konnten, war mit mir erlebt, von mir bestimmt. Sie konnten meiner Gegenwart, aber Sie konnten nicht mir entgehen."

Sie standen vor dem Nymphenbrunnen, es blieb ihnen nur übrig, entweder umzukehren oder sich seitwärts zu wenden. Wasserporten lenkte unwillkürlich gegen den linken, östlichen, einsamen Teil des Parkes, sie schlugen den Weg in die Allee ein, von dem offenen Parterre weg.

„Sie fragen, ob es also in dem furchtbaren Belieben eines Mannes, eines rohen, eines unüberlegten, ich gebe es zu, eines gemeinen Menschen liegen kann, einen anderen reinen, makellosen, edeln, wunderbaren, ein Mädchen wie Sie in dem schuldlosesten Augenblick eines entsetzlichen Irrtums, für ein ganzes Leben lang zu bestimmen? Ich frage mich ja selbst, wie das möglich ist, was doch so wahr und sicher bleibt, wie daß wir beide hier beisammen sind und nebeneinandergehen. Es ist nicht anders: ein Augenblick, der zwei Menschen so zusammengebracht hat, macht ein ganzes unentrinnbares Leben aus. Haben Sie eine Wahl, was Sie denken und was Sie zu denken vermeiden wollen? Können Sie Ihren Erinnerungen ausweichen, können Sie ein Wort vergessen, das Sie früher nie gewußt und einmal endlich verstehen gelernt haben? Das ist aber erst ein bloßes Wort. Und Sie sollten einen Menschen, ein Erlebnis, etwas, was mit Ihnen geschehen ist, woran Ihre ganze Seele und Ihr ganzer Körper beteiligt waren, vergessen, auslöschen können? Nein, Fräulein Corona, was man erlebt, kann man nicht begraben. Es wühlt sich wieder herauf. Je tiefer man es

zugedeckt, um so tiefer wächst es hervor. Je mehr Sie mich vergessen wollen, um so mehr bin ich in Ihnen, bis Sie sich und mich freigeben und unser beider Grab öffnen, daß wir Licht bekommen und Luft atmen, glücklich leben dürfen wie heute und hier. Solange ich lebe, sind wir beide miteinander gefangen. Sie können mir, ich kann Ihnen nicht entgehen.
Sie sagen nichts, Sie antworten mir nicht, Sie schweigen und wissen doch, daß ich recht habe. Sie haben viel um mich leiden müssen, darum habe ich Abbitte tun wollen. Je länger Sie mir die Gelegenheit dazu verweigert haben, desto bitterlicher haben Sie gelitten. Seien Sie wieder Sie selbst, vergessen Sie nicht, was ich Ihnen zugefügt habe, denn das können und dürfen Sie nicht, aber verzeihen Sie es. Erklären Sie es mit dieser wunderlichsten Gelegenheit, mit diesem tückischen Augenblick, erklären Sie es doch mit Ihrer Schönheit, Fräulein Corona, die jeden Gedanken, auch den kecksten, jedes Verlangen, auch das gemeinste, begreiflich macht, allerdings nicht entschuldigt. Nein, entschuldigen kann ich mich nicht, denn Ihre Art, Ihr Gesicht, Ihr Blick hätte meinen Sinn rein machen, hätte meine Hände binden, hätte mich würdig machen müssen, nicht toll, wie ich mich benommen habe. Ich gebe es zu, ich war ein Verbrecher, ich habe mir selbst in die Seele geschlagen, ja, ja, aber auf meine Art habe ich Sie eben geliebt und habe Ihnen gehuldigt. Auf meine Art, auf eine ruchlose, tückische Art, aber doch gehuldigt. Ich habe Sie angebetet wie ein Kind eine glänzende Sache, nach der es greifen muß oder wie ein Wilder, der sie besitzen muß, weil sie ihm ins Auge sticht. Aber, ob Sie mir verzeihen wollen oder nicht, Sie können sich nicht mehr zurücknehmen. Wir sind beide nicht mehr, die wir waren. Aber wir können fortan doch miteinander reden. Möchten Sie nicht ein Wort zu mir sagen, daß ich Sie hören kann? Ich habe ja so lange nach dem Klang Ihrer Stimme verlangt. Den Klang kann man ja nicht greifen. Kann man einen Klang einer Stimme verletzen? Ich möchte nichts als ihn hören, wie lange habe ich ihn mir vorgestellt, Fräulein Corona! Sprechen Sie, Fräulein Corona! Ein einziges Wort."
Sie standen vor der „Ruine" des künstlich erbauten und zugleich zerstörten Triumphbogens, mit den vielen bewußt umhergestreuten Trümmerblöcken, Säulenstümpfen und Bauresten, zwischen denen im Sommer Farne und Gras und Sträucher wucherten.

Corona sagte jetzt: „Nun aber verfolgen Sie mich nicht mehr, Herr Baron, lassen Sie mich jetzt in Frieden. Ich habe genug mitgemacht."
„Nein, ich lasse Sie nicht, ich verfolge Sie erst recht, aber im Guten, nicht mehr im Bösen. Gehören wir zusammen, so wollen wir zusammenbleiben. Ich will Ihren Zwang nun auch teilen, Corona. Ich weiß nicht, wie ihre Verhältnisse sind, ich kenne Ihre Eltern nicht, ich bin von Herzen und Beruf Soldat, aber wenn Sie arm sind, will ich auf meinen Beruf verzichten, ich kann vielleicht in ein Amt eintreten, vielleicht können mir Ihre Leute oder andere zu einem Geschäft verhelfen, ich werde es lernen, ich werde mich drein schicken. Schwer wohl, aber es muß sich finden, wenn wir die Kaution nicht zusammenbringen. Sie sollen mir nicht mehr entgehen."
Corona ging schneller, er hatte Mühe, ihr zu folgen.
„Ich muß jetzt fort," flüsterte sie, hochatmend und bedrängt.
„Darf ich Sie nicht begleiten?"
„Nein, nein. Ich gehe allein."
„Aber haben Sie mich verstanden, was ich Ihnen gesagt habe?"
Corona nickte schweigend.
„Haben Sie mir verziehen? Denken Sie an das, was ich Sie gebeten habe?"
Sie hielt den Kopf gesenkt.
„Sie werden mir Antwort geben, Sie sagen mir nicht nein, Sie denken wieder gut von mir?"
Corona eilte, vom Wind gejagt, die beiden Arme beschäftigt, den aufwirbelnden Rock zu halten und den Hut an den Kopf zu drücken, unter welchem das blonde Haar vom Winde hervorgerissen wurde.
„So geben Sie mir wenigstens die Hand zum Zeichen, daß Sie mir verziehen haben, und daß Sie mir Antwort geben werden, wenn es Ihnen recht und wenn es Ihnen gefällig ist, ja?"
Corona stand einen Augenblick still, sie wandte sich zum Gehen, sie konnte kein Wort hervorbringen. Sie spürte vom ungestümen Wind und von ihrer Qual Wasser in ihren Augen, der Mann vor ihr, der Weg, die Gegenwart, alles verschwamm vor ihren Blicken, sie fürchtete zu taumeln, sie schämte sich, sie kämpfte um ihre Haltung, um sich selbst und dies alles in einer Sekunde, die er auf Antwort wartete, bis sie ihm ihre Hand im schwarzen

Handschuh entgegenstreckte. Er stürzte sich mit seiner Rechten über diese kleine wehrlose Hand, und eine Sekunde lang wollte er sie an dieser Hand wiederum zu sich reißen wie damals, aber ebenso schnell besann er sich. Er wollte die Hand an seine Lippen heben, da machte sie sie ihm schwer, entzog sie ihm schnell und eilte fort, von dem mächtigen Windstoße schier davongetragen, der mit ungeheurem Sausen in die schwarzen, vielästigen, starren Kronen der Bäume griff. Wasserporten wollte ihr nachgehen, aber er faßte sich, lächelte bloß und beobachtete sie mit seinen scharfen Augen, wie sie leichten Schrittes, den Rock gerafft, daß ihre kleinen Füße sichtbar waren, stärker vorgeneigt als sonst, weil im Kampfe mit dem Gegenwind, mit der freien Rechten je und je an den Hut und Schleier fassend, eilend, doch in der Flucht verzögert und gehemmt, davonging, seine wunderbare Beute.

10.

Ludwig und Thea gingen an einem Nachmittag dieses gleichen Vorfrühlings im Prater spazieren, beim Heustadelwasser, auf einem schmalen Weg am Saume des schilfigen Sumpfrandes, unter den hohen Erlen und Pappeln, zwischen denen die durchschimmernde feuchte, silbergraue Luft von schwerfälligen, schreienden Krähen durchzogen, eine zarte einsame Weite eröffnete, als läge die Stadt mit den Menschenmasssen und dem Lärm nicht so nahe.
Ludwigs Vater war krank, der eigentümlich andauernde Zustand drohte Schlimmes an. In qualvoller Lichtscheu lag der Leidende stundenlang im abgedunkelten Zimmer oder stellte sich mit dem Gesicht zur Wand in die Ofenecke. Er vermied es, über sein Leiden zu sprechen, seine eigenen Ahnungen zu berühren, gerade dieses Schweigen bedrückte ihn aber um so mehr. Ludwig sagte: „Ich weiß, daß er an diesem Leiden sterben muß. Und er weiß es auch. Nach einem glücklosen, unfreundlichen Leben wird er ein langes, langsames Sterben haben, und ich muß zuschauen. Aber was mich am tiefsten dabei quält, das bin ich selbst."
„Warum?"
„Weil ich den Schmerz und Kummer nicht einfach als Schmerz und Kummer fühle, wie man ehrlich und anständig leiden soll, wenn einem der einzige Freund, der liebste Mensch unter den Augen

zugrunde geht, sondern weil ich meinen und seinen Zustand dabei immer wie einen Stoff betrachte und vergleiche. Mir dient das wirkliche Leben als Gegenstand für ein Werk, als Plan, worin ich und er und du und unsere Umgebung lauter Spieler und Gegenspieler abgeben, statt daß ich schweige und Tränen habe, kommen mir Worte und Szenen und Stimmungen und all dieses lächerliche Um und Auf ins Gehirn, ich verachte mich selbst, weil ich aus meinen Gefühlen ein Gewerbe mache. Und doch kann ich nicht anders. Ich komponiere den Tod, als sei das Sterben meines Vaters ein passender Gegenstand, das sogenannte große Erlebnis. Literatur! Ist es nicht eine Schmach, von dieser Gabe besessen zu sein, das Furchtbarste, das man weiß und sieht, mit einer Art von herzloser Sachlichkeit in sich aufzunehmen, um es zu bilden und schön vorzustellen. Der Ärmste, der einfältig lebt, kommt mir reicher und besser, das heißt menschlicher vor, als dieser verfluchte Trieb. Wem nütze ich damit, wem sollen alle diese besonderen Worte, die mir auf Kosten meines Gefühls zur Verfügung stehen. Heißt man das vielleicht mit seinem Blute schreiben? Mit seinem Blute verschreibt man sich nur dem Teufel. Das hat das Volk sehr gut gewußt. Wen gehen diese Worte an? Braucht die Welt, braucht irgend einer diese Reste von kalt gewordener Leidenschaft, diese ersparten Brocken von ausgenützten Empfindungen, diese Selbstbeobachtung und Ausschrotung? Kann ich nur einen Menschen damit trösten oder bessern, gar erfreuen, kann ich damit irgend ein gemeines Wort oder eine böse Handlung vergüten oder ein armes, stummes Leiden auf der Welt abwenden? Das schlimmste Tun beschämt noch immer das beste Reden, denn es kommt und geht von Mensch zu Mensch. Diese kunstvoll bedachten, ausgesuchten, ausgeschämten Worte sind aber Berechnung, Überlegung und Eitelkeit, darum müßte man sie getrost verbrennen, damit sie niemand weiter betrügen."

„Wenn du aber so mußt, Ludwig, dann darfst du dich darüber doch nicht weiter betrüben, denn es wäre nicht anders, als ärgerte sich eine Pflanze, daß sie Blätter, gar daß sie eine Blüte treiben muß, oder als verachte sich ein Fisch, weil er schwimmt. Ich glaube, das hat auch mit den anderen Menschen, mit der Hilfe für sie und mit der Erleichterung der Leiden, mit der Sühne des Unrechts wenig zu tun. Vielleicht ist gerade dieses Verpflichtungsgefühl deine eigentliche Einbildung und Lüge.

Der eine hat das Wort oder den Ton oder die Farbe, und auch diese Gabe ist eine Last, nicht nur eine Freude, eben sein Schicksal, ein anderer ist dazu da, freundlich und den Menschen angenehm zu sein, und ein dritter wieder bös und gehässig, der muß dichten oder malen oder singen, der andere lieben und geliebt werden und kaufen und verkaufen, einer ist Herrscher, ein anderer Bauer, ein dritter Diener, ein vierter tätig und besorgt, ein fünfter wiederum tut gar nichts als spazierengehen oder irgendwo liegen und in die Luft schauen, und gibt sein Herz zum Spiel her. Der eine ist verliebt und macht verliebt, der andere haßt und macht die anderen hassen, der sieht die Welt böse und schafft Böses, der sieht sie gut und lockt das Gute überall aus dem tiefsten Versteck hervor, der eine lebt leicht vom Leichtsinn, der andere schwer von der Schwermut, und alle zusammen, jeder wie er muß, machen die Welt aus mit allen den Tieren und den Pflanzen und den Steinen und mit Wasser und Luft. Du kannst nicht anders sein und leben als du mußt, aber du bist noch nicht so weit, es zu wissen und auch so zu wollen. Darin ist der starke Mensch schwächer als das schwächere Tier oder als die unwissende Pflanze, daß er seinen Trieb verachtet und meint, anders wollen zu müssen, als er eben will."
„Das heißt doch menschliche Freiheit, Thea, und macht ein Schicksal: Wissen und Gewissen."
„Ich glaube, jeder muß seine Freiheit aus seiner Notwendigkeit schaffen, nicht gegen seine Notwendigkeit. Nur das macht den Menschen wahrhaft und einig mit sich selbst, daß er weiß, was er ist und muß, dann kann er wohl kein Unrecht damit tun und braucht sich selbst nicht zu bezweifeln.
Wer aber mit sich einig wird, und sei's auch im Widerspruche mit der ganzen Welt, der ist gerecht und erfüllt auch schon seine Aufgabe. Sogar der Böse und Gemeine wie eben die Erscheinungen der Natur, die ja auch nicht viel nach ihrer Wirkung auf die Menschen fragt und am tiefsten wirkt, indem sie sich bloß zeigt, wie sie ist, wenn sie fürchterlich und erbarmungslos scheint, am großartigsten. Könntest du einmal die Menschen ihre Natur sehen machen. Du brauchst dich nicht zu schämen, wenn du dabei vor deinem eigenen Spiegel stehst, denn du mußt schließlich die ganze Natur in dich und aus dir holen. Das macht dein Schicksal und dein Wissen und Ge-

wissen. Brauchst du dich darum mit Vorwürfen zu quälen, weil du diese Lasten schleppen mußt, während ein anderer Steine tragen oder Ziegel schupfen oder Erde graben muß? Vielleicht trägt ein zarteres Hirn schwerer als ein geplagter Leib, der körperliche Arbeit tut. Unser Gerechtigkeitsgefühl darf das Leiden der anderen gewiß nicht vergessen, aber es braucht darum das eigene nicht zu verachten. Es läge mehr Würde in den menschlichen Handlungen, wenn sie sich nicht immer mit nutzlosem, weichlichem Mitleid belüden, sondern kräftig sich selbst gerecht würden und dadurch auch allen anderen Menschen. Gerechtigkeit ist immer aufrecht, nicht niedergedrückt. Mitleid ist oft nur Menschenfurcht. Wer schafft, braucht nicht mitleidig zu sein."

„Aber weiß ich denn, ob ich meinem Willen je genügen werde. Was ich bin, entscheidet meinen Wert, nicht, was ich sein möchte. Wer ist mein Richter? Dieses Suchen und Schauen und Bilden macht das Herz erstarren und den Verstand heiß. Der Trieb verliert ja seine eigenste Kraft dabei: die Empfindung. Die Wurzeln verfaulen, damit oben eine Blüte kommt."

„Du mußt nur wissen, was du mußt. Du kannst nicht anders, als du kannst. Dein Licht mußt du in dir haben und deinen Richter bei denen, die dich lieben."

Damit hob sie sich auf die Zehenspitzen, denn seit jenem ersten Abend, wo sie — noch halbe Kinder — vor dem Spiegel auf ein Haar gleich groß erschienen, war sie nicht mehr, Ludwig aber beträchtlich gewachsen, so daß sie sich schon ein bißchen ausstrecken mußte, um ihn zu küssen. Sie umschlang seinen Hals und sah mit teilnehmenden Augen voll und tröstend in die seinigen. Da spürte er Tränen aufsteigen und freute sich, daß er leiden konnte; indem er aber daran dachte, vergingen sie wieder, und seine Augen blieben trocken.

Thea sagte: „Ich träume viel und oft von meiner Kindheit und von unserem alten Hause und Garten, ich sehe das alles wohl schöner und tausendmal köstlicher, als es wirklich vielleicht gewesen ist, weil ich das Haus und den Garten gar nicht mehr mit meiner Einbildung vergleichen kann. Und irgendwie kommst auch du dann herzu und spielst in meinen Träumen mit, als wärst du in so kurzer Zeit bis in meinen Schlaf hineingewachsen."

Ludwig nickte: „Nun, was hast du wieder geträumt? Ich träume

selten, und wenn ich einmal träume, ist es meist furchtbar, weil mein Schlaf dann alles Gemeine und Widerwärtige mit Worten und Szenen wiedererlebt, was ich gesehen habe, damit ich es nur nicht vergesse. Das Böse, das man erlebt hat, vergiftet einen bis in den Schlaf und Traum hinein, bis in das Gewissen, daher kommt es wohl auch, daß ich so viel Angst vor mir selbst habe. Erzähle."

„Ich sagte im Traum zu dir: Heute gehen wir einmal in die Vergangenheit. Da gingen wir in die Schottenfeldgasse. Man sah dort den Kahlenberg ganz nah. Er leuchtete blau. Die Luft war herrlich gut. Die Häuser waren ganz klein, wie aus der Ferne, und an beiden Seiten der Straße standen Bäume. Wir gingen in das Haus des Großvaters und durch die Tür mit den bunten Glasscheiben in den Garten. Dort spielten die Kinder des Großvaters. Darunter ein kleines, braunes Mäderl, das fürchtete sich vor mir und wollte davonlaufen. Ich aber hielt es, hob es auf und sagte: ‚Du brauchst dich nicht vor mir zu fürchten, Antonie, du wirst ja einmal meine Mama.' Dann aber fiel mir ein, jetzt wollen wir in die Zukunft gehen, und ich faßte dich, Ludwig, fest an der Hand. Da entschwandest du mir, und ich war ganz allein."

Ludwig schwieg.

Thea, die den Traum lächelnd erzählt hatte, verstummte und wurde ernst, da Ludwig nichts sagte.

Nach einer Weile fragte sie leise: „Nun, ist es nicht ein artiger Traum, du sagst gar nichts dazu?"

Ludwig antwortete: „Wie du mich im Traume als dein ewiges Recht und Gut in Besitz nimmst, und wie ich dir dabei zerfließe!"

„Das ist ja das Entsetzliche an diesem sonst so hübschen Traum gewesen, daß er seine Drohung hinterließ."

„So wie das Leben."

Thea schwieg. Sie senkte den Kopf, und Ludwig sah, wie ihre Lippen zuckten, eine eigentümliche Lust befiel ihn, ihren Schmerz zu versuchen, ihre Wehrlosigkeit zu sehen, zwischen sich und sie eine Entfernung zu legen, die er zuweilen wie ein Bedürfnis und einen Schein von Freiheit brauchte.

Er sagte: „Im Traum weiß man wohl mehr von der Wahrheit als im Wachen, wenigstens bildet man sich die Antwort, die man sonst unterdrückt. Der Traum ist unser Hofnarr, der uns

unbegehrte Aufschlüsse gibt und am meisten verachtet oder mißverstanden wird, wenn er uns das Richtige vorhält."
„Was weiß er von dir? Er kann mir freilich mit mir selbst Angst machen, mich mit mir schrecken, aber wenn er dich irgendwie anzeigt, lügt er, das heißt, er verleumdet mich, daß ich mich fürchte, nicht dich."
„Die Lüge weiß mehr von der Wahrheit als die Wahrheit selbst."
„So wüßte mein Traum mehr von uns beiden als wir selbst."
„Nein, aber er weiß alles, was du weißt oder fürchtest, er weiß das Mögliche, das, was in dir selbst noch an Wunsch oder Angst, an Furcht oder Leid schlummert, und das sagt er eben. Er verrät es. Er könnte nichts verraten, was er nicht wüßte."
„Ich fürchte aber gar nicht, daß du mir davon gehst oder wie Luft aus meinen Händen schwindest, Ludwig. Ich habe dich hier neben mir, und neben mir wirst du gehen, solange du lebst und solange ich lebe, denn ich habe dich lieb und du mich auch," sprach Thea lächelnd.
„So sprichst du, wenn du wachst."
„Du aber, Ludwig, sprichst nur, wenn du wachst, schlecht und arglistig, im Schlafe müßtest du besser erscheinen, so wie du bist. Und so möchte ich dich auch in meinen Träumen sehen, gut, nicht von lauter Zweifeln verwirrt, denn ich weiß deine Wahrheit besser als du selbst. Du wirst mich immer lieben und kannst gar nicht anders."
„Ich darf nichts versprechen, denn ich kann es nicht wissen."
„Du hast wieder Furcht, du könntest dich besser machen, als du zu sein glaubst, darum möchtest du dich nicht mit einem Wort binden und bist es doch durch dein ganzes Selbst. Ich werde dich nicht daran mahnen, wenn du es jetzt versprichst und einmal nicht hältst, Ludwig, aber heute solltest du doch glauben, solltest mich doch so lieben, daß du es getrost versprechen müßtest, ohne daran auch nur zu denken, was einmal anders werden möchte. Liebende sollten doch nur eine einzige Gegenwart haben. Anders als ewig dürfte sich eine Liebe gar nicht bekennen."
„Anders als zeitlich kann eine Liebe aber gar nicht sein."
„Liebst du mich denn nicht?" Sie schmiegte sich an ihn und umschlang ihn und lächelte ängstlich.
Er schwieg hartnäckig.

„So versprich mir doch, daß du mit mir unseres Weges gehen wirst, wie wir hier zusammengehen. Und sei's bloß zum Scherz versprochen, weil ich es so hören will, Eigensinniger."
„Das kann ich nicht."
„So möchtest du mich lieber allein lassen, als daß du mir sagst, was ich dich bitte und von dir hören will? Möchtest du mich hier auf dieser Stelle eher allein lassen als mir versprechen, mit mir weiterzugehen und mich immer liebzuhaben?"
Ludwig schwieg.
„So möchtest du vielleicht schon jetzt lieber allein gehen, als daß du mir versprichst, bei mir zu bleiben?" Sie fragte das mit gespannten Zügen, sie hatte sich sanft von seinen Armen gelöst, stand nun in einiger Entfernung von ihm und sah ihn mit angstvollen Blicken an.
„Warum quäle ich sie?" dachte Ludwig und brachte gleichwohl kein Wort hervor, sie zu beruhigen und zu trösten.
„Ist es dir so schwer, mir etwas zu sagen, was jeder Liebende so leicht und so gern sagt, und was immer wahr ist, wenn er es nur sagen kann, und was ihn doch nicht mehr bindet, als eben ein Wort."
„Ich mag nicht sagen, was ich nicht denke."
„Und du mußt so vieles sagen, was du denkst. Fühlst du gar nicht Liebe, wenn du bei mir bist? Und gingest lieber jetzt und heute davon als später? Oder gingest ebenso gern mit einer anderen, die sich's gefallen ließe und dir gefiele? Und ich verdanke deine Gesellschaft nur eben deiner Einsamkeit?"
Ludwig schämte sich, daß er sie so sprechen ließ und mit einer hartnäckigen Begierde sie so sprechen machen wollte, er litt darunter, Böses zu empfinden und Böses zu erwecken und es doch nicht lassen zu können. Eigensinnig stand er da, halb von ihr abgewandt, die aus immer größerer Ferne zu sprechen und immer mehr in Schmerz und Einsamkeit verschleiert, immer fremder schien wie in ihrem Traum, während seine eisige Selbstbeobachtung und Lust an der Zerstörung ihn selbst vor ihr in Luft und Dämmerung auflöste.
Da lief sie endlich unter Tränen lachend auf ihn zu mit ausgebreiteten Armen wie eine Mutter auf ein hartnäckig ungezogenes Kind und rief: „So versprich mir gar nichts und mache dich schlecht vor dir und mir, soviel du magst, ich kenne dich besser und habe dich lieb, so halte ich dich schon."

Später sagte Ludwig: „Ich glaube, eine böse Mutter macht ihr Kind böse, indem sie das Gefühl für das Mütterliche bei ihm vergiftet. Irgend etwas Allergeheimstes ist dann in ihm verdorben. Aber dieses Böse macht ihn wieder mit Willen das Gute verlangen, das ihm verkümmert worden ist. So muß man vielleicht schlecht sein, um das Gute ganz zu erkennen und aus tiefster Not zu begehren, und nur der Gute bringt es wiederum über sich, das Schlechte zu suchen, um es zu trösten. Das Gute kann nur durch das Schlechte erkannt werden und umgekehrt. Beides hängt aneinander wie Nacht und Tag."

„Du bist nicht schlecht, Ludwig, du hast nur Angst, es zu sein und bestärkst dich darin, aus lauter Wahrheitsleidenschaft lügst du dir böse Wahrheiten vor und gute weg und glaubst und möchtest andere das Böse lieber glauben machen als dein Gutes."

„Aber ich weiß doch, was ich denke, was ich empfinde."

„Freilich, nur vergißt du, daß jeder Mensch alles Denkbare und Empfindbare denken und empfinden kann. Es kommt doch nur darauf an, was von deinem innersten Wesen dem anderen Menschen erscheint, dem, der dich liebt. Wer geliebt werden kann, muß um seines Guten willen geliebt werden, und wüßte er gar nichts darum. So kenne ich dein Gutes, und du kannst dich bei mir nicht anschwärzen. Vielmehr sollst du dich an mir erkennen und deiner bei mir getrösten, nicht bei dir verzweifeln."

„Du siehst Licht in deinem Licht, Thea."

„Ich möchte, daß du an deine Güte glaubst, so wirst du gut sein, du brauchst dich aber nur immer schlecht zu machen, so wirst du es."

„Man sollte sich freilich wie du in seinem Element, ohne viel zu fragen, bewegen können. Das ist eben der Fluch einer bösen Mutter, daß sie in einem Kinde all die unbefangene Sicherheit des natürlichen Empfindens zerstört. Nur Qual und Bewußtheit bleibt übrig. Warum ist die Natur im Bösen genau so fruchtbar wie im Guten? Warum schafft sie schlechte Mütter und damit verfluchte Kinder?"

„Vielleicht würdest du gar nicht so recht gut sein wollen, wenn du nicht so früh das Böse erkannt hättest."

„Ich wollte, ich wäre von Natur und ohne Frage gut wie du."

„Ei, du möchtest es bequem haben. Laß es dir nur ein bißchen Mühe kosten, mein Lieber."

„Man möchte doch besser von Natur gesund sein, als sich erst mit Mühe gesund machen."
„Und doch kann einer nur werden, was er ist. Ein tiefes Gewissen ist eben eine tiefe Gesundheit."
„Nun, dann hast du am Ende Aussicht, daß ich dich noch manchen Tag quäle und neben dir hergehe, auch wenn ich es nicht versprechen mag."
„Das glaub' ich ja," sagte Thea unter Tränen lächelnd und errötend und hing sich fest in seinen Arm.

11.

Vieles brach in diesen Tagen über Elisabeth Frantzl herein. Der Untergang der Firma fiel mit Coronas eigentümlicher Begegnung auf den Tag zusammen. Heinrich Frantzl und seine Brüder hatten dem lange drohenden Einsturz ihres alten Geschäftes keine Stütze mehr entgegensetzen können. Alle Arbeit und Mühe, die genaueste Überwachung und Ersparnis in den Betrieben, die Suche nach neuen Verbindungen, auch nach Hilfe von auswärts, Verkäufe aller Bestände mit Verlusten, um laufende dringende Ausgaben zu decken, ein Nachspüren in den Büchern, um etwa übersehene Forderungen zu finden, ein Hin- und Herlaufen zu den und jenen, die etwa raten oder helfen möchten, alles blieb vergeblich. Vielmehr erwies sich im Zusammenbruch eben die grausame Logik des Unglücks, die jeden Zug, jede Handlung und Untersuchung, aber auch jede Unterlassung seit vielen Jahren, das Unbeachtetste und Geringfügigste als schicksalhaft verriet, als wäre auch das Leben einer Firma seit ihrem Bestande bis zu ihrem Untergange eine wohl ausgesonnene Fabel, deren jede Einzelheit von Anbeginn mit Bedacht an ihre Stelle gesetzt, das späteste Kommende vorbereitet und begründet, denn die Geschichte einer Handlung verläuft eben folgerichtig wie ein Roman. Zeit und Menschen, Krieg und Frieden, Angebot und Nachfrage, falsche und richtige Berechnung, Vorhergesehenes und der Zufall spinnen unablässig an ihr, solange der Faden reicht.
Elisabeth überlegte, ob und wie sie etwa helfen könne. Ihre Mitgift, in Anbetracht des größeren zu erwartenden Erbes vom Vater Erath seinerzeit sehr knapp bemessen und ausbezahlt, steckte in der Firma, war aber als ihr Eigentum rechtmäßig verbucht und blieb ihr. Auch wenn sie sie hätte opfern wollen,

hätte dieser vergleichsweise geringfügige Betrag nicht entfernt ausgereicht, den Untergang auch nur hinauszuschieben. Dieses kleine Vermögen konnte und mußte wenigstens dazu dienen, ihren Hausstand zeitweilig zu erhalten, aber es reichte für Corona bei weitem nicht hin, deren Glück und Zukunft davon abhing, ob sie die Kaution bekam, ihren Freier, den Offizier, zu heiraten. Das väterliche Erbteil, um das sie von Charlotte betrogen war, hätte beides bewirken können, die Rettung ihres Mannes und seines alten Geschäftes und ihrer Tochter glückliche Ehe. Älter, stiller und begrenzter als früher, übertrug sie mütterlich die Sehnsucht nach Glück auf ihre Kinder, jetzt vor allem auf Corona. Würde nur diese so froh und glücklich, wie sie es verdiente, so hätte Elisabeth sich mit dem eigenen Ungenügen gern abgefunden. Charlottens entsetzliche Handlung hatte ihr und ihren Kindern die Zukunft mit einem Schlage zerstört. Was sollte sie beginnen, wie konnte sie Corona retten, ihr zu Frieden, Glück, Ehe verhelfen, sie vor diesen unheimlichen Drohungen bergen, die sich über ihren Häuptern zusammenzogen, seit Corona, so schön wie schuldlos, in diese Welt eingetreten war? Kaum an der Schwelle ihres weiblichen Lebens, unwissend wie ein Kind und treuherzig, begegnete Corona lauter Feinden. Überall lauerten Neid, Haß, erbärmliche Anschläge auf sie alle. Der Untergang ihres Hauses war nur ein Zeichen für viele, ein Unglück vor anderen, denn ein böser Geist wirkte gegen sie und ihr Geschlecht, ein böser Wille hing über allem, was sie liebte, lähmte ihren Arm, ihren Verstand, beraubte sie jeder Möglichkeit der Abwehr. Mußte sie denn zusehen, wie alles vernichtet wurde von dieser fremden, grausamen Macht! Wer war dieser Geist, dieser übermenschliche Wille, der sie immer enger einschloß, dessen Würgen sie zuweilen am Halse leiblich zu spüren glaubte, dessen eiserner Reifen ihre Stirne zusammenpreßte? War es vielleicht Charlotte? Wer stand hinter diesen Anzeigen in der Zeitung? Wer hatte es auf sie, auf Corona abgesehen? Wo war dieser Feind? Sie hätte mit ihm gerungen oder ihn um Gnade gebeten, wenn sie ihn von Angesicht zu Angesicht gekannt hätte. Er hielt sich aber verborgen, er ließ sich nicht einmal ahnen, er wirkte nur mit Vorbedacht, er kannte jeden ihrer Gedanken, er verlegte ihr alle Auswege, er vereitelte alle ihre Pläne, er spielte mit ihr wie die Katze mit der Maus, er hatte Spaß an ihrer Angst.

Zuweilen ließ er ihr Tage der Erholung. Schon glaubte sie, die Anzeigen würden endlich aufhören, sie würde aufatmen dürfen. Sie besann sich auf neue Hoffnung. Sie konnte wieder Arm in Arm mit Corona über die Mariahilferstraße spazierengehen, das geliebte Kind an ihrer Seite sehen, sich an Coronas zärtlichem Lächeln erfreuen, an ihrer leicht vorgeneigten Haltung und dem süßen Plaudern dieser klaren Stimme, sie konnte selbst wieder scherzen und über die sanften Scherze der Tochter lachen, sie konnten ihre kleinen Einkäufe besorgen und eifrig vor der Tür eines Modeladens die Farbe eines „Zubehörs" mit der eines Kleiderstoffes vergleichen und abstimmen, als hinge von diesem Einklang der Friede ihres Lebens ab. Sie konnten beide die ausgestandenen Qualen so sehr vergessen, daß ihnen die Menschen, der Umgang, die einzelnen Erlebnisse, die entsetzlichen Anspielungen und Drohungen völlig entfielen, als seien sie nie gewesen.
Da kam plötzlich ein neuer Angriff und eröffnete unvermutete Gefahren. Der Dämon war allwissend, er war so ungeheuer wie der liebe Gott selbst, von dem er die Macht, nicht die Liebe, das Erkennen, nicht die Güte an sich gerissen hatte, er war so kundig jeder Falte ihrer Seele, jedes flüchtigsten Gedankens, den sie fassen konnte, als ob er in ihr selbst säße und seine Fäden aus ihrem eigenen Gehirn hervorspinne. Woher wußte er dies alles? Es gab im Leben wohl solche lauernde Geister, solche böse Spinnen verborgener Willen, die es auf einen Menschen abgesehen hatten und ihn sacht umzogen. Das Spiel mit einer Seele war wohl die Schöpfung und böse Lust dieses Geistes, der sich an einer Angst, an dem Irren und Flüchten, an den müden Blicken, an den Schäden und Unfällen, an dem immer häufigeren Stolpern und Stürzen erfreute, und wie er sein Opfer gequält tanzen machte, indem er es hetzte. Vor ihm gab es weder Schuld noch Unschuld, weder Recht noch Unrecht, denn er schaltete und weilte in der Unsichtbarkeit irgend eines jenseitigen Wissens und Aufenthalts. Wo blieb aber Gott? Entschied nicht eines Menschen Recht und Schuldlosigkeit, entschied nicht Coronas reine Stirne, ihr helles Auge, sprach nicht ihre, Elisabeths, ohne böses Tun verwirkte Jugend und Ehezeit, daß sie niemand mit Willen Unrecht getan, keinen mit List gekränkt hatte, sprach nicht ihr stilles eingezogenes Leben für sie, bat nicht Albrechts gute Gabe für ihn, für sie alle? Wo war

Gott, der diesen Geist schonungslos arbeiten und sein Spiel treiben ließ?
Das Geheimnis dieses Urfeindes mußte wohl in ihrem eigenen Geschlecht irgendwie lauern und begründet sein. Hatte sie nicht eine Schwester, die ihr das Schlimmste angetan, die sie aus dem Herzen des Vaters verdrängt, sie um ihr Erbteil gebracht, ihre Kinder mit Wissen und Willen verkürzt hatte, eine Schwester, an der Elisabeth seit ihrer frühesten Jugend mit lauter Liebe gehangen hatte, der sie stets viel gehorsamer gewesen war als sie mit ihrem Verstand rechtfertigen konnte, deren Wille so stark den ihrigen beherrschte, daß sie selbst zu Bösem fähig geworden war, wenn sie es von ihr verlangt hatte? Irgendwie war Charlotte mit diesem schlechten Geist verwandt oder verbündet, der mit Elisabeth und Corona sein Spiel trieb. Vielleicht flüsterte sie ihm, die Entsetzliche, zu, was er mit Corona, mit dem ganzen Hause Frantzl anstellen müsse, um es nur recht zu treffen. Von Charlotte erfuhr dieser fürchterliche Geist, dieser Böse, dieser Ungeheuere die Stellen, wo Elisabeth, wo Corona tödlich verletzbar waren, und traf sie an ihrer Unschuld und Ehre. Vielleicht nährte ihr Feuer seinen Haß, vielleicht war Charlotte hinter diesen Zeichen und Andeutungen. Aber warum? Was hatte sie ihr denn getan? War es nicht genug, daß Charlotte sie um den Vater, um das Erbe gebracht hatte, warum mußte sie sie noch um den Frieden bringen? Um das letzte? Wie reich blieb ein Herz noch immer an Möglichkeiten von Jammer und Leiden!
Sie hatte seit jenem Leichenbegängnis Charlotte nicht mehr gesehen, kein Wort mit ihr gesprochen. Sie war doch ihre Schwester! War es denn möglich, daß eine Schwester die andere so verfolgen konnte? Vielleicht ließ sich alles durch ein Gespräch, durch eine Begegnung aufklären, vielleicht bedurfte die Verwirrung nur eines guten Wortes, um sich zu lösen. Konnte ihr Charlotte denn ruhig ins Gesicht sehen und im Bösen verharren, wenn sie sie offen, Mensch zu Mensch, Weib zu Weib, fragte, wenn sie sie um Schonung, um Erbarmen, um Hilfe bat? Sie liebte Charlotte wohl nicht mehr, sie fürchtete sie bloß, vor dem stärkeren Willen, dem sie ehedem unterworfen gewesen war, zitterte sie heute mit Entsetzen, aber müde, geängstigt um ihre Kinder, brannte sie danach, sich vor diesem Willen noch einmal zu demütigen, sich ihm ganz elend

vor die Füße zu legen, damit er seine letzte Macht genieße, aber endlich davon satt werde. Charlotte konnte doch der Schwester, der Unglücklichen, der Mutter von braven Kindern, nicht ins Gesicht hinein böse sein, sie war doch ihres Vaters Tochter wie Elisabeth selbst, sie hatten doch eine lange einsame Kindheit, heitere, unbefangene Mädchenjahre miteinander verbracht, das konnte Charlotte vergessen, wenn sie allein blieb, sie mußte sich dessen gleich erinnern, wenn Elisabeth vor sie trat, wenn sie dies alles bloß mit einem Blicke berührte. Brauchte sie davon noch zu sprechen, war es nicht genug, wenn sie vor ihr stand? In ihres Vaters Hause, in den Mädchenzimmern, wo sie jedes Gerät gemeinsam gebraucht hatten, wo alle lieben Bilder der Jugend hingen, wo des Vaters strenger, friedliebender Sinn noch in der ganzen unveränderten Ordnung, im sorgfältig gewahrten Hausbrauche weiterlebte, mußte dieses widrige, feindselige Tun und Denken ohnmächtig zerfließen, sowie sie hinkam. Vielleicht wartete Charlotte nur darauf, daß sie kam, vielleicht wartete sie nur auf ihre Frage oder Bitte. Vielleicht erfuhr Elisabeth dort erst den Grund aller dieser scheinbar so grundlos feindlichen Handlungen. Vielleicht löste sich eine Welt von Verwirrung und Drohung in Frieden auf, bloß wenn sie eintrat. Sollte an ihrem Stolz ihr eigenes Kind zugrunde gehen? Nur weil die Mutter etwas Selbstverständliches zu seiner Rettung unterließ? Elisabeth wurde eigentümlich wohl zumute, als sie sich diesen Hoffnungen, diesem Entschluß überließ, als stünde sie mit einem Male wieder im Schatten von Charlottens stärkerem Willen, sie sehnte sich beinahe danach, die Schwester wiederzusehen, ihre Stimme zu hören, die scharfen Züge dieses entschlossenen Gesichts zu erblicken, das Funkeln der Augen, das kühne Zurückwerfen des trotzigen Kopfes mit den ungebärdigen schwarzen Locken an der Stirn. Liebte sie Charlotte nicht trotz allem?

So machte sie sich auf, die verlorene Schwester wiederzufinden. Sie stand im Speisezimmer unter dem Bilde der schönen Sabine Erath, ihrer seligen Mutter, und wartete, denn sie war wie ein fremder Besuch angemeldet worden, es gab keinen vertrauten Adam Hirt mehr im Hause, und Charlotte kam lange nicht. Mußte sie sich vorbereiten, die Schwester zu empfangen, mußte sie große Toilette machen, sich die Haltung und das Benehmen zurechtlegen, oder wollte sie sie demütigen, indem sie sie

warten und die Minuten zählen ließ? Oder kam Elisabeth die kurze Zeit nur so lange vor? Endlich hörte sie Schritte im Zimmer nebenan, endlich erschien Charlotte und blieb am Eingange in das Speisezimmer stehen, mit dem Rücken an diese Tür gelehnt. Charlotte ging ihr nicht einen Schritt entgegen, sie streckte keine Hand nach ihr aus, sie beugte sich nicht einmal ein bißchen vor, sondern stand gerade, aufrecht in einem bösen Stolz, sehr gealtert mit brennenden, bohrenden Augen und fest verschlossenem Munde. Sie hatte ein weites schwarzes Hauskleid. Ihre Haare, an den Seiten leicht ergraut, hingen unordentlich wirr um den Kopf. Nur daß Charlotte in den letzten Jahren breit geworden und sozusagen die Form verloren hatte, daß sie klein gewachsen war, milderte ein wenig die Härte und starre Spannung ihrer Züge, denn man glaubt kleinen und dicken Figuren Grausamkeit und unbeugsame Leidenschaft von Zorn und Haß weniger, man traut ihrem leiblich geringen Wuchs Größe der Empfindung nicht leicht zu. Um so schlimmer wird man gerade von ihnen enttäuscht und belehrt. Elisabeth, die Charlotten unwillkürlich einen Schritt entgegengetan hatte und nur durch diesen Anblick von Unbeweglichkeit gehemmt, wieder stehengeblieben war, sagte leise:
„Grüß Gott, Charlotte."
Charlotte nickte nur obenhin und wartete.
„Ich komme zu dir, ich habe dich seit damals nicht mehr gesehen," sagte Elisabeth.
„Nun, und was führt dich heute zu mir?" antwortete Charlotte eisig.
„Ich wollte dich fragen, ob denn alles, was geschehen ist, und was weiter geschehen soll, wirklich deine Absicht und wahre Meinung ist, ob alles so bleiben kann, du selbst?"
„Ich habe keine Absicht und keine Meinung, ich habe nur mein Recht, wie du das deinige: Vaters Wille, schwarz auf weiß! Ihr habt ja den traurigen Mut gehabt, ihn anzufechten und mich wie eine Fälscherin anzuklagen. Nun, ihr habt gesehen, wie weit Ihr damit gekommen seid. Ich glaube, damit könnte es eigentlich sein Bewenden haben. Ich wüßte nicht, was ich noch dazu sagen sollte, und was wir darüber sprechen könnten."
„Charlotte, was mit diesem Testament gewesen und wie es damit zugegangen ist, daß unser Vater mir das hat antun können, mich zu enterben —"

„Auf den Pflichtteil zu setzen," verbesserte Charlotte.
„Er hat mich enterbt, denn auf den Pflichtteil setzen heißt nichts anderes als Enterbung," fuhr Elisabeth fort, „kurz, wie das gekommen ist, weiß ich nicht, und ich werde es wohl nie erfahren. Daß er das aus freien Stücken getan hat, kann ich nicht glauben, denn ich habe keine Schuld gegen ihn und gegen keinen Menschen, die er mich hätte entgelten lassen dürfen. Warum hätte er mich bestrafen sollen? Und wofür?"
Charlotte zuckte die Achseln.
„Also darf ich glauben, daß du ihn dazu bewogen hast und daß er wohl gar nicht recht gewußt hat, was er schreibt und tut."
„Darüber brauchen wir nicht mehr zu sprechen, denn das hast du ja schon vor Gericht vergeblich vorgebracht."
„Immerhin könnte ich es dir minder vergeblich sagen, wenn du mir Schwester wärst und nicht Feindin, denn das eben will ich dich fragen. Wenn du ihn dazu gebracht hast, warum wolltest du das? Wie konntest du bei gesundem Sinn deine Schwester, die Kinder deiner Schwester ihres Erbes berauben, bei hellichtem Tag um ihr gerechtes Gut bringen? Was habe ich, was haben meine Kinder, von Antonien zu schweigen, dir getan? Haben wir dich mit Worten oder nur mit Blicken, mit einem Gedanken gekränkt, haben wir es gegen dich an irgend etwas fehlen lassen? Sieh, ich will dich nicht anklagen, Charlotte, ich will dich verstehen, ich will eher mich selbst beschuldigen, ich will erfahren, was ich dir angetan haben könnte, um dich zu solchem Entsetzlichen zu veranlassen. Ich möchte es gutmachen, um dich gut zu machen, denn wenn ich auch dies Erbe jetzt sehr vermisse, noch härter trifft es mich, daß ich dich vermisse."
„Das steht alles nicht mehr in Frage," schnitt Charlotte mit einer entscheidenden Gebärde ab, indem sie den trotzigen Kopf zurückwarf.
„Das heißt wohl, du weißt selbst keinen Grund, oder du kannst ihn nicht sagen, denn er liegt nicht an mir, sondern an dir. So ist es möglich, daß du es bloß um des Geldes willen getan hast! Damit du dreimal soviel bekommst, als du sonst geerbt, aber auch, als du je gebraucht hättest. Denn du hättest mit deinem richtigen Erbteil wahrlich genug gehabt. So hast du mich um des Geldes willen verraten und vergessen und meine Kinder beraubt, denn du weißt, daß mein Mann, als er mich heiratete, zu stolz war, eine Mitgift zu verlangen, sondern sich mit der

Aussteuer und einem ganz geringen Betrage begnügt hat. Er ließ ja mein ganzes Vermögen beim Vater, um das ich nun gebracht bin. Du weißt es."

„Warum sprichst du nur davon, ich habe dir schon gesagt, daß darüber das Gericht entschieden hat; ich habe das Gericht nicht angerufen, aber jetzt verlange ich, daß sein Spruch mir Ruhe verschafft."

„Aber du sollst auch wissen, was du mir und den Meinigen angetan hast. Weißt du, daß meines Mannes Firma zugrunde gegangen ist?"

„Ich weiß es."

„Mit meinem rechtmäßigen Gut könnte ich ihn retten."

„Noch Geld in den Zusammenbruch werfen? Hast du vielleicht gar so viel Freude an deinem Mann gehabt?"

„Das geht keinen anderen etwas an. Er ist mein Mann, wir haben zwanzig Jahre lang zusammen gelebt, und wir haben doch zwei brave Kinder. Das vergißt du."

„Die Kinder können so werden wie die Männer. Sie sollen sich selber helfen. Sie sind ja schon erwachsen."

„Was soll mein Mann denn jetzt anfangen, wenn ich ihn im Stich lasse, er ist doch nicht mehr jung?"

„Er soll arbeiten."

„Du hast gut reden, die du nicht zu arbeiten brauchst. Was soll er denn arbeiten? In seinen Jahren findet man nicht so leicht eine Stelle."

„Ei, Schneeschaufeln im Winter, oder Leichenträger, was weiß ich."

„Du rätst, wie du bist, du brauchst nicht zu hungern."

„Er auch nicht, wenn er arbeitet. Freilich heißt es anders leben, als er es gewohnt war. Er soll meinetwegen Pferdefleisch essen."

„Ich wäre nicht zu dir gekommen, wenn es sich bloß um Heinrich und mich handelte, obgleich auch unser Unglück einem wildfremden Menschen nahgehen müßte, geschweige denn meiner leiblichen Schwester, aber meiner Kinder wegen muß ich kommen. Corona soll heiraten. Weißt du das?"

„Du sagst es. Ich weiß es."

„Und du sagst nichts anderes? Sie soll heiraten, Charlotte!"

„Warum denn?"

„Weil sie liebt und geliebt wird."

„Dazu braucht man doch nur ein Herz, kein Geld."

„Er ist Offizier. Kann sie die Kaution nicht stellen, so kann er nicht in seinem Stande bleiben.“
„Nun, so mag er Kommis werden. Muß sie gerade den Mann haben, so braucht sie doch keine Uniform.“
„Charlotte, was mußt du erlebt haben, daß du so sprechen kannst? Ich schäme mich, daß ich dich bitten muß, aber ich schäme mich noch mehr für dich, daß du mir so darauf antwortest. Du bist nicht Mutter, du könntest doch Schwester sein. Du hast kein Kind getragen und zur Welt gebracht und langsam mit Angst und Freude großgezogen.“
„Nein, das hab' ich nicht,“ sagte Charlotte schneidend.
„Darum ermissest du nicht, was es heißt, sein Kind bedroht zu sehen. Man möchte ihm jeden Wunsch erfüllen, man möchte ihm jeden Stein aus dem Weg räumen, und statt dessen sieht man es in Gefahr, bedroht von lauter Feinden, man zittert um sein Leben, es soll trostlos altern und hinwelken oder einen andern Menschen unglücklich machen, bloß weil es um sein Erbteil gebracht ist, bloß weil ihm die paar Gulden vorenthalten sind, die es loskaufen können! Magst du denn dieses Natürlichste nicht verstehen? Du hast kein Kind gehabt, ich begreife, daß du darüber hart und kalt geworden bist, Charlotte, aber du bist doch ein Weib wie ich, du hättest doch ein Kind haben können, so mußt du doch alles empfinden können, was eine Mutter fühlen kann, was deine leibliche Schwester fühlt.“
„Ich kann mir eure Lage ganz wohl vorstellen, aber ich sehe nicht ein, warum ihr dazu verlangt, was mein und nicht euer ist. Du hast in dieses Haus geheiratet und deinen Mann frei gewählt, du hast ihm deine Kinder geboren, doch nicht mir. Jetzt ist Corona in den Jahren, wo sie die gleiche Dummheit anstellen soll. Schön. Ihr müßt auch die Folgen tragen. Was habe ich damit zu schaffen? Was tätest du, wen würdest du ansprechen, wenn ich nicht wäre?“
„Niemand, auch dich nicht, Charlotte, wenn ich nicht einen moralischen Anspruch hätte.“
„Den hast du nicht.“
„Einen Anspruch auch auf dein Gefühl.“
„Ich lasse mir mein Gefühl nicht vorschreiben.“
„Du bist arm, Charlotte, weil du so kalt sein kannst, so unmenschlich, so böse.“
„Ich bin meines Vaters Tochter. Dies hier, diese vier Wände

sind unser Haus, das Haus Erath. Du und Antonie, ihr beide habt es verlassen, ihr seid euren Männern gefolgt, ihr habt euer Schicksal gewählt, ihr müßt es tragen. Ihr steht draußen, dort, wo ihr euch hingestellt habt. Das Erathsche Haus und Wesen habt ihr aufgegeben. Es lag euch nichts daran. Ich bin eine Erath geblieben. Das ist alles."

Elisabeth sprach nichts mehr. Sie kämpfte mit Tränen der Scham, daß sie gekommen war und gesagt hatte, was sie eben gesagt.

Charlotte, die noch immer an der Tür stand, sprach: „Aber ich will mir nicht vorwerfen, daß ich euch hungern lasse. Braucht ihr eine Unterstützung, dann sage es. Wenn ich die Summe angemessen finde, will ich sie auswerfen. Für eine Heiratskaution freilich oder für eine insolvente Firma habe ich nicht genug."

Elisabeth wandte sich ohne Erwiderung zum Gehen.

Aber indem sie die Klinke der Tür ergriff, schien eine ungeheure Einsicht sie zu packen, noch einmal zurückzuhalten, als erlebe sie in einem furchtbaren Absturz den ganzen Sinn ihres Lebens in einem Augenblick. Sie wandte sich noch einmal Charlotten zu und sagte entsetzt, die Schwester, den Dämon, den bösen Geist und Willen aus verzweifelten, großen Blicken anstarrend, die ihre blauen Augen fast schwarz erscheinen ließen, den Kopf nach ihr hinstreckend, mit zuckenden Lippen:

„So bist du es!"

„Was bin ich?"

„Du weißt es! Du weißt alles!"

„Freilich weiß ich es!" sagte Charlotte, die den Ausruf auf Elisabeths frühere Vorwürfe bezog.

„Du stehst hinter allem, was uns angetan wird. Du verübst es, du lauerst auf uns, du fällst uns an wie ein gieriger Wolf die unbeschützbaren Tiere in der Nacht."

Charlotte schwieg. Sie wollte lächeln, aber irgendwie lief es ihr kalt über den Rücken, so daß sie mit starrer Miene dastand und wartete, was die Verwirrte etwa noch sagen mochte.

„Du saugst unser Blut aus, unser Mark aus unseren Knochen, unser Hirn aus unserem Kopf, unser Herz aus unserem Leib, du willst uns nicht leben und nicht sterben lassen, sondern daß wir in solcher Pein zucken, gefällt dir. Du weißt alles, du stehst hinter allem, du schaffst es, du erfindest es. Du bist überall.

Du hast alles so gefügt! Du verlängerst es, du hältst unsere Fäden in deinen Händen! Du reißest an unseren Nerven, denn sie sind deine Fäden!"
„Was habe ich gefügt?"
„Du weißt es. Frage nicht!"
„Was willst du also von mir?"
„Nichts! Nichts! Dich habe ich bitten können! Mich nur noch mehr verraten! Dir nur noch neue Winke gegeben, wie du uns treffen kannst! Ich habe dir glauben können, nach allem was du uns angetan hast, du seist meine Schwester, du seist aus unserem Haus, unser Blut."
„Das bin ich auch!"
„Ja, so wie jedes Blut sich selbst seinen nächsten Feind erzeugt, ein eigenes Gift, denn es wird böse in unseren Adern. So bist du unsere Schwester. Du bist die leibhaftige Schuld unseres Hauses, unserer Eltern, du bist das Böse, das wir andern alle nicht getan haben. Du freust dich daran, wie es sich ausbreitet und uns alle verdirbt. Du bist unser aller Böses, darum kennst du dich so gut bei uns allen aus, darum errätst du alles, noch bevor es geschehen ist, und sinnst alles aus, das dann getan wird, und flüsterst es ein und läßt es drucken und gibst es in die Zeitung und machst es zu unserem eigenen Schreck."
„Was tue ich?"
„Du machst uns zu dir, machst uns dir gleich, du ziehst uns in dich hinein, in dieses verfluchte Haus zurück. Das freut dich, davon träumst du und machst uns träumen. Unser Jammer erfrischt deinen Schlaf und hält dich bei Kraft."
„Du weißt nicht, was du sprichst. Zieh' deinen Verstand zu Rate. Deine und deines Hauses Angelegenheiten sind nicht so ungeheuer, sind keine Welt, wie du dir einbildest und in deiner Aufregung so wichtig nimmst. Geh, Elisabeth. Ich habe nichts mehr mit dir zu schaffen."
„Das glaubst du selbst nicht." Elisabeth riß sich endlich aus ihrem Anfall von Entsetzen und Gewißheit, von quälender Erleuchtung los, sie fühlte sich sterbensmatt und gleichgültig. Wo war sie? Warum war sie hier? Was hatte sie hier tun oder ändern wollen, wenn alles so unabänderlich notwendig, so elend vorbedacht war. Sie sagte nichts mehr, sondern schüttelte nur den Kopf, öffnete die Tür und ging.
Charlotte empfand einen Augenblick eine wahre Erschütterung

und ahnte die entsetzliche Zerstörung in der Schwester, ohne sie doch für mehr als eine augenblickliche Verwirrung zu halten. Immerhin sagte sie mit klarer Stimme „Leb wohl," aber Elisabeth hörte diesen Zuruf nicht mehr, und Charlotte war es zufrieden.

12.

Wasserporten wartete auf Coronas Bescheid. Die Tage wurden ihm nicht zu lang, denn seitdem ihm das schöne Mädchen die ersehnte und kaum mehr erhoffte Begegnung gewährt hatte, wodurch er sie gewissermaßen endlich allen anderen Frauen gleichgestellt sah, war sein Gemüt beruhigt und wieder im Gleichgewicht. Nur der Stolz, der sich versagte, die unerreichbare Höhe, die Unberührbarkeit selbst bei seinem tollen Angriff hatten ihn im Innersten aufreizen, an sich zweifeln machen und dazu antreiben können, die verlorene Fassung zu suchen, durch einen neuen Handstreich zu erobern, was ihm durch den ersten entschlüpft war. Nur der Widerstand, nur das Versagte regte ihn auf. Sah sich seine Erfahrung bestätigt, so war seine Leidenschaft gekühlt. Er war ja nicht böser, nicht klüger als die meisten anderen jungen Leute seiner Gesellschaft, immerhin soweit „anständig", daß er vor einer Frau, vor sich selbst nicht erbärmlich erscheinen mochte, vor allem aber, um gerecht zu sein, zu eitel, eine Erniedrigung zu ertragen, und eben darum nicht tief genug, gerade die Erhebungen der eigenen Niedrigkeit zu begehren, ja zu suchen, die eigene Roheit, die üble Gewohnheit seiner Berufssitten plötzlich wie eine furchtbare Verlassenheit und öde Wildnis des Herzens zu spüren und in seinem Abscheu sich aus eigenem Antrieb nach einem helleren, reineren Tun und Denken zu wenden. Er war bloß eitel, darum wollte er nicht schlecht erscheinen, sondern gerade vor einem begehrten Wesen möglichst vorteilhaft, wenn unbedingt notwendig — Corona war die erste, die dies verlangte —, sogar hochherzig und erhaben, aber er war wohl nicht eigentlich gut, darum begehrte er gar nicht, ernstlich zu sein oder zu werden, was er nur augenblicklich scheinen mochte. Ja diese Hochsinnigkeit und Hochgestimmtheit, zu der er sich genötigt fand, um Corona gerecht zu werden, hatte ein bißchen Unbequemlichkeit für ihn, er mußte über sich selbst schier lächeln, und das war die schlimmste Zumutung.

Er wartete darum gelassener, als damals auf seine Begegnung mit ihr, jetzt auf Coronas weitere Schritte, denn jetzt, wußte er, würde sie kommen, sie könne ihm nicht mehr entgehen, er habe sie besser, nachhaltiger, unentrinnbarer gewonnen, als mit dem ersten unbesonnenen Gewaltstreich seinerzeit. Er überließ sich darum einem wohligen Hindämmern und dehnte die lässige Spannung angenehm aus, soweit ihm der Dienst, ein sorgfältig geregeltes Nichtstun mit aller Gebärde von Eifer und Arbeit, dazu Freiheit ließ. Diese Spannung machte ihm eine köstliche Kraft fühlbar, als ob er noch nie seinen Schritt so leicht und sicher, seinen Verstand so scharf und bereit, seine Laune so munter empfunden hätte, als ginge er in einer dünnen, wohltuend kühlen, würzigen hohen Luft, die ihm eine unbestimmte Ferne so nahe rückte, daß er sich selbst, aber auch alle Menschen verstand und erkannte, als blicke er durch Seelen wie durch klares Glas, und als zöge er alle Dinge der Welt an sich und besitze, was an diesem Leben irgend wünschbar sein kann, das Erreichbare und noch mehr: das Unerreichbare. Er fühlte seinen scharfen, harten Schritt, das Klirren seines Säbels, den angenehmen Rauch seiner Zigaretten, den Ton seiner frischen, schneidigen Kommandostimme beim Exerzieren, seine Wirkung auf die Leute, wie er alle ihre Seelen beherrschte und zügelte, er spürte den gesunden durchbluteten Körper beim Schreiten, Waschen und Turnen, bei den Exerzierübungen, die er selbst mitmachte, die volle Anmut seiner geschmeidigen Glieder, sein hübsches, männliches Gesicht, er war mit sich zufrieden, er genoß sich so unbekümmert auf der Höhe seines Lebens, als brauche er gar nichts mehr zu tun, als eben zu sein wie er war, und beherrschte alles, bloß indem er da war.
Über die Zukunft oder überhaupt den Sinn dieses gesunden, großmächtigen Daseins hegte er ebensowenig Gedanken wie seine blendenden weißen Zähne, wenn sie einen Apfel anbissen, oder seine schlanken Beine, wenn sie munter ausschritten und seinen stattlichen Körper dahintrugen. Zu sein, wie er eben war, das war sein Schicksal und Glück, und das Schönste und Beste mit seinen Händen an sich zu ziehen, es zu ergreifen, zu verkosten, zu haben, ihm so gemäß, wie wenn Seelen, Menschen, Neigungen, Verlangen, Sehnsucht, Widerstreben, zarteste Empfindung auch nicht mehr wären als Luft, die man atmet, selbstverständliche Nahrung einer breiten Brust und rechtmäßiges

Eigentum eines kraftstrotzenden Körpers, eines unbesorgten Verstandes.
Er lag angekleidet, die Leinenbluse am Kragen offen, an einem Nachmittage im Frühling in seinem Zimmer auf seinem Cavalett und rauchte und dachte nichts, sondern fühlte sich bloß gesund, frei, heiter und jung. Er sah weithin auf Gärten, die nächsten Höfe und Häuser lagen so weit, daß man keine Nachbarn merkte, höchstens an fernen Fenstern schimmernde aushängende Wäschestücke oder blitzende Metallgefäße. Die Bäume begannen eben zu grünen, die Luft strich noch kühl, doch schon leicht angewärmt vom stärkeren Schein der Sonne in das Zimmer und bauschte leise die flatternden Mullvorhänge am offenen Fenster wie Segel. Sie bewegte auch die kleine Messingkette der Rouleauxschnur, so daß sie mit leisem Klirren regelmäßig an das Holz des Fensterrahmens anschlug. Von weitem hörte man ein Werkel spielen, der Wind trug die Töne herbei, und wenn er in die andere Richtung umschlug hinweg, so daß zwischen einem Takte und dem nächsten eine für das Gehör leicht peinigende Lücke einsetzte. Frühling in der Stadt. Der Rauch seiner Zigarette zog in gedehnten blauen Schwaden zum offenen Fenster hinaus, um sich in die reine Luft aufzulösen, der Himmel sah blaßblau drein, ein kränkelnder, unentschlossener Stadthimmel, weiße, gelbliche, kühn geballte Wolkengestalten wanderten über ihn hin. Wasserporten überlegte, ob er ausgehen sollte. Da pochte es an seiner Tür. Er sprang auf, er verschloß den Kragen seiner Leinenbluse, dann öffnete er die Tür. Er erstarrte. Corona stand auf seiner Schwelle. Tief in Schwarz verhüllt, zum Umsinken aufrecht. Ein kurzer Ausruf des Staunens, dann eilt er zu ihr, faßt ihre Hand, zieht sie ins Zimmer, schließt leicht die Türe, schiebt ihr einen Stuhl an seinen Tisch.
Unwillkürlich reißt er von diesem Tisch einige unordentliche Dinge weg und wirft sie in eine Ecke, einen gebrauchten Stehkragen, ein paar schwedische Handschuhe, eine Zeitung, ein zerlesenes, beschmutztes, ungebundenes Exemplar von Zolas „Nana“, er will seine Junggesellenwirtschaft entschuldigen, aber was liegt daran, jetzt und hier, er spürt selbst die Aufregung in allen Gliedern, die Corona hergeführt haben mußte, denn sie brachte ihm selbst die Entscheidung. Das wußte er.
„Verzeihung,“ flüsterte das Mädchen.

„Sie kommen selbst," flüsterte er und schämte sich, daß ihm gerade dies eingefallen war.
„Ich schulde Ihnen noch Aufklärung. Ich habe sie Ihnen versprochen. Aber ich hätte nicht schreiben können. Es wäre mir zu schwer geworden. Und wo hätte ich Ihnen alles sagen können? Niemand weiß, daß ich hierher gegangen bin, nicht einmal meine Mutter."
„Es geht auch niemand an, als mich und Sie."
Sie seufzte leise auf.
„Wollen Sie denn nicht Ihren Hut abnehmen, die Jacke ablegen, Fräulein Corona?"
Sie nickte nur ablehnend, aber sie schlug den Schleier zurück und zeigte ihr blasses, schmerzliches Antlitz, die Augen voller Tränen.
„Was ist denn geschehen?" fragte Wasserporten besorgt.
„Ich muß von Ihnen Abschied nehmen," flüsterte Corona. „Sie haben um mich geworben, ich habe Ihnen Bescheid versprochen, eigentlich habe ich damit schon zugestimmt," — sie errötete bei diesem Eingeständnis — „nun muß ich Sie bitten, mir mein Wort zurückzugeben, ich kann Sie nicht heiraten."
Wasserporten unterbrach sie nicht, er sah sie nur erregt an.
„Ich bin noch viel ärmer, als ich geglaubt habe. Mein Vater hat in den letzten Jahren schwere Verluste gehabt, unsere Firma ist zugrunde gegangen, ich besitze kein eigenes Vermögen, auch habe ich nichts gelernt und muß jetzt erst anfangen, mir mein Leben selbst zu verdienen. So könnte ich Ihnen, Herr Baron, nur eine Last sein, keine Freude, und würde Sie hindern, statt fördern. Darum ist es für uns beide besser, wir gehen auseinander. Wir sind ja übrigens noch gar nicht zusammengekommen," versuchte sie zu lächeln.
„Nein, das sind wir freilich nicht. Aber das Geld macht doch nicht soviel aus, gnädiges Fräulein."
„Doch. In unserem Falle alles," sagte Corona.
„Nun, ich müßte eben anfangen wie Sie und etwas Neues lernen, mir mein Brot verdienen, ich bin ja gesund und werde es schon auch treffen wie andere." Wasserporten sprach wohl nicht sehr überzeugt oder überzeugend, er sagte, was sich in solchem Falle schickt, und hätte, beim Worte genommen, auch getan, was sich in solchem Falle schickt, aber daß ein Offizier über

die Gelegenheit noch besonders erfreut sein soll, die ihn quittieren heißt, wäre zuviel verlangt gewesen.
Corona überhörte dieses unbewußte Widerstreben in seiner Antwort, sie schüttelte nur entschieden den Kopf: „Nein, Sie könnten das kaum und dürften es auch gar nicht, ihr Leben wäre verdorben und ich daran schuld. Wir würden beide die kurzen Tage eines ungerechten Glückes sehr bald verfluchen und einander zum Vorwurf machen müssen. Daran wollen wir nicht einmal denken. Wir sind für solche Anstrengungen und Opfer gar nicht erzogen."
Sie sagte „wir", um seine Empfindlichkeit zu schonen. Wasserporten schwieg. Er fühlte einen wahren Kummer mit einer wahren Befreiung, einen enttäuschten Verdruß mit einem gewissen Trost um sein Gemüt kämpfen. Corona sah so feierlich aus, älter, als er sie gekannt hatte, durch ihren Schmerz auch vor seiner, vor der eigenen Sehnsucht besser geschützt, als durch alles andere, sie hätte in diesem Augenblick als seine Mutter gelten können, so ernst und still und so von ihrem schwarzen Schleier umwallt, wie eine Witwe, saß sie da.
Schon erhob sie sich: „Ich habe es Ihnen nur selbst sagen wollen, damit Sie mich freigeben. Ich möchte nicht schuld sein, daß Sie sich auch nur einen Augenblick länger gebunden fühlen."
„Und Sie?"
„Ich? Was sollte mir die Freiheit?"
Sie sagte das so ruhig und selbstverständlich, daß es ihn schauerte. In diesem Augenblicke hätte er alles opfern können, damit sie dies nicht mehr sagen müßte. Aber sie fuhr gleich fort:
„Wir sind ja beide jung. Ich bin nicht die einzige." Sie sprach wieder von ihnen beiden, um nicht ihn allein zu meinen.
„Sie werden mich leichter vergessen, das Ganze war ja nur eine Einbildung, ein törichter Zufall, Herr Baron. Wir dürfen es gar nicht anders auffassen, nicht wahr?"
„Ich werde Sie nie vergessen, Fräulein, aber warum sollte ich es denn auch? Warum müßten wir uns denn vergessen? Warum sollten wir uns denn nie mehr wiedersehen dürfen?"
Sie errötete bei diesen Worten und lächelte zugleich bekümmert und getröstet wie ein Kind, so daß in einem Augenblick über ihre strenge Blässe der Schein und die Wärme der wahren

Jugend wiederkamen und Wasserporten plötzlich den unvergeßlichen Zauber dieses rosigen Mädchenantlitzes erwachen, ihr Bild in seinem Innern wieder lebendig werden sah. Jetzt erst war ihm, als müsse er sie halten, sie an sich ziehen, die köstliche spröde Verheißung einer wunderbaren Jugend, die heut und hier in diesem Zimmer, allein bei ihm, wie ein ruhender Falter in einem Augenblick über einem menschlichen Gewissen schwebte, ergreifen, nicht für immer entlassen, als beginne jetzt erst ihre Begrüßung statt eines Abschiedes. Ihm war, als strecke das Bild, das er von seiner ersten Begegnung mit ihr im Innern trug, dieses blonde, leicht vornübergebeugte Wesen, das sich über ihn neigte, die Arme nach ihm aus, daß er es noch einmal ergreife. Wer war nun die wahre, eigentliche Corona: die hier von ihm Abschied nahm, oder die in seinem Innern nach ihm rief? „Warum müssen wir denn Abschied nehmen, wir gehören ja doch zusammen, Fräulein. Warum sollen wir uns denn nie mehr wiedersehen?“
„Das müssen wir freilich nicht. Wer sollte es mir verwehren, Ihre Freundin zu sein, wenn Sie es wollen?“ Damit streckte sie ihm herzlich und mit einem offenen warmen Blick ihre Rechte entgegen.
„Meine Freundin?“ fragte er lächelnd, und wieder fragte der Teufel aus ihm, den jeder eitle Mensch verköstigt.
„Ja, Ihre Freundin!“ wiederholte Corona arglos und fuhr mit ihrem Taschentüchlein über die Augen.
Da schämte er sich und sagte nicht, was dieses Wort bei einem jungen Mädchen und einem jungen Offizier sonst noch bedeuten mochte, denn für dieses Mädchen hier sagte es das Reinste und Beste, was sie meinen konnte und immer meinte. Er küßte ihre Hand, dabei sah er sie so an, daß ihr vor diesem Blick bange wurde, den sie erwiderte. Sie fühlte ihre Knie zittern, fühlte, wie eine wunderbare Versuchung und gefürchtete Leidenschaft sie taumeln machte, daß sie ihm ohnmächtig an die Brust gefallen wäre, wenn sie nicht sogleich ginge. Diese ganze Bewegung dauerte freilich nicht länger, als er ihre Hand hielt, an seine Lippen führte und langsam, immer Aug' in Auge, mit seinem Blick ihre lebendige Seele aussaugend, eine Ewigkeit lang sinken ließ, und bis sie sie ihm, das Auge schließend, entzog. Sie nahm den Schleier über ihr Gesicht und verließ ihn. Er wollte sie nicht mehr wiedersehen.

13.

Albrecht Frantzl hatte gehorsam die Technik besucht und war Maschinenbauingenieur geworden, nicht ohne jeden Augenblick seiner freien Zeit für seine freie Kunst auszunützen. Er saß tagsüber vor seinen vielfältigen, genau gezeichneten Konstruktionen, deren verwirrtes Liniennetz ihn wie ein Spinnenbau einfing, und bemühte sich mit all seiner ruhigen, gefaßten Pflichttreue, ordentlich zustande zu bringen, was ihm als Aufgabe gestellt war, er rechnete seine Sicherheitskoeffizienten und Pferdekräfte aus, oder was es sonst zwischen Material und Festigkeit, Widerstand und Angriff zu bedenken galt. Er rollte nicht früher die Bogen zusammen und verschloß die Tintenfässer, Lineale, Zirkel und Reißfedern nicht eher, als bis das vorgeschriebene Tagesmaß beendigt war. Dann zog er hurtig mit einem leichten Seufzer seinen Leinenkittel aus und seinen Lodenrock an, setzte sein Hütel auf mit einer linkisch kühnen, unwillkürlich ausgelassenen Bewegung, nahm einen handlichen Malkasten, das übliche Klappstühlchen und einen grauen Schattenspender mit und fuhr irgendwo hinaus, wo er etwas Passendes erlandschaften konnte. Oder — bei ungünstiger Witterung und Jahreszeit — zog er sich in ein Atelier zurück, das er vom bescheidenen Ertrag seiner Arbeit in einem sechsten Stock eines Wohnhausungeheuers unterhielt — denn trotz der Bedenken des Vaters brachte er auf Ausstellungen manches Bildchen um einen artigen Preis an den Mann — und malte hier in dem unheimlichen weißen, kreidigen Licht, was er draußen gesucht und gemerkt hatte, nichts als lauter luftige Nahrung eines hungrigen Kunstgemütes, arbeitete dies alles — als außerordentlicher Hörer an der Akademie — mit seiner angestammten Sorgfalt und peinlichen Genauigkeit, als dürfe er sich keine Linie, keinen Zug und Schatten, kein Licht und keinen geringsten Flecken entgehen lassen, kein Obenhin, kein dreistes Ungefähr, kein Selbstverständliches, keine noch so allgemeine Abkürzung der umständlichen Mannigfaltigkeit des Sichtbaren erlauben, er wühlte sich ins Kleinste und Feinste aus Drang und Pein nach dem Größten und Freiesten. Er spürte sich auf jedem Schritt und Tritt Diener und willenloses Werkzeug seines Triebes, dem nur eine bescheidene, arme Hand zu so leidenschaftlichem Bestreben verliehen war. Er ächzte unter der Last auch dieser

Pflicht und wußte, daß ihm als einem bürgerlichen Kinde die Freiheit versagt bleiben mußte, die man niemals in der Muße allein, in willkürlichen und selbstbestimmten Verhältnissen, weder im Reichtum, noch in der Not, finden kann, wenn man sie eben nicht längst besitzt. Er ahnte: man trug diese Freiheit in sich, äußere Verhältnisse konnten sie weder geben, noch nehmen. Man hatte diese Freiheit in dem Blick für das Unermeßliche, Zweifelhafte, Fragwürdige alles Daseins, in dem ahnenden Zittern des Geistes, das dürstend auffing, was als Spannung, angreifende Kraft, als überspringender Funke der unbegreiflichen Seelenenergie von überallher im kleinsten Teilchen des Unermeßlichen unermeßlich lebte: Größe, Bewegung, Licht und Gestalt, den weitreichenden Bogen, der ohne Anfang und Ende aus dem Einzelnen in die Ewigkeit geschwungen war. Oder man hatte diese Freiheit nie, man hing wie er an das spärliche, kümmerliche Sträuchlein Wirklichkeit gekrallt, halb und halb zwischen den Abgründen, und starrte mit Lebensangst und Todesangst auf das dürftige Bild jedes Dinges, das hart und bleiern, klar und begrenzt, aber eben darum schattenhaft unwahr und tot blieb. Bewegung allein war Licht und Wahrheit, Fülle und seliger Schein aller sieben Himmel. Man war frei in ihrer Mitte, wenn man diese Sonne, dieses Licht in sich hatte, frei, mochten selbst Arme und Hände und Beine und Füße und Haupt und Glieder mit Stricken an einen Fels gebunden sein. Man besaß diese Freiheit, oder man besaß sie nicht. Man log sich immerhin vor, sie entziehe sich den kümmerlichen Verhältnissen von Pflicht und Tagesarbeit, sie winke mit goldenem Licht in der Ferne unbekümmerter versagter Muße und reiner Stille. Man log sich diesen Traum in diesem Leben vor, man glaubte, man könne sich ihn erarbeiten und diese Freiheit, diese Kindschaft des Glückes erkaufen und erwerben. Waren Gott und Gabe, Schicksal und Bestimmung denn ein Wucherer, der so und so viele Pfund Fleisch und Schweiß, Arbeit und Blut, Seufzer und Verzicht, Zeit und Leistung aus Leib und Seele schnitt, dann aber seine Ware Freiheit genau auf ein Kilo zuwog? Nein, Gott und Gabe waren viel ungerechter, härter und unbestimmbarer, sie setzten nicht ein Jenseits und eine Zukunft vor ein qualvolles Diesseits und Heute, sondern sie maßen von Anbeginn und als Verhängnis zu, was jedem einzelnen vergönnt war, sein Quentchen Können und seinen Zentner Müssen und seine Last

von Wunsch und Begierde, sie erwarteten keinen Gerichtstag und keine Abrechnung mit ihrer Härte, es winkte einem keine Erlösung, man ging unter seinem Joche und konnte es nicht abschütteln. Warum zog man diese Kette und wohin? Warum warf man sie nicht ab, man hätte bescheiden für sein bißchen Speis und Trank, Kleidung und Wohnung, für ein Dach über dem Kopfe, für ein Buch zum Lesen, für ein Bett zum Schlafen, für ein Licht am Abend, für ein Glas Wein im Freien, für einen Spaziergang im Wald, für ein Bad in der Hitze, für ein Spiel von Musik seine Tagesarbeit tun können wie viele Tausende ohne Frage lebende Menschen ringsum, und wäre dann frei gewesen, um sorglos allein oder mit einer kleinen Geliebten spazierenzugehen, in einem Gasthaus an einem sauber gedeckten Tisch bei heller Beleuchtung ein anständiges Nachtmahl zu verzehren und sich so gestärkt, wohlzufrieden ins Bett zu legen und den nächsten gleichen Tag bewußtlos in gerechtem Schlafe zu erwarten, bis man einmal als Vater oder als Großvater oder als Junggeselle, je nachdem, hinschlief und nicht mehr aufzustehen brauchte. So hätte man bei gesunder Vernunft und Bescheidenheit, bei begnügtem Gemeinverstande leben und sich anmaßend gar noch sagen dürfen: es ist gut. Aber so viel, so wenig Vernunft, so gutes, will sagen so übles Maß von Bescheidenheit hatte man eben nicht. Man führte, weiß Gott, weiß der Teufel woher, in seinem Blut und Hirn, in seiner Hand und in seinem Herzen ein kleinstes, größtes Übermaß, ein Körnchen Gift und Glut, Funken und Sinn, Kraft und Willen mit, und das machte einen bei dieser Ordnung und Grenze stumm, aber rasend schäumen, ausschlagen und fliehen, jagen, suchen, schwärmen, betteln, zagen, begehren und beben wie ein Pferd, dessen Flanken zittern und dessen Nüstern gehen. Man mußte wissen, was man wollte und nicht konnte, suchen, was einem zu finden versagt war, man mußte mit Sklavenhand langsam und ängstlich bilden, was der Gott in einem andern mit einem frechen Nu hervorschleuderte, mit hartem Fleiß und ärmlicher Genauigkeit mußte man die Linie eines Bäumchens geduldig auf dem Papier hinschreiben, Strich an Strich, Gelenk an Gelenk, Knoten an Knoten, Ast an Ast, und siehe, es blieb ein Abbild. Dem andern, in dem Gott war, der maßlose, ungerecht gebende und nehmende Gott, der nach seiner Laune liebte und strafte, zumaß im Überfluß und der Armut wegnahm, diesem andern wurde es schier

im Schlafe Wirklichkeit und Welt, ihm schwang sich von Ding zu Ding, von einem Ast und Umriß zur bewegten, durch und durch dringenden und bestimmenden Luft, vom Schatten ins Licht und zurück ins Dunkel, von einem Einzelnen zum All, vom Hier und Jetzt ins Dort und Überall eine mittragende Welle, ein kühner, bedeutender Bogen; sein Auge trank Seele und Wahrheit, Ahnung und Gewißheit, Ungefähr und genaueste Einsicht im Überfluß aus jedem Geringsten und brauchte nie zu dürsten. Er fragte, und seine Fragen waren lauter Antworten, er suchte nie, aber er fand alles, das Licht seines Auges fing das Licht der Welt, ein Strahl den andern spielend auf, und ein unendlicher Glanz der Vollendung ging von allem aus, was ein solcher Freier berührt hatte. Welt war, was der Glückliche im engsten Winkel schaute, Erlebnis und All trugen ihm aus jedem Augenblick allseits Bedeutung und Wirklichkeit zu. Dem Armen aber, den Gott ungleich als Gegensatz hervorgebracht, den er brauchte, um seine Gnade bei den andern in ihrer Pracht zu erstellen, wurde die Welt und Unendlichkeit zum toten Einzelnen, was sein Fleiß anrührte, erstarrte zum Abbild, sein Auge zog die Unendlichkeit aus den Dingen und verkleinerte sie mit tausend Stichen und Strichen, bis sie in seinem engen Wesen, aber tot und stumm Raum fanden. Dieses Wesen mußte gleichwohl begehren, was es nie beherbergen konnte, denn Gott verlangt solche Ungleichheit aller als den Spielraum der Kreatur. Darum war Freiheit kein Besitz, den man erwirtschaften, erbitten, mit Fleiß und Opfern erreichen konnte, sondern eine Gabe und Gnade, dem einen stand sie rechtens zu, und ihm war alles gegeben, dem andern war sie versagt, und ihm war alles genommen. Es gab keine Stufen und Grade des Talents. Diese Lüge hatten Leute ausgedacht, die sich ihrer selbst getrösten wollten, es gab keine großen, größeren und größten oder kleine und kleinere und kleinste Künstler, ebensowenig wie es Mehr- oder Wenigerlöwen gab oder Halb- und Ganz- und Viertelbienen. Nein, es gab Reiche und Arme, Gnade und Ungnade, Künstler gab es und Arbeiter! Es gab Taten hier und Arbeiten dort. Jeder hatte alles und nichts. Entweder eine Welt oder einen Klumpen Mist, der eine besaß eine unsterbliche Seele und ihre Freiheit, der andere eine Armesünderseele, die nach Gefängnis roch. Ja, das paßte den Menschen freilich, alles gleich zu machen und anzuschauen, die Früchte zu verteilen, die Arbeit zu bemessen, den

Ertrag zuzuwägen, vor allem die Pflichten zu verringern, so daß jeder unbesorgt auf seinem grünen Zweige von Nichtsnutzigkeit sitzen, sich die Federn putzen und herumäugeln konnte nach dem gleichen Nachbar rechts und links, und ob es denn wirklich und endlich keinen mehr gab, der noch höher oben war. Aber vergaßen sie denn, daß der Mensch ein Geschöpf der Ungerechtigkeit und Grausamkeit, von Blut und Raub, eben vom Menschen lebt, daß er Seelen aufzehren muß, daß er Herzen zum Fraße braucht, daß er zum Morde bestimmt ist und aus Vernichtung seine Kräfte zieht? Selbst die höchste Güte, die menschliche Vollkommenheit und Herrlichkeit, die Liebe der Nächsten, die reine Anschauung der Welt erwuchs nur aus der schwärzesten Finsternis des Denkens, das alles Denkbare nicht nur denken kann, sondern auch gedacht haben muß und von niedrigem Wunsch, böser Begierde, grausamer Vernichtung den edeln Sinn nährt. Sonne wird aus dem Dunkel offenbar, Licht aus Schatten, das Gute nur im Gegensatz des Schlechten erlebt. In seinen höchsten Aufschwüngen kommt das Gute, wird Erhabenes stets aus den tiefsten Abgründen gehoben, wo die Ahnen, Mütter und Vorväter und die eigene Niedertracht von Einst als das bißchen Feld verwesen, daraus eine Lilie, mit den Füßen in Moder, mit dem Haupt im Lichte, zum Himmel wachsen mag, zu einem unwahren, unerreichbaren, unbegrenzteren, unfaßbaren, darum eben notwendig vorgestellten Himmel. Güte war gut, nicht gerecht. Dies aber machte Liebe so hoch und schmerzhaft: ihr irdischer Grund, ihre modrige, von Schlangen und Molchen, von Gift und Haß, von Hunger und Ekel, von Neid, von Ungenügen und Unfähigkeit, von ohnmächtigem Gelüst strotzende Tiefe, in der man, bis an den Hals versunken, gewatet sein muß, in der man Wurzeln geschlagen haben muß, um aus ihr an das Licht zu wachsen. Gott und Teufel waren nur die beiden Seiten dieses menschlichen Seelenangesichts, Gut und Böse seine einzige Farbe, die — je nachdem — aufblühte und versank und, in tausend Farben zerspringend, den Schein von Unendlichem erlebte und erzeugte. Ewiges ward nur durch Zeitliches erschlossen, Grenzenloses aus den Grenzen, Heil und Erbarmen aus Nacht und Grauen, Leben aus dem Tode, jeder Wille mußte einen anderen erwürgen, jede Kraft eine andere zur Ohnmacht erdrücken, denn dies war Menschenlos und -dasein und -sinn auf einer Erde der Unzucht und Macht,

wo Zonen müheloser Fruchtbarkeit neben Eisfeldern und Wüsten schimmerten und wo alle Wesen, die wir kennen, in unendlicher Ungleichheit über dieses Leben hingestreut sind, friedlos den Frieden zu begehren, gerecht aber die Ungleichheit zu wollen, denn sie bleibt das Geheimnis aller Würde, der Sinn aller Kraft — wenn es eben eine geben muß —, der süße Kern des bitteren Seins. Mitleid und Liebe betrogen die Menschen um diese ihre einzige Heiligung und Rechtfertigung: um ihre Ungleichheit. Nur faule, herabgekommene, lahm gewordene Menschentiere, deren Zähne locker saßen und deren Krallen stumpf geworden waren, konnten sich in diese Armesündergleichheit und wahllose Liebe flüchten, die jeden zugleich rettete und für immer verstieß. Es war die Tugend und Erhabenheit, die edle Lüge der Großen, sich den Kleinen gleichzusetzen, die Welt in einem Wassertropfen, das Mögliche im Wirklichen, das Unendliche im Endlichen zu erschauen und zu lieben, das Unzulängliche aus eigenem auf das Grenzenlose zu erweitern, sie durften sich zur Säule machen, die eine Wölbung der Welt tragen konnten, aber eine Menschheit, die der Größe würdig war und noch fähig, aus ihren Lenden ihre Genies, ihre Erlöser, ihre Gedanken, ihre Himmel, ihren Gott zu zeugen, mußte die Kraft aufbringen, diese Gleichheit voll Stolz und Demut zurückzuweisen und sich auf die Ungerechtigkeit als auf ihre Heimat und Pflicht zu berufen: laßt uns unsere ungleichen Lose, bedient euch unserer Leiber und Seelen, lehrt uns unsere Pflicht und unser Dulden und zwingt uns, denn wir wollen bezwungen sein und darin unser Schicksal haben, denn dies allein macht uns frei, indem es uns überwältigt, nicht unser zwanglos elendes Dasein, wir wollen leben, nicht sicher sein. Wir wollen im Versagten das Angesicht Gottes ahnen, nicht in unseren satten Mägen ihn begraben, wir wollen uns opfern, um uns zu gewinnen, nicht uns bergen, als hätten wir alles im Trocknen, wir wollen Angst und Hunger, Zorn und Eifer, denn Christ und Antichrist, Liebe und Haß müssen in uns toben, damit unser Leben Gott begehrt, laß uns Heiden sein und gekreuzigt, damit wir glauben können und kreuzigen dürfen, wir brauchen täglich und stündlich unsere Opferung und unser Opfer, laß uns nicht vergessen, daß wir Tiere und Räuber sind, damit wir gedenken, Menschen zu sein. Wir können uns von uns nur erlösen durch Schmach und Grauen. Laß uns unser tägliches Brot und die

Mühsal unserer Arbeit wie auch der Dienstbarkeit und des Hasses, tritt uns mit Füßen und verachte uns, aber sei unser Herr. Wir wollen dienen und herrschen, nimm uns nicht die Mannheit unserer Lenden, wir wollen nicht als Kapaune das schmachvolle Glück von Gleichheit und den öden Frieden, der auf unsere unfruchtbare Sattheit starrt, sondern Ungleichheit und Gewalt, Beugen und Gebeugtwerden, Schaffen und Geschaffenwerden, wir wollen die Faust aufs Auge, das Messer an den Hals, die Frucht höher als den Sprung. Denn das alles heißt Liebe. Laß uns schreien und nicht wissen: ist's Jubel oder Angst, Dank oder Gier, Liebe oder Haß, aber nimm uns die Stimme nicht aus unserer Brust, denn sonst verstummt die Stimme über uns. Gib uns unsere Hölle, damit wir unseren Himmel haben. Wir wollen den wahren, den ungerechten Gott, nicht uns selbst als unseren armseligen mutlosen Götzen, wir wollen im Unfrieden ewig sein, nicht sterblich im Frieden verfaulen.

Aber die Menschen sprechen und denken nicht so, sie wollen nicht sich empor, sondern das Hohe zu sich hinabziehen und verenden in Bequemlichkeit. Liebe wird ihnen gemein, und was sie fassen, ekle Gleichheit, muß sie im Überdruß ersticken. Er aber, Albrecht Frantzl, konnte wenigstens so denken und leben und die Ungerechtigkeit, die ihm sein Teil vorenthielt, als höhere Gerechtigkeit verehren, indem er ihr unterlag, und darin fühlte er sich — eben indem er unzulänglich war — doch menschenwürdig und sprach sich des Lebens schuldig. Als über die Firma seines Vaters der Konkurs einbrach, hatte er eben seine Studien beendigt und bedurfte gar nicht erst des väterlichen Zuspruches oder Befehles, um einen Broterwerb an Stelle des fragwürdigen Malergewerbes zu suchen. Ernst und bescheiden begriff er sogleich, daß nun die Sorge um ein ganzes Haus auf seine jüngeren Schultern gewälzt war, er schob sie selbstverständlich und geduldig unter und trug sie mit, so gut und so lang er es vermochte. Er trat in ein Ingenieurbureau ein und arbeitete weiter, wie bisher an der Hochschule, nunmehr an den gelblichen amerikanischen Schreibtischen, deren Rolldecken er erst nach sorgfältig vollgezeichneten Bogen mit saubersten Konstruktionen verschloß. Am Nachmittag legte er seine Reißfeder hin, putzte sie sorgfältig mit den Tuchlappen aus, tat seine farbigen Tintenfläschchen, Lineale und Zirkel in

die Laden, hing seinen Leinenrock an den Haken, putzte seine Schuhe, bürstete seine nett gehaltenen Kleider und wanderte mit seinem Malgerät ins Freie.
Hatte er als Knabe in einem dunkeln Vorzimmer seinen ersten Malversuchen räumlich beschränkt obgelegen, so ging er ihnen nun zeitlich beschränkt nach, aber ohne das Gefühl, damit irgend jemand ein besonderes Opfer zu bringen und schwerer gestraft zu sein, als mit einer begrenzten Gabe für eine grenzenlose Sehnsucht.
Sein Vater hatte ein bescheidenes Unterkommen in einem der großen gesellschaftlichen Betriebe gefunden, die den seinigen aufgezehrt hatten, so verdienten sie beide genug, um ihren ohnedies herabgeminderten Hausstand zu erhalten. War aber Albrecht ein Bildchen einmal halbwegs geglückt und verkauft, und gab es im Sommer vierzehn Tage Urlaub, so floh er allein und aufatmend, soweit er nur konnte, davon. Am liebsten nach Italien.
Wir sehen ihn an einem Frühsommermorgen in einem rohseidenen Anzug, einen breitrandigen Strohhut auf den braunen, langgelassenen, in den Nacken fallenden, seidenweichen Haaren, einen braunen Leinensack und den notwendigen Malkasten in der Rechten, den Eisenbahnzug aufsuchen, der innerhalb eines Tages aus dem kümmerlichen Gewirr unserer Heimat in das wunderbare, schmutzige und strotzende, aber großartige und unbekümmerte Wesen des Südens führt, so daß ein Tag das Spiel und Gegenspiel der Zeiten und Orte enthalten und darbieten konnte. Albrecht drückte sich bescheiden in ein Fenstereckchen des überfüllten Wagens, denn so oft er auch in den letzten Jahren diesen Flug ins Abenteuer unternommen hatte, er schien ihm jedesmal gleich toll und anmaßend, als sei er ein Ausreißer, der von der Polizei gefaßt und beim „Krawattel“ in den österreichischen Kotter zurückgeworfen werden konnte. War es denn nicht unbegreiflich, daß man um ein paar, freilich sauer ersparte Gulden gleich einen Ausflug ins Wunder machen durfte? Er fing den Anblick der vorüberziehenden Landschaften, der längst bekannten, wie den einer durch Liebe und Staunen verklärten Freude auf, er trank das freundliche Sonnenlicht, das über die in Waldungen und Weingärten sanft hingebetteten schimmernden Örtchen des Wienerwaldes einen Hauch von Ahnung des Südens, von reifender und zeugender Wärme hin-

goß, der ihre Waldbestände dunkler und geheimnisvoller vom leuchtenden blauen Himmel abhob, der ihre Wolken oben glänzender und bedeutungsvoller wehen und wandern ließ. Wie in einem wachen Traum, gewiegt von der stetigen, vollen mächtigen Melodie der unablässig rollenden eisernen Räder, schwebte er im sachten Anstieg der Fahrt mit einem Male in der wachsenden Höhe von Fels und Gebirge, der Blick sah weite mitwandernde Wellen von schwarzen, grünen, blauen Bergen, die mit Tälern und Klüften immer näher traten, immer neue Senkungen von oben überschauen ließen, bis man am höchsten Saume, an den Rand geschmiegt, über der Tiefe selbst hinfuhr, um in raschem Abstieg in ein grünes, gleichmäßig reifes und üppiges Gelände zu kommen.
Und noch in derselben Nacht fuhr man über eine hallende, endlose Brücke, an deren Pfeiler leise Wellen gluckend anschlugen, im dunkeln Wagen. Um seine Lampe summten die entsetzlichen „Zanzare“, so fuhr man von Mestre in Venedig ein und trat aus dem Bahnhofe auf eine breite Stiege vor den dunkeln Canal grande, in dessen schwarzer Masse wie in dunkelm Sammet oder auf den fürstlichen Wellen schwarzer Seide glänzende Lichter funkelten.
Albrecht stand zu Mittag auf der Riva dei Schiavoni, den Hut in der Hand, und ließ die Sonne auf sein Haupt, auf seinen mageren, schlanken Körper brennen, er schaute umher, und es war ihm, als ob er auf einer schwebenden Brücke stünde, die zwischen zwei Felsen über der Unendlichkeit hing und, von seiner Last beschwert, unablässig und leise schwang und bebte. War diese Bewegung in ihm oder kam sie von außen? Löste diese weiße, strahlende Sonne, die auf die Fenster mit den blauschattenden Säulen und Gesimsen, auf die Marmorplatten und Statuen, auf die weißen Pflasterplatten, auf die achtlos wandernden und schwatzenden Menschen schien, dies alles in Ströme und Schwaden von unzähligen flutenden Massen auf, oder war es sein Blick, der vor Glut aufgelöst, in einer ungeheueren Anstrengung von Wahrnehmung und Einsicht keine ruhenden begrenzten, sondern nur uferlos bewegte Dinge erkennen konnte: diesen tollen seidenen blauen Himmel, mit dem diamantenen, eigentümlichen Glanz auf der Höhe seiner Wölbung, das träge anschlagende blaue Wasser, worauf die Gondeln widerspenstig ritten und sich immer an die Mauer

der Kais antreiben ließen, um mit ungebeugten Hälsen wieder ein Stück zurückzuschwimmen und abermals anzustoßen, hartnäckig wie Widder. Er sah diese bunte Komödie und Maskerade von Venedig wie einen Teppich, dessen jeder einzelne Faden für sich kam und durch das Ganze ging und hinfloß, so daß die Wirklichkeit zu einem grellen Muster gelöst war und wiedererstand, ihm entgegenströmte und gleich darauf sich zurücknahm, ohne Maß, ohne Grenze, aber auch ohne Widerstand, als stieße sein Blick nicht auf Dinge und Verhältnisse in Nähe oder Ferne, sondern über eine gleichmäßig aufgerollte Fläche, auf der das Licht wie auf einer stählernen Platte sich sammelte, und von der es blitzend in sein Auge zurücksprang, das ihn allmählich schmerzte. Der Himmel, das Meer, die weißen Bauten, die sacht anschlagende Flut, das weite Rund, das um ihn lag, kamen ihm, der hilflos auf seiner bebenden Brücke stand und starrte, mit jedem Wellenschlage näher, unheimlich nahe rückten sie an ihn und zugleich unheimlich tiefer, als ob die Brücke, auf der er stand, sacht gehoben würde, während die Fläche, auf die er blickte, immer nachkam, ohne daß sich der Raum zwischen seinen Blicken und ihrem Muster etwa verringerte. Wohl aber wurde der Raum zwischen seinen Augen und seiner Wahrnehmung, zwischen dem Anblick und seinem Urteil im Hangen und Schweben immer enger, als hätte er immer mehr zu sehen und könne um soviel weniger fassen, als träte die Fläche, indem sie sich unaufhörlich aus der Tiefe und von rechts nach links näher an ihn schob, zugleich härter an ihn, er hätte sie mit den Händen abwehren, von sich wegschieben mögen, nur durfte er keinen Finger rühren, um nicht zu stürzen, denn er war, weiß Gott, in einer gefährlichen Lage. Was war das für eine lächerliche Komödie, diese bunten, abgebrauchten, schmutzigen unwahren Kulissen, diese Vordergründe mit lauter grellen Ornamenten und Steinputz, diese Ausblicke in konventionelle blauschwarze Schattengäßchen und Seitenwinkel, aus denen irgend ein ungewaschener brauner Haderlump mit einem malerisch umgeworfenen schwarzen Mantel unbegründet hervorkam! Aber was sollte das heißen, daß dieser braune Kerl immer größer wurde, je weiter er wegging, statt daß er nach den Regeln der Perspektive kleiner wurde, bis er endlich verschwand und das Auge von dieser überflüssigen Staffage befreite, aber nein, er wuchs und wuchs so lange,

das Meer, der Himmel, die Mauern von Stein, die Pflasterplatten, alles wuchs mit ihm so ungeheuer, daß dem Albrecht auf der schwebenden Brücke oben nichts anderes übrigblieb, als sich in Gottesnamen selbst klein zu machen und samt der Brücke, so gut es ging zurückzuziehen, er mußte sich bücken — wunderlich, dabei blieb er doch immer auf seiner Brücke, weit von den wachsenden Dingen, die ihn so verdrängten —, er kam endlich unter einen runden Steinbogen, die Marmorsäule, die aus lauter erstarrten Tieren und Menschenfratzen gebildet war, hatte ein Loch, gerade dort, wo auf dem Kapitäl die Wölbung zu ruhen kam. Der braune Haderlump unten wuchs so lange — schrie er nicht „frutti di mare" aus? — der Himmel und das Wasser und die hochhalsigen Gondeln mit ihm, und Albrecht wurde so klein, bis ihm nichts anderes übrigblieb, als sich in diese Lücke einzuschmiegen, wobei er aber noch immer auf seiner Brücke schwankte, stöhnte und endlich mit den Händen um sich griff, denn, entsetzlich — er hatte die ungeheure Last des Riesenbaues zu tragen, er war dort gerade eingefügt, wo die Wölbung auf dem Kapitäl zu ruhen kam. Er schnitt deshalb inmitten von steinernen Gewinden, Blüten und Gestalten ein Gesicht voll Qual. Es lastete doch zu schwer auf ihm. Warum hatte er sich so unterschieben lassen und hockte nun, einen lebensgroßen Kopf auf einem zwergenhaften, gekauerten Rumpf, die Eingeweide zusammengepreßt, mit einer verteufelt komischen Miene in einem Loch, die anderen hatten leicht lachen, wenn man diesen Bogen tragen und vor Qual grinsen mußte, dabei hatte man keinen Halt, denn die Füße ruhten nirgends, die Brücke wich aus, sie glitt mit dem Bogen abwärts und hinweg, man hing, nein, kauerte im Grenzenlosen, den Bogen im Nacken, man verzog das Gehirn vor Schmerz, war das auch noch Pflicht, hieß das auch noch Gerechtigkeit, man konnte doch nicht mehr, als man konnte, was brannte denn die Sonne noch für ein Schandmal in diese Sklavenstirn, die Augen sahen ja schon nichts mehr als lauter schmerzende Sonnen. Er kauerte immer dichter in sich zusammen.
Anf der Riva dei Schiavoni, an der Mauer eines Hauses, sank ein junger deutscher Maler in einem rohseidenen Anzug ohnmächtig nieder. Niemand bemerkte ihn weiter, sein Hut lag unweit im Schmutz, seine braunen Locken waren vom Staub besudelt, um sein heißes Gesicht schwirrten Fliegen, die

schwarzen oder rothaarigen Frauenzimmer mit den schwarzen Kopftüchern und in den klappernden Schuhen pochten vorbei, die Arbeiter in den blauen Leinenkitteln strolchten spuckend und kauend einher, die Hausierer schrien ihre Ware aus, „frutti di mare“, oder Fruchtwasser, „molto bene, molto purgante“, oder boten gelbe Pomeranzen oder Rosen in Körben oder Maiskörner als Taubenfutter in Tüten. Die Gondelführer riefen mit tiefer, gaumiger Stimme ihre Fahrzeuge aus, die Wellen schlugen eintönig erzählend an die Mauern, niemand kümmerte sich um den einsamen und demütig an der schattenlosen Wand hingesunkenen jungen Menschen, sie mochten glauben, er habe sich wie einer von ihnen in die Sonne schlafen gelegt, denn sie schliefen am besten so, mitten auf der Straße, die Vorübergehenden machten einen kleinen Bogen, um einen nicht zu stören. Dann stand man nach einer Weile auf und war guter Dinge.

Der Zufall wollte es, daß ein paar Wiener Leute mit Feldstechern und Stadtkarte daherkamen, um den Markusplatz zu erreichen. „Da liegt ja einer!“ Sie waren als Wiener gewohnt, sich um derlei Zwischenfälle sehr angeregt zu bekümmern, die hier unbeachtet liegengelassen wurden. So versammelten sie sich gleich um den Ohnmächtigen und betrachteten ihn, sie erkannten ihn als einen Landsmann, denn dafür hatten sie wie die Tiere ihren Geruch und eine scharfe Witterung. „Mir scheint! Nicht möglich! Das ist ja der Albrecht Frantzl!“ rief einer aus. Dann bemühte man sich um ihn.

14.

Seit dem Unfalle in Venedig war Albrecht Frantzl gebrochen. Er lebte in einem dumpfen, halbwachen Zustand, aus dem er für Tage oder Stunden sogar in eine scheinbare ruhige Helligkeit emporfand, dann sprach er vernünftiger und mit seiner sorgfältigen Rücksicht auf Mutter und Schwester, die ihn nie verließen und sich in seine Pflege teilten. Aber er konnte nicht mehr malen, wenn er auch viel an Bilder dachte und von Bildern sprach. Es schnitt den beiden Frauen ins Herz, wenn er gelegentlich beim Spazierengehen ein Auge einkniff, wie es die Maler tun, und dazu mit dem ausgestreckten Daumen der Rechten die Gebärde machte, die hier und dort etwas Bezeichnendes hervorhob und einem Umriß nachging. Wenn sie ihn

dann durch Fragen darauf bringen wollten, etwas über dieses Bild zu reden, schüttelte er bloß wehmütig lächelnd den Kopf und verneinte und ließ die Hände sinken, als sei alles eins. Noch schlimmer aber waren die plötzlichen Augenblicke seines Wahnsinns, die ihn so oft gerade unterwegs befielen.
Da sank er plötzlich mit emporgehobenen, flehenden Armen in die Knie, hockte sich furchtsam wie ein Kind auf den Boden und stemmte die Arme empor, als erwehre er sich einer ungeheuren Last, er wurde davon erdrückt, bis er sich auf den Boden legte und, Gebete murmelnd, ächzte und sich bemühte, durch den Bogen hindurchzukriechen, der für ihn zu eng war. Er versuchte immer den Kopf zu heben, ob er schon hindurchgelangt war, aber er stieß sich immer wieder die Stirn an diesem Joch und senkte sie ächzend zu Boden. Kein Zureden half, er war nicht zu bewegen aufzustehen. „Seht ihr denn nicht, wie es mich niederdrückt?" rief er unwillig. Sie mußten dann, wo immer es war, auf der belebten Straße, wenn sie den kleinen Stadtgarten in der Nähe ihrer Wohnung nicht hatten erreichen können, bei ihm warten und stehen, bis er, übermüdet, sich endlich aufheben und rechts und links unter den Arm gefaßt, nach Hause führen ließ. Die Leute auf der Gasse sammelten sich um die Gruppe, die mit der schmerzenreichen Mutter, der schönen traurigen Schwester und dem von Leiden übermenschlich gequälten Jüngling etwas ungewollt Heiliges hatte, das freilich von niemand so bemerkt wurde. Vielmehr lachten Kinder oft über den spaßigen Anblick des Mannes, der sich ächzend auf dem Boden wand, Erwachsene ließen sich vernehmen, daß solche Leute nicht auf die Gasse gehören, wo sie andere in Schrecken brächten und den Weg versperrten, man solle den armen Kerl doch in eine Anstalt geben, wieder andere rieten, ihn mit kaltem Wasser anzuspritzen. Da er in den vier Wänden gelegentlich schrie und klagte und mit Fäusten an die Möbel schlug und bei Nacht unruhig war, hatte man in der alten Wohnung nicht mehr bleiben, sondern eine kleinere suchen müssen, die von der Nachbarschaft unabhängig sein mußte. So war man in finstere Parterreräumlichkeiten geraten, die keinen Augenblick zu keiner Jahreszeit von dem kleinen hohen, schachtartigen Hofe her auch nur einen hellen Sonnenstrahl empfingen. Dieser Schatten bleichte die Gefangenen dieser Wohnung und trocknete ihre Wangen, ihre Augen, ihre Herzen noch mehr

aus als der Kummer. Elisabeth Frantzl verfiel in aller Stille, sie bekam einen krummen Rücken, sie ging mit Corona gar nicht mehr aus.
Elisabeth und Corona wünschten nichts anderes, als diesen einzigen Sohn und Bruder zu erhalten, solange sie konnten. So kochte die Mutter für ihn und wusch die Wäsche, denn sie hielten keine Magd mehr. Er aber saß unterdessen, wenn sein Zustand günstig war, vor einem Tischchen und bedeckte ein Papier mit lauter vielstelligen Zahlen, mit denen er endlose vergebliche Rechnungen pflog. Von ihrem Gelingen hing aber auf merkwürdige Weise, die nur er verstand und unwirsch den anderen versicherte, sein Schicksal ab, und daß die Last auf ihm richtig verteilt sei.
Der einzige, der bei all dem Durcheinander eines verwahrlosten, unmöglich in Stand zu haltenden und im Beisammenbleiben gemach zerfallenden Heimes, bei den traurigen Geldverhältnissen und dem sichtlichem Absterben seines Hauses unbekümmert, das heißt wenigstens halbwegs gefaßt und aufrecht blieb, war Heinrich Frantzl, der von je eine Kaffeehaus- und Magazinpflanze gewesen war und sich bei eingeschlossener rauchiger oder dumpfer Luft, auch ohne viel Sonne und Pflege munter gefühlt hatte, wenn er nur bei Gelegenheit jemand fand, der seine Raisonnements über den Weltlauf oder über die neuen Moden der Seidenweberei oder über klassische und moderne Musik, über die Entwicklung des Theaters oder was immer sonst geduldig anhörte und ihm das Stichwort für seine Wortspiele und Sinnverdrehungen gab, in denen allein er sich ausdrücken und seinem Bedürfnis nach Verspottung einer unzulänglichen und feindlichen Welt genügen konnte. Durfte er sich und alles andere lächerlich machen, so war ihm wohl wie einem Kanarienvogel im Bauer, wenn auch ringsum alles drunter und drüber geriet. Nicht, daß ihm das jämmerliche Schicksal seines Sohnes gleichgültig gewesen wäre. Er empfand es zwar wie eine furchtbare Strafe, aber er war noch gesund genug, in seinen Jahren das Ungemäße einer geistigen Zerrüttung von sich wegzuschieben, sich davon nicht berühren zu lassen. Genug, daß die beiden Frauen an Albrechts Elend zugrunde gingen und sich das nicht nehmen ließen, genug, daß sie den Kranken mit all seinen körperlichen und geistigen Mißlichkeiten behielten, der ihnen jeden Augenblick der Freiheit, kümmerlichen Genügens

zerstörte, genug, daß er dem allen zusah und wahrlich selbst in seinen Gewohnheiten und Ansprüchen mehr herabgestimmt wurde als notwendig. Sich seelisch diesem Schicksal zu unterwerfen, so viel Mut der Liebe oder der Schwäche brachte er nicht auf. So ergab sich wiederum das alte Verhältnis zwischen ihm und den Seinigen, sie lebten in einem jetzt freilich erschreckend gedämpften Mißverständnis und in einer Entfernung, als wäre zwischen ihm und seiner Frau und seinen Kindern ein unsichtbarer Strich gezogen. Er war verdrießlicher, bekümmerter Zuschauer, dessen Ratschläge man nicht weiter beachtete oder ernst nahm, höchstens mehr oder minder scharf zurückwies; sie aber waren im Jammer wie früher in gesunden Zeiten gegen ihn verbündet. So konnte er nur die Achseln zucken, und wenn die Geschichte zu toll wurde, am Klavier ein wenig ausarten, dann aber, anstatt sich zu Hause niederzulegen und Ruhe zu haben, ausgehen, um in einem Kaffeehause ein gebildetes Gespräch und Zeitungen zu finden.

Das ging wohl an die zwei oder drei Jahre hin, bis Frau Elisabeth Frantzl an Erschöpfung, an langsam zerbrochenem Herzen starb, still, noch von ihrem Krankenlager den Blick unverwandt voll Sorge auf Albrecht gerichtet, der am Fenster bei seinem Tischchen saß und rechnete. Von ihm, den sie mit unsäglicher Liebe und Angst ansah, wandte sie ihr mattes Auge fragend auf Corona, die bei ihrem Bette stand und deren Hand sie faßte. Die Tochter lächelte unter Tränen, das heißt, es war ja kein eigentliches Lächeln, nur eine leise Versicherung der Selbstverständlichkeit und Einhelligkeit, die sich wortlos des Lächelns bedienen mußte, um in aller Stille das Versprechen zu geben, das gemeint und verlangt war.

Nach dem Tode Elisabeths teilte Corona ihre Tage mit all ihrer Gewissenhaftigkeit zwischen dem Grabe der Mutter, das sie in der ersten Zeit täglich besuchte, und zwischen dem Bruder und Vater.

Was aber die Ermüdung der Mutter nicht erlaubt hatte, mit Albrecht andere Gegenden, eine Landschaft mit guter Luft und leichterer Möglichkeit unabhängiger Unterkunft aufzusuchen, war jetzt zulässig, verlangte der Kranke doch selbst nach Veränderung des Aufenthalts, und der Vater Frantzl machte dagegen keine Einwendungen, denn so bekam er zwar keine Bequemlichkeit, aber Ruhe und kochte sich sein Frühstück allein, brachte

sein Nachtmahl selbst nach Hause, räumte die Wohnung auf und lebte als gerechter Junggesell im Dunkel leidlich munter dahin. Die beiden Geschwister aber gingen miteinander ins Gebirge, und man konnte das eigentümliche Paar, den gequälten jungen Menschen mit den ganz zerfurchten Zügen und das schlanke, schwarzgekleidete Frauenzimmer unbestimmten Alters — denn Corona hatte Tage, wo sie jung, und andere, namentlich wenn Albrechts Zustand sie besorgt machte, wo sie selbstvergessen, alt von liebreichem Kummer, wie seine Mutter erschien —, man konnte diese beiden über einsame Feldwege wandern sehen. Albrecht ein paar Schritte voraus, den Kopf zur Erde gesenkt, die Hände in leidenschaftlichen Gebärden des Beschwörens, der Abwehr oder des Zornes beschäftigt, Corona hinter ihm, immer bereit, mit einem freundlichen Lächeln und Zuspruch zu beruhigen. Wenn einer seiner Anfälle den Kranken packte und niederwarf, neigte sie sich über ihn mit mütterlicher Duldung, sie ging auf seine Leiden ein, sie glaubte, oh, wie sehr glaubte sie das Joch des fremden, fürchterlichen Willens, das sich auf ihn niedersenkte und ihn zu Boden warf! Auch sie kannte dieses Joch! Sie fragte nach allen Zeichen der Macht, die ihr Albrecht keuchend, atemlos vor Angst beschrieb, sie redete ihm nichts aus, sie klagte mit ihm, sie bat mit ihm um Schonung, sie rechnete auf das Mitleid des entsetzlichen Geistes, denn sie hatten ja nichts getan und waren beide geschlagen um ein Nichts!
Die Zeitungsgeschichten hatte Corona freilich verwunden. Waren die geheimnisvollen Anzeigen und Anspielungen von selbst ausgeblieben, seit ihr unglückliches Abenteuer mit Wasserporten, das erste und einzige ihres jungen, unkundigen Herzens, abgeschlossen war, oder hatte die Mutter, durch die Familienereignisse abgelenkt, vergessen, darauf zu achten und dadurch auch Corona von diesem Druck befreit, einerlei, sie hatte jetzt seit Albrechts Erkrankung wahrlich keine Zeitung gelesen, und wenn sie den Willen über sich fürchtete, wie eh, so bedurfte sie keiner Inserate und solcher versteckter Drohungen, denn mit dem Zustande des Bruders hing ein schärferes Schwert über ihrem Scheitel. Ihre Haare waren nachgedunkelt.
Leider konnte sie nicht lange an einem Ort verbleiben, denn Albrecht ertrug keine Landschaft auf die Dauer. Nach wenigen Wochen bedrohte und verfolgte ihn dieses Joch wieder, dem

er gerade hier zu entgehen gehofft hatte, und er versprach sich von einer anderen Gegend Befreiung. Geduldig packte Corona dann geschwind ihre Siebensachen und reiste mit dem Bruder in langsamen Zügen in der dritten Wagenklasse unter armem Volk, unter Bauern, Viehhändlern, bescheidenen Bürgersleuten durch die Provinz nach irgend einem neuen Aufenthalt. Bei diesen Menschen tieferen Standes und einfältigeren Sitten fand sie mehr als in der Großstadt Verständnis und Teilnahme für ihr Schicksal, für Albrecht, der, in seine Wagenecke gedrückt, mit finsterer Miene schwieg, wenn er nicht zum Rechnen, Beten oder gar Knien und Sichniederwerfen genötigt war. Die Reisegenossen waren eben vom Land oder aus Kleinstädten und nicht bei Büchern und unter den maßlosen Verhältnissen Wiens aufgewachsen, sie schöpften daher ihre Erfahrung aus dem täglichen Verkehr mit Menschen, sie suchten ihn, sie waren es gewohnt, sich mitzuteilen und andere anzuhören, sie sprachen ernst und interessiert mit Reisegefährten, sie erweiterten ihre Kenntnisse dabei, sie tauschten Ratschläge aus und erleichterten manchen eigenen Kummer, indem sie den fremden genossen. Corona lernte andere Menschen kennen als bisher und hörte langsam auf, ihr Großstadtbürgertum als einen noch so bescheidenen Vorzug zu betrachten, irgend etwas zog sie zu solchen offenen, einfachen Verhältnissen, und sie meinte noch nie so klare, durchblickende und dabei verständig-liebevolle Augen gesehen zu haben wie bei manchen runzligen Bauernfrauen, die zu ihr einstiegen, gleich zu erzählen und zu fragen begannen, von vielen Kindern, schweren Arbeiten, Ernte- und Viehangelegenheiten berichteten und daneben sehr bald Coronas und Albrechts Lage würdigten und mit weltkundiger Ergebung in solche Zustände, die nicht so selten waren, wie Corona in ihrer Vereinsamung geglaubt hatte, eine Art von Ehrfurcht vor dem Kranken verbanden, die dem Volke seit je gemäß ist, welches im Wahnsinn mit einem tiefen Instinkt einen Zustand von Entrückung schätzt, der von den letzten Wahrheiten und Fragen des Menschen, wenn nicht des Lebens zuweilen mehr verrät als die gemeine Vernunft. Diese Ehrfurcht, dieses selbstverständliche Eingehen ohne Feigheit taten Corona sehr wohl, und so konnte sie gerade aus der Unruhe der häufigen Ortsveränderung wieder Beruhigung ihres Gemütes schöpfen, denn Teilnahme ist die einzige Nahrung und Erquickung des Kummers.

Auf einer dieser Fahrten kam sie in eine einsame Berglandschaft von Südtirol, in eines dieser hochgelegenen, runden und von glühenden Felsen und silberschimmernden Firnspitzen abgeschlossenen Täler, wo ganz in schwarzen Wald eingebettete kleine Gastwirtschaften um eine als heilkräftig geltende laue Quelle gebaut, freundliche sogenannte „Bauernbäder" ausmachen. Im Sommer mochten zahlreiche Fremde hier wohnen, jetzt im Frühherbst, wo die blendend klaren Tage doch schon mit scharfer Kälte, mit Wind, zuweilen sogar mit kurzen Schneestürmen einsetzten, war es still hier, und die Wirtsleute, die außer dem Gasthof ihre Felder und ihr Vieh zu besorgen hatten, versprachen Corona und ihrem Bruder einen ungestörten, auch nicht zu kostspieligen Aufenthalt.
Bei diesen Wirtsleuten diente ein hochgewachsener, schöner, rötlichblonder Mensch, ein Riese an Gestalt, von schwerfälliger, aber guter Haltung mit einem demütig frommen Gesicht, aus welchem zwei kindliche braune Augen blickten. Corona beachtete ihn lange nicht, denn sie sah ja überhaupt nichts und niemand als ihren teuren Kranken, endlich mußte sie ihn unter den wenigen Menschen, die es hier gab, doch wohl bemerken, denn er war groß genug dazu. Und so unschuldig dieser Riese auch war, er wußte sich immerhin wenigstens sichtbar zu machen, sei es, daß er gerade das letzte Bergheu vom hochgeladenen Wagen in ungeheuren Fudern in die Scheune warf, wenn Corona fortging und also unter den Triumphbogen seiner Würfe mit ihrem Kranken hindurchschreiten mußte, wobei er sie von seiner Höhe herunter und doch so ehrerbietig grüßte, als geschehe es aus der Tiefe hoch hinauf, sei es, daß er eben vom Essen kam und mit Beil und Säge sich in den Wald aufmachen wollte, wenn sie zum Essen ging, wobei er sie wiederum grüßte und sich an die Wand stellte, um sie durchzulassen, als ob der Hausflur nicht einen breiten beladenen Heuwagen, geschweige denn drei Menschen nebeneinander vertragen hätte.
Aber er wagte es sogar beim Spazierengehen, wenn sie mit Albrecht auf einem Felsblock in der Sonne saß und ihr Kopftuch abtat, um die warme, frische Mittagsluft auf dem Haar zu spüren, von seinem Feld herbeizukommen. Dann pflanzte er sich — in der ersten Zeit — etwa einen Steinwurf weit von ihnen auf, die Arme verschränkt oder die Kappe in der Hand, und betrachtete sie, aber nicht unverschämt oder zudringlich,

sondern kindlich neugierig, als sähe er andächtig ein fremdes, schönes Bild an. Wenn Albrecht irgendwie erregt wurde und in Unruhe geriet, kam er vorsichtig herbei und verstand gleich, was hier vorging. Er half ihr dann den Bruder besänftigen, der vor dem rötlichen Riesenkinde keine Angst hatte, sondern ihm wie der Schwester von dem Joch erzählte, das wieder kam, und von seiner Furcht, von den nutzlosen Gebeten, die er dagegen aufwenden mußte. Der Riese „Josef Tobler bin ich", wie er sich oftmals vorstellte, redete Albrecht die Nutzlosigkeit des Betens aus, denn er seinerseits hielt viel darauf, er war fromm und nachsichtslos gläubig wie alle Bergtiroler und stand unter der Strenge dieser Formen nicht anders furchtsam als Albrecht unter seinem eingebildeten Joch, nur daß er diese Strenge liebte und als höhere Vernunft ansah, die für ihn weise und erhaben ausgebildet und ausgedacht war. Corona sollte mit Albrecht fleißig in die Kirche gehen, meinte er. Als Corona aber erklärte, das dürfe sie bei dieser Krankheit doch nicht wagen, zeigte er seine großen gelblichen Zähne, indem er ernsthaft lächelte, das habe er freilich vergessen, aber wo eine Frau zu leiden habe, sei die Mutter der Schmerzen mit den sieben Schwertern in der Brust nicht weit.
Später kam er ungescheut sogleich auf sie zu und begann zu erzählen und zu erklären, was er hier von der Gegend und den Bergen, von den Kühen wußte, die mit klanghaftem Geläut auf den Hängen umherzogen, von den Bauern ringsum, deren Gehöfte und Viehstand er zeigte und aufzählte, und seinerseits bescheiden, doch wißbegierig zu fragen, wie es in der Stadt war und was es dort alles gab. In seinem von Kenntnissen unbewohnten weiträumigen Schädel hatten sich nur ein paar schmächtige Vorstellungen von Wien, von der Kaiserburg und dem Stefansturm und dem Kahlenberg von altersher seit der kurzen Schulzeit angesiedelt und führten, wie gering sie auch waren, ein klang- und ahnungsvolles Geläute aus. Zu diesen Vorstellungen trat nun Coronas feine, zarte Gestalt in den schwarzen, bescheidenen, aber geschmackvollen Stadtkleidern als wunderbares lebendiges Sinnbild der höheren Stadtwelt, über ihrem Wesen lag von je ein Hauch von Wunder und Entrückung, der in der lauten Verwirrung und widrigen Einsamkeit der Großstadt freilich unbemerkt blieb, der einfältige Mensch aber sah diesen verklärenden Hauch wie einen Heiligenschein um eine

kunstvoll gebildete fremde Figur. Er bemerkte ihr Alter gar nicht, sie war wohl ein paar Jahre älter als er und durch ihre vielen Leiden um den Glanz ihrer Jugend gebracht, nicht nur im Haar nachgedunkelt, auch ihre Haut war fahl und bleich, sie hatte Ringe um die Augen, ihre Hände waren von den schweren Arbeiten rauh, sie trug gern Handschuhe. Aber hier, auf dem Lande, wenn sie sich auf Felsblöcke niederließ und Blumen pflückte, mußte sie doch die Hände frei haben, und sie pflegte, was sie auch als Kind schon am liebsten getan hatte, verknäulte Wolle oder Bindfaden stundenlang geduldig mit ihren zarten, zugespitzten Fingern vorsichtig aufzulösen und zu entwirren, als gelinge ihrer Hand mit einem Wirrwarr von Fäden, was ihrem Verstand mit den Verwicklungen des Geschickes nicht gelang. Wenn der Josef Tobler in der Nähe war — und er war es immer — versteckte sie aber gleich irgendwie ihre Hände, denn so alt sie geworden war und so einfältig ihre Unschuld und Welteinsamkeit der dieses Riesenburschen glich, so viel spürte und wußte sie doch in einem wehmütig lächelnden Herzen — dieses heitere Gefühl drang gar nicht bis zu ihren Lippen —, daß der Bursch um ihretwillen dastand und sich versäumte und schaute und kam und stehenblieb und vom Wetter zu sprechen begann, das er mit lauter alter Bauernwissenschaft eingehend begründete, denn hier war das Wetter noch Schicksal und bedeutete Brot und Milch oder Zerstörung und Teuerung. Wenn er indessen um ihretwillen dastand, dann mußte sie doch wissen, daß sie nicht mehr jung war, daß vor allem ihre Hände hätten weißer und zarter sein müssen, denn an denen war noch etwas zu ändern, aber an ihrem Gesicht und an ihrer Gestalt wohl nichts mehr. Sie konnte verwirrt in ihren nachgedunkelten, aber noch immer vollen, schweren Haaren nesteln, sei es, um die Hände rasch zu beschäftigen oder um die vom Wind gelösten Locken unter den Kranz der Zöpfe zu bringen und zu stecken. Er aber konnte an ihr gewiß nichts von allem sehen, was sie fürchtete, sondern lauter Herrlichkeiten, von denen sie kaum eine einzige an sich ahnte oder anerkannte. Hinwiederum hatte er natürlich von seiner eigenen Tölpelhaftigkeit keine besondere Meinung, denn man mußte doch wohl über ihn stolpern mit all seiner Unwissenheit, und was die Kleider betraf, so rochen sie gewiß nach Stall und Schweiß, und geschmierte Stiefel trug man in der Stadt wohl auch nicht. Aus diesem Grunde hielt er sich

respektvoll von ihr fern, so daß beide einander in dem Abstande achteten, der Städter und Bauern voneinander trennt. Aber gerade dieser Abstand machte sie einander auch mehr schätzen, als sie sonst ihresgleichen gewürdigt hätten.
Josef Tobler pflückte ihr Edelweiß, er kam mit Sträußen von Enzian und machte ein ernstes, befriedigtes Gesicht, wenn sie dankbar lächelte und Albrecht ihr Geschenk zeigte, der — in seinen ruhigen Zeiten — höflich und rücksichtsvoll wie immer dem „Herrn Vetter vom Lande", wie er den Riesen nannte, zunickte, ihm freundlich mit der abgezehrten Hand winkend. Tobler brachte ihnen auch bald einen Topf frischgemolkener Milch zum Felsen hin, bald ein Stück weichen Käse und schwarzes Brot und redete ihnen zum Essen zu, als ob sie gerade von diesen Dingen gesund werden müßten.
Corona, die vor den gescheiten Leuten immer Angst gehabt und sich gefürchtet oder der eigenen Dummheit geschämt hatte, wenn sie mit ihnen ein Gespräch hätte führen sollen, konnte mit diesem alten Kinde ganz frei und sorgenlos sprechen, ja die eigentümliche Überlegenheit, die sie vermöge ihres Standes und ihrer traurigen Erfahrungen hatte, in seiner Gesellschaft angenehm empfinden und mit ihrem lieblichen Zartgefühl zur Geltung bringen, bloß indem sie ihm interessiert zuhörte und staunend mit ihrer klaren Stimme ihr „aber, aber" oder „nein, nein!" sagte, wenn ihr etwas wunderbar erschien. Er erzählte von der Kuh „Bläuelo" oder der anderen „Schwarzelo" wie von vertrauten Seelen und treuen Freundinnen, denn jede hatte ihren Charakter, ihre Gewohnheiten und Seltsamkeiten trotz einem Bauern, jede hatte manches Kalb getragen und geboren und Schmerzen ausgestanden, und wenn sie auf dem kurzen grauen Herbstgrase lagen, wiederkäuten und sich an der Stirn krauen ließen, wußten sie sehr viel, was andere nicht wußten und bezeugten es mit großen ernsten, feuchten Augen. Corona, die seit Jahren nichts als ihres Bruders Leid gekannt hatte und, bevor er noch so erkrankt war, nichts als seinen armen, bedrückten Kampf um die Kunst, lernte nun von weitem wenigstens die einfachen und schweren Verhältnisse des natürlichen Lebens hier im Lande kennen und verstand so gut zuzuhören. Diese ihre freundliche Gabe schien nun dem Bauern vor ihr die höchste Weisheit und Herablassung eines vornehmen, entrückten weiblichen Wesens. Was

konnten ihr die Angelegenheiten der Wirtschaft hier ausmachen, wie man das Vieh aufzog und auf die Weide brachte oder wieder herunterholte, was es mit dem Schnee, mit dem vielen Schnee auf sich hatte, und wo die Lawinen im Frühjahr niedergingen! Er wußte die vermurten Stellen zu zeigen mit den gebrochenen entästeten Bäumen und den Schutthaufen, oder die „Marterln" an den Wegen, die den und jenen Holzfäller und Fuhrknecht betrafen, der eben auch sein Teil an dem Menschenjammer zu Tode getragen hatte. Er konnte von seiner Familie erzählen, die — viele Geschwister — in der Nachbarschaft oder weiter weg in Diensten standen, denn nur der älteste Bruder besaß einen kleinen eigenen Hof, und nur die älteste Schwester hatte einen wohlhabenden Bauern geheiratet, die anderen waren wie er selbst lauter arme Leute. Corona hörte zu, sie fragte nicht viel, aber ihre Aufmerksamkeit munterte immerhin auf, denn er mußte doch wohl reden, wenn er in ihrer Nähe bleiben wollte, und es schickte sich, daß er blieb, denn er mußte ihr doch behilflich sein, wenn der Herr Bruder etwas brauchte. Im Winter leuchtete alles weiß und tief von Schnee hier und heulte von Lärm, denn die Winde fuhren durch das Holz und fingen sich im Rauchfang, der Schnee konnte vor dem Gasthof so hoch liegen, daß er über die Fenster bis zum Dache wuchs und man am Samstag von obenher eine Gasse schaufeln mußte, bis allmählich tiefer zur Türe hinab gegraben wurde, damit man ausgehen konnte, denn die nächste Kirche war weit. Man hörte nicht einmal bei ruhigem Wetter ihre laute Glocke. Aber es war doch rund und weit genug hier. Er selbst war nur bis Innsbruck gekommen. Immerhin wußte er, daß die Welt weiterging. Es sollte ganz andere Länder geben als Tirol, von Wien abgesehen, mit niedrigen Bergen oder ganz ohne Hügel, tagelange Ebene, gar die heißen Länder und die braunen oder schwarzen Menschen mit weißen Zähnen und ohne Kleider, pfui Teufel. Man konnte auch reisen, wenn man wollte, das heißt, wenn man es hatte, aber so gewiß man ein einfältiger und herzlich ungebildeter Mensch war, die Menschen waren wo anders auch nur aus Fleisch und Blut und nicht besser oder schlechter als hier. Wenn man ein Dutzend beisammen hatte, gab es gewiß alles Mögliche, alles Menschenmögliche zum Aussuchen; nur die Bildung machte, daß man mehr werden konnte, wie der Herr Albrecht zum Beispiel, dem

man es gar wohl ansähe, daß er mehr sei und habe, als so leicht zu ahnen und zu ermessen stünde. Was aber ihn und seine Leute anlange, so waren sie immer im Lande geblieben und konnten nicht mehr oder weniger sein oder werden, als was sie eben waren. Seine liebe Mutter, die schon lange verstorben in Seis am Schlern unterm Rasen liege, sei aus ihrem Tale lebenlang gar nicht herausgekommen. Aber als sie schon ein recht altes, doch noch rüstiges Weiblein gewesen, habe er ihr zugeredet, sie sollte doch einmal wenigstens mit ihm auf den Schlern hinaufsteigen, denn es sei eigentlich ein Spott, daß sie nicht einmal den nächsten hohen Berg kenne, bei dem sie wohne. „Nun, in Gottesnamen," sagte sie gehorsam und machte sich fertig. Sie nahm ihr schwarzes Tuch um und zog ihre genagelten Schuhe an und bestieg rüstig mit ihm den steilen Berg. Er half ihr, wo der Weg schwierig wurde, aber sie hatte keine Furcht und ging so sicher über den engsten Steig wie die Ziegen, die das Klettern auch nicht zu lernen brauchen. Bei Nacht waren sie aufgebrochen, er hatte eine Laterne mitgenommen, im Morgengrauen wuchsen die Berge rundherum aus dem Nebel und erröteten im ersten Lichte, und als sie auf der Spitze waren, eröffnete sich das ganze unendliche Bild der glühenden Aussicht auf unendliche ineinander übergehende Täler, auf viele, viele schimmernde Spitzen und Schneefelder, auf Ströme, die einander zuflossen, auf Wälder und Weiden, die ruhig dalagen, und es war ein schöner Morgen ringsum. Da habe die alte Frau wie ein kleines Kind gejauchzt, die Hände zusammengeschlagen und gerufen: „Jesses Josele, endern Schlern isch a no Welt!"
Indem er dies erzählte und sich an das kindliche Erstaunen seiner Mutter mit jener wohligen Rührung erinnerte, welche die demütige Überlegenheit der Kinder ausmacht, schämte er sich ein bißchen, daß er davon so erzählen konnte. Dabei war ihm aber, indem er es gerade dieser Dame hier mit den feinen schwarzen Kleidern und dem schön frisierten blonden Haar und dem sonderbaren jungen Mann erzählte, der, die Arme unter dem Haupt verschränkt, auf dem Felsen saß und zu den Bergen emporsah, als ginge es ihm selbst, dem Tobler Josele, vor den fremden Menschen nicht anders wie seiner seligen Mutter vor der Aussicht vom Schlern, er staunte beklommen und ahnungsvoll, daß es jenseits dieses Tales, jen-

seits seiner selbst und seinesgleichen noch Welt, wunderbare Welt gab.
Als Corona bald genug mit dem Bruder wieder weg und nach Wien zurück mußte, weil es Albrecht in diesem engen Winkel zu drückend wurde, er fürchtete sich vor dem Winter, der ihn vollends in eine Stube einschnüren mußte, belud sich Tobler traurig mit allem Gepäck seiner so rasch wieder verlorenen Freunde und trabte mit ihnen, bald nebenher, bald voran, drei Stunden weit durch das enge, nur von einer Fahrstraße und einem raschen Bergwasser gebildete, tief eingeschnittene felsige Tal zur nächsten Bahnstation. Er reichte Corona noch durchs Wagenfenster einen Strauß Enzian und Edelweiß und stand entblößten Hauptes, solange er den Zug noch sah, welcher in langsamen Windungen aus seinen Augen kam. Hinwiederum schaute Corona unwillkürlich betrübt auf den Riesen zurück, der groß und breit, der einzige auf der kleinen Station, mit dem rötlichen Schimmer seines Schädels sich von der klaren, grauen, winterlichen Luft abhob. Sie hatte zwar auf sein letztes „Grüß Gott" freundlich „auf Wiedersehen" gesagt, aber wie sollten sie zwei gerade einander noch einmal begegnen.

15.

Im ersten Frühjahr 1913 starb Albrecht Frantzl. Sein unruhiges, infolge der langen letzten Krankheit — einer wahren Auszehrung — auch ungepflegtes mageres Gesicht schien Corona von dieser Erlösung des befreienden Schlummers verklärt und verschönt, und die Erinnerung an ihn gesellte sich zu der an ihre schwesterliche Mutter als einziger wahrer Besitz der Überlebenden, den sie mit Starrsinn und Leidenschaft festhielt, allem Zureden des Vaters unzugänglich. Sie konnte sich von der Totenkammer nicht trennen, wo ihr Bruder unter Blumen, ein schwarzes Kreuz in den über der Brust gefalteten Händen, lag, dann folgte sie schluchzend dem Sarg auf den Friedhof und wollte ihm am liebsten in die Grube selbst folgen, bis sie die Schollen auf sein Grab warf, das neben dem der Mutter lag, dort war auch noch Platz für sie. Die Familie Frantzl mied die Familiengruft in Mödling, denn mit dem Hause Erath hatte man nichts mehr zu schaffen. Albrecht und Elisabeth lagen in einem Vorortsfriedhof, aber man sah von den Gräbern weit auf die waldigen Hügel rundum, und Corona tröstete sich, hier

läge man gut unter einem offenen freien Himmel und habe wohl kein Joch mehr zu schleppen und kein fremder arger Geist und Wille über einen Schuldlosen Macht.

Nun hauste sie mit ihrem alten Vater in der gleichen finsteren Wohnung, die selbst einer dumpfen Gruft glich, und wanderte nur täglich zu den Gräbern hinaus, wo sie Chrysanthemen oder die anderen Blumen hinbrachte und pflegte, die gerade blühend aufzutreiben waren. Der frische Hügel ihres Bruders begann sich langsam mit still wachsendem Efeu zu begrünen. Daheim kochte und wusch sie für den Vater und blieb fromm, freundlich und kindlich heiter, soweit es ihre allgemeine, nun schier als einziger Genuß nicht anders wie das Grün und die Blumen auf den teuern Gräbern gepflegte und gehegte Trauer duldete, denn sie hatte ja noch ihren Vater zu betreuen, mit dessen wunderlichen Launen und eigensinnigen Wortklaubereien sie ebensoviel zu kämpfen hatte wie ihrerzeit ihre Mutter, den sie aber gerade darum aufs inständigste behütete, als ihren letzten, einzigen Besitz. Es war nicht leicht, ihm alles recht zu machen, denn er machte es ja auch ihr nicht recht, wenn er die Nächte lang in rauchigen Lokalen, selbst wie ein Schlot rauchend, zubrachte und daheim ganz unnütz und überflüssig gern ein paar Gläser möglichst schweren Weines trank. Die „Milch des Alters“, wie er sagte; sie hätte ihm lieber wahre, echte Milch aufgenötigt, die er verschmähte, oder wenn er ein paar fragwürdige Leckerbissen heimbrachte, weil ihm ihre möglichst einfache, ohne schwere Zutaten und nachdenkliche Mischungen rasch zubereitete Kost mißfiel, auf welche sie nur eben die nötigste, kürzeste Mühe verwendete. Weshalb sollte man sich denn wegen des Essens, das in einer Viertelstunde aufgezehrt war, die bessere Zeit der Erinnerung verkürzen, sagte sie. Wozu sollte man aber leben, wenn man sich das Leben keine Zeit kosten lassen wollte, entgegnete Heinrich und bewies ihr scharfsinnig, daß alle Freuden des Lebens, wenn auch eingebildet, sich doch wenigstens in der guten Vorahnung und in der guten Erinnerung verkosten und dadurch auch verlängern ließen und darum geachtet sein wollten. Der Kummer und das Kopfhängen seien freilich billiger und müheloser, aber selbst diese Genüsse könne und solle man durch eine anständige Nahrung erhalten und erstrecken, wenn man sich ihnen schon widmen und hingeben wolle.

Was sie aber am schwersten ertrug, das war sein stundenlanges, selbstvergessenes Klavierspiel, das, durch die kahle, dunkle Wohnung übermäßig verstärkt, bei dem stechenden Schein der Kerzen am Flügel ihr Gehirn marterte. Diese Töne, der Aufruhr, die Wehmut oder der tolle Überschwang von Bewegung und Leidenschaft, die sich aus seiner Musik — er spielte noch in seinen hohen Jahren sicher und kunstfertig — wie eine unbändige, sonst unterdrückte und nur eben von den Kompositionen befreite Seele erhoben und ins Weite strebten, schnitten ihr wie mit Messern ins Herz.
Aus solchen Fluten und Massen geordneten, aber anstürmenden Lärmes schienen ihr Flammen und verzehrende Hitze an die Sinne des Hörers zu schlagen, die freie Luft zu beengen, sich an die gequälte Brust zu drängen und tausende Mahnungen und Schmerzen anzufachen. Spielten die Hände denn auf metallenen Saiten und nicht vielmehr auf den blutrauschenden Adern in einem Leibe? Griffen sie nicht in die gespannten Nerven selbst? Es gab keinen Frieden mehr, wenn die Töne begannen! Musik war die Stimme dieses übermächtigen Willens selbst, den sie fürchtete und haßte, der groß und unbarmherzig über ihr stand.
„Lächerlich!" sagte Heinrich Frantzl und bog sich horchend über die Tasten, indem er der verwickelten Führung der Stimmen und des Rhythmus nachging. „Lächerlich, das ist unser Wille, unsere Freiheit. Ohne Musik gäbe es nur wiehernde Pferde oder brüllende Ochsen oder gackernde Gänse. Der Mensch aber macht seine Götter sprechen, kurz es ist gut." Damit spielte er weiter.
Sie verbrachte viel Zeit in der Kirche, sie war in den letzten Jahren strenggläubig geworden. Fromm war sie freilich immer gewesen, aber von einer gewissermaßen selbstverständlichen weltlich-innigen Frömmigkeit, ohne die Formen und Forderungen des Kirchenglaubens anders, denn als bloße gesellschaftliche Übung zu den vorgeschriebenen Zeiten, doch ohne Eifer zu erfüllen wie eine Pflicht, über welche man sich keine Gedanken weiter macht. Seit sie aber ganz allein stand und von Mutter und Bruder geschieden war, zog es sie mit einer seltsamen Macht in die Weihrauchstille und den summenden Frieden der Kirche. Und wie die Musik dem Vater, ersetzte ihr die leise flüsternde Stille der dämmernden Kirche die Natur

selbst, die grünschattende Höhe des Waldes oder die durchsonnte und vom unablässigen Summen der Bienen, Fliegen, Käfer über den Blüten, dem silbernen Lerchenruf des Himmels oben als von lauter seligen Stimmen unendlich belebte Einsamkeit einer Wiese. War es nicht, als schlüge man mit den arg zerrissenen schweren Ledervorhängen des Einganges die Welt und ihr böses Draußen zurück und fände in eine Stätte kühler, sachlicher, gerechter Ruhe, wo jeder galt, was er eigentlich war, und mit seinem Maß gemessen werden mußte, sich selbst zu messen hatte? Nur Gott konnte entscheiden, solange man hier unter seinen Augen stand. Hier gab es keinen fremden, unbegreiflichen Willen, hier entging man ihm. Corona litt unter der Vorstellung dieser unbestimmten, aber unablässigen Herrschaft, die sie über sich, in sich selbst fühlte. Sie konnte es sich nicht vernünftig klarmachen, so oft sie dies bei gelassener Überlegung in freieren Stunden auch versuchte, denn es war eben nicht mit gesunder Vernunft zu fassen: diese Qual der Nerven, dieses Ziehen des ganzen Körpers zu einem furchtbaren Sturz oder Verderben hin, diese Angst vor irgend etwas Unbegreiflichem, das man gleichwohl verlangte, wonach man dürstete. Sie schämte sich dessen oft, aber ihre Lippen, ihr Herz brannten nach einer Liebe, die sie einmal empfunden und doch nicht erlebt hatte, an der sie vorübergegangen und von der sie doch noch heute krank war. Sie schämte sich, aber sie dachte immer an den schönen, dunkeln Menschen, an diesen schlanken, gewaltsamen, lodernden, furchtbaren Offizier, an seine Arme, wie er sie festgehalten und angeglüht hatte, und an jenen Augenblick, wo sie freiwillig zu ihm gekommen war, um ihn freizugeben. Sie hatte ihn damals bezwungen, sie hatte sich selbst bezwungen. Aber was sie sich und ihm versagt, das glühte in ihr weiter. War es diese quälende und dürstende Empfindung, diese grundlose Sehnsucht, oder war er selbst, der Mann, war Wasserporten der unheimliche Wille, der sie beherrschte und der an ihrer Qual Schuld trug, der sie nie entging?

Wenn sie in die Kirche trat, in diese blaue Dämmerung unter lauter bedrückte arme Menschen, die in den Bänken ein Weilchen knieten, ruhten und ihre Lasten von der Seele abtaten, bevor sie sich wieder aufrichteten und getröstet in den Lärm draußen untertauchten, fühlte sie sich vor diesem Willen, der

hier ohnmächtig war, und vor sich selbst geborgen. Sie hörte und sah nichts als die alten ewigen und in ihrer Ständigkeit tröstlichen Formen von Gebet und Dienst und Handlung, das silberne Räucherfäßchen, aus dem der Weihrauchduft schwebte, die gemurmelten lateinischen Gebete, Fragen und Antworten, die man nicht verstand, durch welche aber alle Fragen des Leides und der Angst, die von einem Menschen so bitterlich gefragt wurden, in fremde Worte gefaßt, und dadurch wie durch die fremden Antworten, vom einzelnen losgelöst und der Ewigkeit des Sternenhimmels, der Entscheidnug und dem Wissen Gottes getrost zu Füßen gelegt waren. Diese Formen nahmen selbst in ihrer fremden Rede und Gegenrede, in ihrem unwandelbaren Gange vom Leben der einzelnen alle Fragen und Antworten und Begierden, Leiden und Freuden und Zweifel tröstlich ab und taten und litten für jeden in einer dämmerigen Ferne und in einem jenseitigen Frieden, der keine Qual mehr kannte.

Wenn dann plötzlich die Orgel zu brausen begann, war es nicht mehr die irdische Musik, die sie sonst fürchtete, sondern ein jenseitiges Dröhnen und Summen, als drängten alle die Massen betender und um Entlastung ringender Seelen durch ein enges Tor in eine ferne Freiheit, denn die Stimmen waren verschlungen wie gepreßte und pressende Leiber, bis sie befreit und geordnet und erhaben hinwandelten gleich einem Zuge reiner Seelen in heiterer hoher Luft.

So war das Jahr 1914 gekommen und der jähe Kriegsruf, der über einen blauen, glänzenden Spätsommertag doppelt furchtbar, doppelt unbegreiflich hinging. Corona hatte niemals Zeitungen gelesen, sich nie um Politik bekümmert, geschweige denn diese tückischen Pläne und Gegenpläne, diesen heimlichen Wettstreit um Recht und Widerrecht, um das Zuvorkommen im Bösen, auch nur geahnt. Von einzelnen ausgesonnen und genährt, bezogen diese Mächte alle Menschen, Millionen argloser und harmloser, mit einem Male durch Leid, Haß, Eifer, Teilname und vor allem durch eisernen Zwang in das gemeinsame Schicksal einer Welt ein. Es war wiederum für ihren schlichten Verstand ein stärkerer, unentrinnbarer böser Wille, der irgendwo im Dunkel lauerte und seine Werke aussann, während die beherrschten Menschen nach seinen Plänen, eine irrsinnige, entsetzte, umhergetriebene Masse, taumelten, mordeten, litten und

leiden machten und anfangs noch mit Lust und Begeisterung, als für das Recht. Es war aber nirgends ein wahres Recht, sondern da und dort nur der ausgeklügelte Vorwand davon, der Eifer des Scheins, nicht die Ruhe der Wahrheit, denn wie konnten sonst alle auf jeder Seite sich allein als die wahren Kinder des Rechtes, als die Schützer der Freiheit und des Guten ansehen, die Feinde aber als die ruchlosen Vernichter des Göttlichen? Konnte es auf der Welt ein Recht geben, das Völker schuldlos oder schuldig machte und ihnen den Freibrief auf Mord und Vernichtung, den anderen das Urteil auf Lebensunwürdigkeit ausstellen durfte? Was hatten die jungen Knaben getan, die aus den Schulen zu den Waffen mußten, die noch kaum den ersten Ruf des Lebens, den ersten Windstoß der Freiheit gespürt hatten? Was hatten die Mütter und Ehefrauen und Bräute getan, daß sie ihr Recht oder Unrecht mit dem Leben, mit den gesunden Gliedern ihrer Söhne, Männer und Geliebten bezahlen sollten? Konnte ein Volk die Pläne böser Willen entgelten? Und doch mußten die Millionen büßen und büßen machen, was über ihnen Dämonen gegeneinander ausgesonnen hatten. Die ganze Erde schien von diesen höheren, ungreifbaren, entsetzlichen Willen gemordet, die Natur selbst umgebracht und geknebelt oder vergiftet, daß sie, wie die Mütter, das Gebären verlernte, denn dies ist die grausame Gerechtigkeit der Natur, daß sie sich weigert, der Widernatur zu fronen. In den Städten ging es anfangs ganz großartig heiter zu, jeden Tag flog ein neues Gerücht von Sieg und Herrlichkeit auf, es gab nur Eifer und Lust; daß jede Nachricht mit tausenden Leben erkauft war, stand nicht dabei, daran dachte keiner. Wieder ein Schiff versenkt, wieder eine Armee gefangen! Noch nie war in Wien so viel gesungen und gejubelt worden wie in diesem Anfang. Die jungen Mädchen, deren Burschen ins Feld zogen, sangen die alten schönen Soldatenlieder, es kam ja auch viel Liebe darin vor.

Die Eisenbahnzüge brausten mit lauter gewaffneten Männern vorüber, jeder mit Reisig oder Eichenlaub auf der Kappe, sie sangen alle, sie hatten heisere Stimmen vom Trinken und Hurraschreien und vom „Prinz-Eugen“-Singen oder von der „Wacht am Rhein“. Durch die Straßen zu den Bahnhöfen taumelten die älteren Wehrmänner an den Armen ihrer Weiber. Die Begeisterung besoff sich, wo es nur anging, denn Wein und

Bier flossen in Strömen, um diese armen Seelen zu kaufen. Man übernahm sich, man zog nur einmal in den Krieg, es gab nicht oft im Leben Mordfeiertage. Man hemmte den Taumel nicht, denn die bösen Willen brauchten ihn, nur im Rausch vergißt man den Verstand, der feig oder widerspenstig macht, und nur der Rausch macht aus Knaben, aus Vätern, aus Unschuldigen Mörder. Wien sang, Wien brachte Eßwaren und Abzeichen, endlose Ketten von Würsten und Süßigkeiten und Bier und Wein.

Nicht einmal die ersten Verwundetenzüge, die sacht heimkamen, störten sonderlich diese Begeisternng. Die schreienden, johlenden Züge voller frischer neuer Opfer fuhren mit ihren strampelnden uniformierten Viehherden stolz an ihnen vorbei, es war dafür gesorgt, daß sie nicht nebeneinander hielten, die Verwundetenzüge glitten leise, langsam und wie auf Filzschuhen voll Scham und Schmach nach Hause zurück.

Im Herbst dieses Jahres, noch mitten im Rausch und Taumel der ersten Begeisterung dieses alten österreichischen Staates, der alle seine Völker zum letzten Male mit dem Messer an der Kehle langsam zum Ausbluten bringen mußte, bevor er an seinem Mord und Elend selbst auseinanderbrach, im Anfange dieser Menschenopfer, über die es begreiflicherweise ein unwissendes Hallo und Hymnensingen geben mußte, bevor das Knirschen und Zähneklappern anfing, bekam Corona, die fremd und traurig durch allen diesen unverständlichen Lärm hinging, einen merkwürdigen Besuch. Es klopfte nämlich morgens an ihrer Türe, ihr Vater war nicht zu Hause, sie begann gerade das Mittagessen vorzurichten und glaubte, der Briefträger wolle ihr die Post übergeben, darum öffnete sie arglos. Da stand ein Riese in Uniform vor ihr: der Josef Tobler, Sanitätssoldat, lächelte verlegen und bat um Verzeihung, daß er störe.

Sie ließ ihn, ganz verwirrt und doch erfreut, in die Wohnung und bat ihn, an ihrem Tische Platz zu nehmen. Das wies er aber bescheiden zurück, denn er wußte ja noch nicht, ob er überhaupt durfte. Er hatte nämlich eine schwere Frage auf dem Herzen, mit der er sie so lange in der Wienerstadt gesucht, bis er sie richtig ausfindig gemacht habe, überhaupt habe er noch etwa vier Wochen Zeit, denn er warte hier mit seinem Regiment auf den Abgang hinaus wieder nach Tirol gegen die „Welschen“. Jetzt im Kriege werde schon das Ungerade gerade und das

Ungleiche gleich, auch eine sonst wohl unzukömmliche Frage vielleicht erlaubt.
Corona lächelte, als er so hin und her redete und über und über rot im Gesichte dastand, indem er die Mütze in den Händen drehte wie ein schuldig-unschuldiges Kind vor einer Lehrerin. Sie freute sich nur, daß sie den treuen Riesen wiedersah, so lächelte sie denn arglos zu ihm empor und sagte: „Nun, nun, die Frage wird doch nicht gar so groß und schwer sein, wenn ich kann, werde ich Ihnen schon Antwort geben, Herr Tobler."
Er faßte sich also kurz und fragte, ob denn das Fräulein Corona seiner großen ewigen Liebe zuliebe ihn nicht jetzt vielleicht heiraten möchte. Er habe alle die Jahre unverwandt an sie gedacht und sie und ihren Herrn Bruder sich immer leibhaftig vorgestellt, so schön und vornehm sie war, möchte sie viel zu gut für einen armen Bauern geblieben sein, aber jetzt sei wohl alles eins und alles recht. Deswegen hatte er, sowieso nach Wien einrückend gemacht, sich doch getraut, daß er es erfrage und recht schön bitte. Wenn sie nein sage, werde er sie gewiß nicht mehr belästigen, denn sie werde ihm wohl nichts für übel nehmen, wenn sie aber ja sage, möchte ihr vielleicht der liebe Herrgott es mit Frieden und Glück lohnen, wer weiß denn, ob es lange dauert.
Damit stand er vor ihr und senkte seinen rotblonden Kopf. Sie erschrak bitterlich in ihrem Herzen, was hatte sie denn getan, um wiederum einen Menschen zu treffen, sie fühlte dabei heißes Mitleid und Angst in ihre Kehle, Tränen in ihre Augen emporsteigen, ihre Knie zitterten, sie wußte nichts von sich selbst, weder von Liebe noch von Gleichgültigkeit, nur von Besorgnis um den großen, armen Kerl, der nach einer Mutter, nach einem Weibe verlangte, denn sie war ja älter als er. Sie sollte besonnen sein für zwei und für zwei das Rechte tun. Sie schwieg verlegen.
Da begann er wieder: „Freilich, der Herr Bruder brauche sie, das habe er wohl bedacht, aber er wolle sie ihm gewiß und wahrhaftig nicht wegnehmen, sondern geduldig warten, bis er wieder gesund würde. Aber das würde der Herr Albrecht schon erlauben, daß er ihr helfe. Er würde ihn auch mitpflegen, er sei überdies von der Sanität und verstünde es jetzt schon ein bißchen."

Corona schluchzte laut auf. Da erfaßte der Riese, daß Albrecht tot war, er bekreuzigte sich und murmelte vor sich hin: „Mein Gott und Herr, schon lange?“

„Schon übers Jahr,“ klagte Corona und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Er faßte sanft ihren Kopf und drückte ihn an sich, und sie ließ es sich geschehen, denn wie jede Frau jedem starken Manne gegenüber die gute Mutter sein muß und kann zu seiner Stunde, kann und muß sie ebensowohl zu ihrer Stunde das hilflose Kind sein, das einen Halt braucht und nimmt. Sie weinte unaufhaltsam, aber immer stiller und sanfter, als schlummere ihr Schmerz an seiner Brust ein. Er stand unbeweglich da, um nicht durch eine leiseste Bewegung ihren Kummer zu erschrecken und zu stören. Erst als sie ganz beruhigt war, mit einem Male zur Besinnung kam und das Haupt an seiner Brust spürte — sie schämte sich und wollte es sanft von seinen großen Händen befreien, die noch auf ihrem Haar und ihren Schultern lagen —, da faßte er stumm dieses Haupt fester und zwang es mit einer sanften Gewalt, die ihr wohltat und den ganzen Körper an ihn emporzog, indem er seinen ernsten, glühenden Kopf zu ihr hinunterneigte und sie einen Augenblick lang ansah, keine Antwort erwartend, sondern gebend, und sie danach auf die Lippen küßte. Dieser Kuß hauchte so leicht und zart auf ihren Mund wie eines Bruders oder einer Mutter Trost und Beteuerung von Liebe, dann aber löste er sich gleich von ihr, doch hielten seine Hände sie noch immer fest. Und wiederum wußte sie nicht, ob sie wollte, was sie tat und ließ, nur daß sie, von einer tiefen Sehnsucht nach einem treuen Menschen, von Dankbarkeit oder vom Bedürfnis nach Zärtlichkeit getrieben, ein Lächeln auf ihrem Munde fühlte, und daß er noch einmal nach dem seinen hingezogen, küssend und geküßt, diesmal so lange verweilte, bis sie den Kopf aus seinen Händen frei bekam. Dann durfte er sich freilich setzen, und sie mußte es zu ihrer großen Verlegenheit dulden, daß er dabei ihre beiden Hände hielt und glücklich schwieg, er konnte kein Wort mehr sagen, und sie schämte sich sehr, aber sprach auch nichts, sondern stand neben dem Sitzenden und ließ ihm ihre Hände.

So fand sie der Vater. Corona blieb neben dem Riesen stehen, per unwillkürlich ihre Hände freigegeben hatte, sie nickte dem Vater zu und sagte errötend: „Das hier ist mein Verlobter.“

Frantzl machte große Augen und schüttelte den greisen Kopf

mit dem wirbeligen, kurzen grauen Barte und sagte: „Ei, da habe ich also die Ehre und das unbekannte Vergnügen. Die freudige Überraschung macht mich so schwach, daß ich mich noch gar nicht freuen kann. Sie müssen mich schon entschuldigen, Herr Soldat, ich fühle mich sozusagen erobert."
„Das ist der Herr Tobler, von dem ich dir ja schon damals erzählt habe, Vater, als ich mit Albrecht von Tirol zurückkam."
„Aha, in Tirol! Herr Tobler! Ich verstehe. Sie haben einen schönen Namen, und dienen dürfen Sie auch, wie ich sehe. Da möchten Sie denn gleich auch noch heiraten, damit alles wenigstens in einem Aufwaschen geht. Nun, Sie schauen immerhin beruhigend aus, Sie werden es schon ertragen."
Der Riese lächelte verlegen, und Corona errötete, wie sollte das große junge Kind dieses große alte Kind verstehen!
„Da bleibt mir folglich nichts übrig, als euch den Radetzkymarsch als Hochzeitsmarsch anzustimmen."
Er ging ans Klavier und begann damit. Corona eilte hinzu und hielt seine beiden Hände. Er nickte befremdet und schaute Tobler mit unglücklichem Gesicht an: „Jetzt ist ihr das auch nicht recht, soll ich vielleicht einen Trauermarsch spielen, denn daß für eine solche Feier die Musik unentbehrlich ist, werden Sie mir doch zugeben. Sie Tiroler Held. Vielleicht soll ich euch ‚Zu Mantua in Banden' spielen? Wenn ich nicht reden kann, muß ich wenigstens Musik machen. Und was das Reden betrifft, verschlägt es mir die Rede, muß ich sagen. Dieses Militär! Kaum steht die Armee im Felde, so hat sie schon einen Gefangenen gemacht. Sie kommen ins Tagesbulletin, Herr Soldat, wie heißen Sie? Ja richtig: Herr Tobler hat einen unverbesserlichen Feind aufgesucht, besiegt, gefangen und allem Widerstande zum Trotz eingebracht. Ich hoffe, Corona, du hast entsprechenden Widerstand geleistet. Das möchte ich mir ausbitten, sonst geniere ich mich für die ganze Verlobung!"
Corona seufzte: „Aber, aber!"
Frantzl seufzte zurück: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, oder seine Hölle, sein Vergnügen oder das Gegenteil, man kann es sagen, wie immer man es meint. Oder die Ehen werden im Himmel geschlossen. Auch dafür kann man ein anderes Lokal wählen. Nun, Herr Tobler, meinen Segen brauchen Sie ja nicht, geruhen Sie also in Habtachtstellung meinen ergebensten Glückwunsch entgegenzunehmen. Sie sind nämlich

die bewaffnete Macht, und ich kann Ihnen nicht widerstehen, obgleich ich kein Fräule in bin, weil Sie ein Seitengewehr haben." Damit reichte er ihm die Hand, Tobler schlug treuherzig ein, und Frantzl faßte diese Rechte noch mit seiner Linken und schüttelte sie unter eifrigen Verbeugungen und neuen, verwirrenden Redensarten, indessen Corona das vernachlässigte Mittagessen beschleunigte, zu welchem Frantzl in gerechtem Drang nach Feierlichkeit eine Flasche Wein beibrachte, die er pfiffig schmunzelnd mit drei grünen Römern auf den Tisch stellte. „Terlan liegt doch in Tirol, rechts oder links von Ihrer hochverehrten Heimat, Herr Tobler."
„Jawohl, zu Befehl."
„Nun, diese Flasche ist hoffentlich neben einem Terlaner gelegen, Sie sollen es mit Nase und Mund bestätigen, Herr Soldat und Schwiegersohn, verzeihen Sie, ich kann mich so schwer an eine Würde gewöhnen, für die ich eigentlich nicht geschaffen bin, denn schon Vater zu sein, ist nicht leicht, aber auf den Schwiegervater bin ich noch gar nicht eingeschult. Nun, nun, Corona: Weile mit Eile?"
Am nächsten Tage — Corona hatte in schlafloser Nacht ihre wunderliche Verlobung und ihr unsicheres Herz dabei viele Male bedacht — sprach sie zu ihrem Vater, der bei seinen dürftigen, abgetragenen Kleidern doch äußerst sorgfältig Toilette machte und sich gerade vor dem Spiegel bemühte, einer blauweißgetupften Satinhalsbinde einen recht ungezwungenen, nachlässig künstlerischen Schwung zu geben: „Du, Vater, ich habe mir etwas überlegt."
„Ei, das wäre. Du hast dir einmal etwas überlegt und gewiß im Nachhinein, wie ich dich kenne. Und jetzt im Nachhinein ziehst du mich auch ins Vertrauen, zuviel der Ehre."
Sie umarmte ihn lächelnd: „Lieber, Guter, du mußt mir im Ernst eine große Liebe tun."
„Im Ernst, nein, wenn es nicht im Spaß sein darf, freut mich die Liebe nicht, vielleicht darf ich dir im Spaß einen Haß tun, aber damit wäre dir auch nicht gedient. Was seid ihr Frauenzimmer für passende Wesen. Nun, was kann ich also tun, teure Verlobte meines Herrn Schwiegersohnes aus Tirol?"
„Vater, ich bin recht unsicher."
„Schwach im Magen, das Herz hat zu viel exerziert. Vielleicht trinkst du einen Bittern!"

„Du weißt doch, Vater, daß ich einmal geliebt habe.“
„Ja, so ungefähr, soweit ihr mich damals in diese vertrackte Inseratenangelegenheit eingeweiht habt. Verstanden habe ich die Geschichte nicht. Sie hat so gar kein Entweder-Oder gehabt, kein gewisses Savoir vivre. Sie war ohne Anfang und ohne Ende, eine Zukunftsmusik ohne Gegenwart und eine Vergangenheitsaffäre ohne Vergangenheit. Nun, jetzt liebst du hoffentlich besser, obschon auch da der Anfang im dunkelsten Tirol liegt.“
„Ich habe diese Zeit nicht vergessen, Vater, sie bedrängt mich noch heute.“
„Nun, alle Zeit ist schwer, und Nachdenken ist aller Laster Anfang, hingegen ist Müßiggang seines Glückes Schmied. Was kann ich dafür oder dawider. Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist. Wo bist du und wo sind diese Inserate? Sie sind in Ehren eingeschlafen, laß sie ruhen.“
„Sie lassen mich nicht ruhen. Es gibt keine Vergangenheit, Vater, es gibt nur Gegenwart. Das Vergangene hält als ein fremder Wille einen Menschen fest. Ich habe diesen Mann nicht vergessen, ich kann mich von ihm nicht befreien, ich kenne ihn ja kaum, und doch glaube ich, ihn immer noch zu lieben. Wen verrate ich, diesen braven Tobler, oder den Offizier, den ich freigegeben habe? Was ist aus ihm geworden, was ist aus mir geworden? Wenn ich mich selbst freigeben könnte, Vater. Aber ich selbst bin in eines anderen Macht.“
„Hast du das dem Tobler gesagt?“
„Aber Vater, das verstünde der doch gar nicht. Der ist zu gesund dafür. Er wäre nur unglücklich, und das dürfte ich am wenigsten, einen guten Menschen unglücklich machen, dazu hab' ich mich doch nicht mit ihm verlobt.“
„Sehr schön. Aber dann scheint mir, bliebe nichts anderes übrig, als die andere Geschichte dort zu lassen, wo sie am besten aufgehoben ist, nämlich in der Vergangenheit.“
„Und doch ist es mir, als wäre ich ihm untreu, als hätte ich es mir damals freilich leicht gemacht, ihn freizugeben, aber weiß ich denn, ob er mich nicht noch heute zum Schatten hat wie ich ihn. Vielleicht braucht er mich und würde mich rufen, wenn ich ihn nicht verlassen hätte, und ich gehe zu einem andern. Ich habe ihn freigegeben, als stünde das bei mir oder bei ihm.“
„Das verstehe ich nicht, Corona, das ist mir zu hoch, das ist zwischen Himmel und Erde gedacht, nicht auf ebener Erde oder

im ersten Stock. Das ist verstiegen und verzweifelt, das ist verdacht und vertan, das ist ein in Liebe stehengebliebener Regenschirm."

„Vater, ich bitte dich, suche ihn auf, vielleicht ist er in Wien, vielleicht findest du ihn noch, und es ist nicht zu spät. Vielleicht habe ich etwas gutzumachen. Du sollst ihn fragen."

„Er wird mich wie einen Narren anschauen."

„Jede Güte wird als Narr angesehen, denn die Menschen ertragen sie sonst zu schwer, tu mir die Liebe, Vater."

„Ja, um aller Heiligen willen, wie soll ich mich denn anstellen, was soll ich denn zu dem hohen Herrn sagen. Du bist ja das reine Käthchen von Heilbronn. Herr Wetter vom Strahl, Donnerwetter, erinnern Sie sich noch an die Corona Frantzl, die Sie freigegeben hat und lieber freigenommen hätte, oder was?"

„Vater!"

„Du hast leicht, mich groß anschauen, aber wenn er mich groß anschaut, muß ich mich klein machen, ich habe noch mit keinem Offizier Kirschen gegessen, das ist nicht gut."

„Du brauchst ihn ja nur zu fragen, ob er mich schon vergessen hat, und ihn zu bitten, daß er es dir sagt, denn die Freiheit meines Herzens und eines andern, unschuldigen Mannes hängt davon ab, daß er mich vergessen hat und nichts mehr von mir will und braucht, nicht im leisesten Gedanken. Er soll mich freigeben, damit ich mich frei fühlen kann. Ich darf mich ja nicht hergeben, denn ich bin nicht frei, ich habe mich nicht selbst. Du brauchst mich nicht zu verstehen, ich weiß, ich bin wunderlich, aber du sollst mir glauben. Hilf mir, Vater."

„Nun, nun, du gehörst zwar nach Berlin und nicht nach Tirol, mein liebes Kind, verzeih' schon, denn das ist haargenau, kurz und klein verrückt, aber ich will dir deinen Willen tun. Auf eine Dummheit mehr oder weniger kommt es mir schon nicht mehr an. Ich will diesen, wie heißt er doch, Baron Wasserporten schon aus dem Armeeschematismus ausfindig machen. Gut, daß bei diesem ausgefallenen Gespräch nur er und der liebe Herrgott zuhören wird, hoff' ich, hinauswerfen darf er mich, nur keinen Doktor holen lassen."

Corona wartete bis zum Abend in furchtbarer Spannung mit glühenden Wangen und gefaßt, plötzlich eine innere Stimme zu hören, die sie zu diesem fremden Manne abrief.

Nachmittags erschien Tobler und setzte sich still ins Zimmer,

er wagte gar nicht, sie zu küssen, er schüttelte ihre Hand und sah ihre angstvolle Erregung, so schwieg er demütig. Sie ging unruhig umher und machte sich bei allen Geräten zu schaffen, nur um ihn zu trösten, lächelte sie ihm schmerzlich zu. Ihm war, als bereue sie, daß sie ihn gestern nicht zurückgewiesen hatte, er fürchtete, jetzt und jetzt würde sie es ihm sagen. Aber ihr Lächeln beruhigte ihn doch wieder. Dann begann er ihr etwas zu erzählen. Vom Militär, um sie zu zerstreuen. Es war eine arge, wüste Gesellschaft, lauter rohe, wilde Burschen, viele Wiener, auch ein paar Polen und Böhmen, keine Landsleute. Sie waren so zufällig zusammengesteckt worden, er als einziger älterer Mensch zu lauter jungen, zu Handwerksburschen und Markthelfern, das waren wohl Plattenbrüder, wie man sie hier nannte, unverhohlene Räuber und Messerstecher, Fabrikarbeiter, die allerhand böse Reden führten, sie wollten das Gewehr seinerzeit schon tüchtig brauchen und den richtigen treffen, der nicht vorn, sondern hinten zu suchen wäre und dergleichen. Als er nun ohne sein Zutun nach der Abrichtung zur Sanitätsmannschaft zugeteilt worden war und nach Wien abgehen sollte, habe ihn ein junger Bursch angeredet. „Du Tobler, wenn du in Wien bist, geh zu meiner Alten und laß sie von mir schön grüßen, und daß ich ihr auf nichts komme, derweil ich draußen bin!“ Die Alte, so nannte er seine Geliebte. „Na, wie schaut sie denn aus, deine Alte?“ fragte ein anderer, der „Gflickte“, ein blatternarbiger, lustiger Mensch. „Schöner schon als wie du Gflickter.“
„Na, und ist sie auch eine Jungfer?“ fragt der „Gflickte“.
„Ja, was denn nicht noch, unsereiner kriegt keine Jungfer, für unsereinen muß lang gut sein, was für bessere Leut nicht mehr gut genug ist. Aber mir paßt sie schon, sie hat Haar auf den Zähnen, und arbeiten kann sie auch, und gut sind wir schon, wenn wir nicht gerade raufen tun und nachher erst recht.“
„Und was hast du gesagt, Josef?“
„Nichts, sind lauter arme Leut, Militär ist keine feine Gesellschaft, sie hätten mich auch ausgelacht. ‚Aber der Tobler ist eine Jungfer‘ haben sie geschrien, ‚die möcht’ ihn verführen, wenn er zu ihr käm.‘ Ist auch nichts mehr draus geworden, er hat mir ihre Adresse nicht gegeben, hat sich’s überlegt. Aber er hat mir mit dem Schnupftuch lang gewunken, wie ich mit dem Zug davongefahren bin. War ein armer Teufel.“ Er

sagte es nachdenklich, aber ein bißchen überheblich, denn er war sehr reich, hatte er doch eine vornehme Dame, die er liebte und die ihm, dem Josef Tobler, wenigstens anverlobt war, eine gnadenreiche Unschuld, zu gut für einen Herrn Fürsten und nicht zu stolz für einen Bauernknecht.

„Der Tobler ist selbst eine Jungfer," dachte Corona im stillen und schämte sich für ihre Schuld. Sie ging leicht auf ihn zu, doch ging sie dabei wie auf scharfgeschliffenen Messern, es kostete sie viel, zur Stunde so leicht zu gehen und zu lächeln, sie nahm seinen Kopf in ihre Hand und küßte ihn auf die beiden braunen Augen. Dann machte sie das Zeichen des Kreuzes über diese schmale Stirn, in welche tief ein Bogen dichten rötlichen Haares schnitt, und wandte sich gleich wieder ab, um ihrer unnötigen Arbeit nachzugehen.

Am Abend kam der Vater zurück, sie sah ihn ungeduldig an, er tat nur vergnügt und trällerte Leporellos Arie „In Spanien tausend und drei" . . . Er ließ eine Flasche Wein aufmarschieren, der ebenfalls neben einem Terlaner gelegen war, und trank auf das Wohl und Wehe der verliebten Verlobten, der unverwandten Verwandten, und schwatzte allerhand Doppelsinn durcheinander, bis sich der Herr Tobler empfahl.

Corona wartete, bis der Vater zu erzählen anfing. Er ließ sie fragen, ob der Baron in Wien sei.

„No natürlich, wo wird er denn sein, ein Baron ist immer in Wien, sogar beim Generalstab, da weht im Krieg die beste Luft, man steigt immer höher, gar keine Kugel trifft so hoch."

„Was ist er denn jetzt?"

„Major, wenn ich nicht irre, goldener Abendstern auf einem goldenen Kragen."

„Verheiratet?"

„Nun, so gut als wie, nein, besser als verheiratet. Junggesellenwohnung, aber komfortabel, für alle Fälle eingerichtet. Er hat mich wunderlich angeschaut. Er hat sich auch erinnert, aber nicht eben mit Vergnügen. Es schien ihm peinlich, an alte Geschichten gemahnt zu werden, denn er sieht gern jung aus, er kommt mir so verdächtig schwarz vor. Ich habe dich entschuldigt, Corona, du mußt schon entschuldigen, aber anders als ein bißchen irrsinnig kann man solche Anfragen doch nicht hinstellen, wenn man nicht selbst verrückt erscheinen soll. Also du seist ein wenig wunderlich, du habest viel Unglück

auszustehen gehabt, und das macht dich in deiner Sorge an alles Mögliche und Unmögliche denken, so habest du auch an ihn gedacht, und es sei wohl nichts Böses dabei, wenn du nach so viel Jahren, jetzt, wo ein großer Krieg angehe, besorgt wärst, was mit ihm geschehen sei. Er werde es zuversichtlich recht verstehen und nicht mißdeuten, denn du wolltest nichts von ihm. Ich schon gar nicht. Und um deines lieben Friedens willen sei ich in Gottes Namen gekommen, er möchte es nicht verübeln. Darum hätte ich mir erlaubt, vorzusprechen und ergebenst anzufragen. Um meine Tochter zu beruhigen. Aus keinem andern Grunde."

„Und er?"

„Du hast leicht fragen: und er? Und er war verlegen. Er erinnerte sich schon, eine leider allzu rasch entschwundene Sache, eine Torheit beiderseits, von der man besser nichts mehr sprechen sollte, vergangen sei vergangen, und er hoffe, es sei dir nur zum Wohle gewesen, er dürfe auch nicht klagen, er sei beim Militär geblieben und habe es vorwärtsgebracht. Damit sei wohl alles in bestem Frieden, im schönsten Kriege geordnet. Habe die Ehre, mich bestens zu empfehlen, ganz meinerseits, es war mir ein Vergnügen, aber ein unnötiges."

Corona seufzte. So war sie frei und wieder gebunden. In ein paar Tagen wurde sie durch Kriegstrauung mit dem Sanitätsmann Josef Tobler vermählt und begleitete ihn nach Tirol, denn er blieb vorerst noch in der Etappe.

16.

Drei Jahre lang lebte Corona in einem stillen Taumel von Furcht und Liebe, Hoffnung und Ergebung, sie blieb bei ihrem Vater. Am Fußende ihres Bettes stand ein Tischchen mit den Bildern ihres Mannes, ihres Bruders und der Mutter, so daß ihr erster Blick morgens die Blicke ihrer fernen Lieben traf. Der Vater machte in seinen Mußestunden Musik, und sie besorgte das Haus. Allmählich drückten Hunger und Not immer schwerer, der Vater und sie rannten in alle Gassen und Winkel, wo irgend etwas Nötiges oder Unnützes angekündigt war, sie standen stundenlang in Wind und Wetter vor den Läden und warteten auf Einlaß, statt Nahrung gab es Zeitungsstimmen von Siegen, und Begeisterung, obgleich nur mehr kläglich einseitig, wurde als Seelenfutter ausgeboten. Aber eine ganze Stadt war

dabei hohläugig und elend, verwahrloste und verkam in Schmutz, Krankheit und Gemeinheit, räuberische Kinder strolchten schulfrei durch die Gassen, die Frauen konnten keine andere Arbeit mehr leisten, als nächtelang auf dem Pflaster stehen oder sich hinlegen, um morgens einen Brocken Fleisch zu fangen, es gab keine geregelte Tätigkeit mehr, Hunger und Gier machten die einzigen Gedanken, die einzigen Leistungen einer dumpfen Menge aus, diese Gedanken waren für die Ausgemergelten Arbeit genug, ganz abgesehen davon, daß mählich alles Material ausgegangen war. Man hatte keine Stoffe, um sich zu kleiden, man flickte zusammen und ging in anständigen Lumpen, aber man nähte sie mit Fäden, die man wieder aus Lumpen reißen mußte, denn Zwirn und Seide waren verschwunden, alle Wochen klaffte eine andere Lücke, nicht daß sämtliche Vorräte aufgebraucht waren, nein, es gab immer noch genug, aber die Wucherer, jeder einzelne, der sich auserwählt glaubte, zu rauben, wenn alles raubte, und kein Gewissen zu brauchen, wenn sich niemand eines machte, hatte irgend eine Ware des täglichen Bedarfs so lange zusammengekauft, bis glücklich auch darin die liebe Not war, die er großmütig gegen Wucherpreise brockenweise linderte, wenn er es nicht vorzog, sie noch weiter anzuspannen. Heute gab es keine Zündhölzchen mehr, morgen keine Schuhe, jetzt fehlte der Essig, morgen die Soda, die Seife ging aus, wie konnte da noch eine Farbe zu sehen sein oder ein Schuhband oder ein Stück Draht, ein Hemd oder ein Meter Garn. Das Militär, zur schrankenlosen Vormundschaft über einen bürgerlich wehrlosen Staat eingesetzt, der ihm alle seine Männer, zuletzt schon die Alten ausgeliefert hatte, zerstörte damit auch die Volkswirtschaft, sog sie vollends aus und zerbrach ihr die Knochen im Leibe, verschwendete die Steuergulden und trieb die Preise aller Waren freigebig auf Kosten des Staates in Schwindelhöhen, um alle diese Waren für einen Nimmermehrstag nutzlos aufzusparen, von Schimmel zerfressen, von den Feinden in Brand schießen oder ohne Schwertstreich erobern zu lassen, während die Soldaten draußen darbten und Not litten und wie die Heimat selbst zu hungern begannen. Wie sollte auch die Vernichtung irgend etwas verschonen und zusammenhalten, wie sollte daheim hausväterlich wirtschaften, was draußen als Wüterich alles kurz und klein schlug. Gewalt machte alle Brunnen versiegen, Kinder verhungerten, Frauen

verdorrte die Brust und der Schoß, die Frucht ihrer Leiber verweste. Man bekam keinen Nagel mehr, kein allergewöhnlichstes Gerät aus Eisen oder Holz oder Ton oder Porzellan, kein Werkzeug und keine Maschine, es sei denn zu Märchenpreisen, man fand auch keinen Arbeiter, der einen Schuh flickte oder die Wasserleitung instandsetzte, es gab kein Licht, keine Kohle, keine Wärme, die Armut wurde verschwenderisch und warf mit dem wertlosen Gelde um sich, um einen jämmerlichen Magenbetrug, einen Nahrungsersatz, einen Sättigungsvorwand einzuhandeln. Arbeit ward zur seltenen Kostbarkeit, die sich mit Gold aufwiegen ließ, aber dabei widerwillig ächzte, die Leute in den Munitionsfabriken, die einzigen Arbeiter, die es noch gab, gut genährt und fürstlich bezahlt, weil sie die nötigen Mittel der Zerstörung erzeugten, praßten und ließen das Geld springen, sie heulten, halbwüchsige Burschen, Mädchen, betrunkene Weiber und aufgeblasene Alte, durch die nächtlichen Gassen einer verfaulenden Stadt. Die wenigen, halb müßigen Arbeiter fühlten ihre Rechte, ohne Pflichten anzuerkennen, und verweigerten nach Laune ihre Hilfe. Indem sie den Staat mit den Mitteln zu seiner eigenen Zerstörung versorgten, verleugneten sie ihn. Jeder überließ jedem, keiner trug die Verantwortung. Ein zuchtloser Haufen von Menschen trieb wie eine lebendige Lawine, still anwachsend, in beschleunigtem Sturze zum nahen Abgrund. Allmählich schwoll der maßlose Reichtum auf einer, Hunger, Armut, Laster und Entkräftung auf der andern Seite so ungeheuerlich an, daß die merkwürdige Ruhe und Teilnahmslosigkeit den Sterbenszug drohender verrieten als Auflehnung und offene Empörung. Der Reichtum mußte sich selbst vernichten, eine Gesellschaft, die für ihre Beherrscher und Nutznießer nicht nur Leib und Blut von Millionen, sondern allgemach auch alles Hab und Gut, den letzten Schimmer von Seele hatte hergeben müssen, um nicht einmal mehr einen Brocken Futter zu bekommen, erstickte diesen Reichtum eben in seinem eigenen Fett und verwandelte ihn zu Spott und Schrecken, zu der Masse bedruckten Papiers, welche er war, wenn nicht Arbeit und Ordnung, nicht Recht und Pflicht, Leistung und Gegenleistung diesen Noten Bürgschaft und Wert gaben. Die Hyänen hatten die Leichenfelder geplündert, sie hatten die Zurückgebliebenen in der Heimat ohne Schonung angefallen und ausgeraubt, keiner schämte sich, der Kaufmann

so wenig wie der Bauer, den Darbenden das Hemd vom Leibe zu reißen. Man bot ihnen Papier dafür, man schlug die lebenden und die verwesenden Leichname in Papier, es fehlte nicht viel, man hätte sie in Aktien und Banknoten einhüllen können. Wenn die Früchte der Bäume und des Feldes sonst als Zinsen von Gut und Arbeit flossen, so blutete jetzt das Volk, und es floß Papier aus seinen Wunden, als Zinsertrag des Wuchers und der Gewalt. Hohläugige wankten dicht gedrängt mit widerwärtigen, schamlos gierigen Zügen wie Tiere und mit schlaffen Gliedern, denn das allein hatte der Reichtum, der Raub noch nicht vermocht, daß die Menschen Papier fraßen. Immer noch konnte diese Maschine, die dem Sinn ihrer Erfinder entwuchs, weitermalmen, und neue Tausende wurden wöchentlich unter ihre Räder geworfen, denn sie durfte nicht hungern, die alle anderen hungern machte, obschon selbst die Mächtigen, die sich ihrer bedienten, allmählich vor dieser Kraft schauerten, die nicht mehr die ihrige war, sondern eines rätselhaft verborgenen Ungeheuers, das die Welt bezahlen ließ, was sie um Geldes willen verschuldet. Dem Leichengesicht des nahen Absterbens hielt diese Maschine die papierne Fratze eines Heldengesichts hin, und keine Faust war da, dieser Fratze in die Fratze zu schlagen. Eine Stadt, ein Land, ein Reich, Völker waren wie gelähmt vor dem letzten Gerichte einer Zeit, deren Dämon Geld, das armseligste Werkzeug und Mittel sich über ihren einzigen Zweck: Menschheit erhoben hatte und dafür nun die Menschen zu Unrat verwandelte, wie Lumpen für die Lumpenmühle und für neues blankes Papier. Der Mord mordete Leiber, mordete Seelen, erwürgte das schuldlose Tier, die Kreatur im Schoß der Mutter, er mordete das Feld, er schlug den Wald, er zerwühlte die Eingeweide der Erde und brachte aus allen Adern des erschöpften Körpers Papier hervor. Der Mord buhlte mit dem Wort, die Macht mit der Lüge, und die einzigen Geburten dieser Ungeheuer waren Papiere. Die Menschheit konnte nicht einmal mehr röcheln, sie knisterte. Die Worte waren Papier, die Taten waren Papier, vielleicht mochten nächste Geschlechter lebendiger Menschen daran zweifeln, ob überhaupt geschehen war, was hier geschah, daß eine Menschheit ausgemordet und ausgehungert, eine Erde geschändet, Männer, Weiber und Kinder bei lebendigem Leib zu Aas gemacht wurden, ob dies alles nicht auch eine tolle Lüge der Worte und des

frechen Papiers war, der großen Hure zuliebe, die in papiernem Purpur gen Himmel fuhr.
Drei Jahre lang ging Corona still und bekümmert durch dieses Leben, nach je einem halben Jahre kam sie immer mit ihrem Manne zusammen, der in einem nassen Schützengraben Dienst tat, wo er den Tag lang auf dem Bauch ausgestreckt liegen, nur mit dem erhobenen Kopfe über den Rand spähen und sich nicht erheben durfte, ohne daß eine Kugel nach ihm pfiff. Er erschien immer recht verwahrlost von außen, in seiner schmutzigen Uniform, aber immer sanfter von Herzen, freilich von einer düsteren, machtlos wissenden Milde, die Corona wehtat, er war fromm, aber bedingungslos hartgläubig, als verlangte dieses Schützengrabendasein, daß sich einer auch vor seinem Gotte bäuchlings hinwarf und nicht einmal den Kopf vor ihm erhob. Ein anderer hätte vor Gott gemeutert, er lag geduldig vor ihm in seinem Staube. Nur daß er gelegentlich eine kleine bescheidene Zukunft ausmalte, mit einem Stück Feld und Vieh und einem winzigen Hause, worin Corona mit ihm leben sollte, oder daß er verschiedene Käufe ausdachte mit ihrem bißchen Vermögen in einer fruchtbaren Ebene, oder in seiner felsigen Heimat, ein Stück Wald, oder ein Obstgütchen, einen Strich Korn oder Roggen, oder ein „Bläuelo“ und „Schwarzelo“ und ein friedliches Schwein und ein paar laute Hühner.
Der große Mensch lebte draußen von einem recht kleinen Stück Brot und einer Schale Wassergemüse, zum Frühstück und Nachtmahl erhielt er eine Menageschale schwarzen sogenannten Kaffee, er zehrte von seinem Körper und arbeitete ruhig weiter wie die geduldigen Pferde, die von Kräften kamen, die bei einem rätselhaften, gehackten Futter, das den Hunger verhöhnte, abgemagert, aber mit treuem Blick und den Riesenschädel schüttelnd, so lange zogen, bis sie plötzlich in den Lenden zitterten, standen und hinfielen. Die Kreatur, die verhungernden Hunde, die mageren Rinder mochten bebend staunen, was sie verschuldet, daß sie ihr Gott, der Mensch, so bitterlich strafte. Tobler sprach nicht viel, er traf Corona nur, sei es in Wien, sei es irgendwo draußen auf halbem Wege zwischen Wien und seiner Front, dann lebten sie vierzehn Tage zusammen, sie trachtete, daß er sich möglichst erholte und ordentlich aß und trank, und er ging still mit ihr auf den Landstraßen, wo die Geschütze und die schmutzigen Mannschaften

hinzogen, bis der Tag des Abschiedes kam und er neuerdings fort mußte.
Im Frühjahr 1918 sollte er wieder vierzehn Tage Urlaub haben, schon hatten sie verabredet, wo sie, diesmal in Tirol, zusammentreffen wollten. An seiner Statt kam eine Karte seines Offiziers: „Ich teile Ihnen schmerzbewegt mit, daß mein bester Mann, der Sanitätskorporal Josef Tobler, Ihr werter Gatte, auf den unbedingt und allezeit Verlaß war, gestern beim Absuchen des Vorfeldes nach Verwundeten oder Gefallenen von einer platzenden Granate getötet worden ist. Er hatte bereits Urlaub und hätte eigentlich schon fortgehen können. Es war aber kein anderer Sanitätsmann da, so blieb er aus freien Stücken noch diesen Tag. Und gerade da ist es geschehen."
Das war zu Vielgereuth gegenüber Italien.

17.

Im Sommer dieses letzten Kriegsjahres arbeiteten Thea Mainone und ihr Mann in ihrem Gärtchen vor dem kleinen Hause, das sie sich durch jahrelange Arbeit erwirtschaftet und nach ihrem eigenen Plan erbaut hatten.
Sie lebten hier einsam und waren schon ein bißchen gealtert, auch müde von der unausgesetzten Mühe, die sie willentlich auf sich genommen hatten, denn wer arm ist und gleichwohl eine Stätte bauen mag, der muß sie von seinem Blut, seiner Kraft, von seiner Hände Arbeit aufrichten, und sein eigener Erwerb beherrscht ihn.
Ludwig diente als einer der unzähligen Amtsleute des alten Österreich, dessen eine Hälfte der Bewohner die andere verwaltete, in einer jämmerlichen Brotstelle, die den Tag in finsteren, schmutzigen Stuben bei verstaubten Akten zu einem Fluche machte und das Leben mit ständigen Floskeln und fertigen Wendungen zu Papier zerwalkte, zu Schein, zu Scheinen verarbeitete. Dieses Geld nährte die Mächtigen, es machte die Reichen noch reicher, die Armen noch ärmer, es hieß Gerechtigkeit für die Starken und achselzuckende Ohnmacht für die Schwachen, es half das stumme und bösartige Gelichter der Herrschenden in zuversichtlichem Besitze befestigen, und seine demütigen Verwalter speiste es mit ein bißchen Spott und mit ein bißchen Achtung ab und zögerte ihre Jahre mit armseligen Wünschen und armseligeren Befriedigungen hin. Die Arbeit aller war die

Mauer und der Schutz der Macht, die Unzähligen lagen Stein an Stein, Herz an Herz, Geist an Geist geschlichtet wie die gewaltigen Quadern unten, während oben im Licht die nutzlose Freiheit der Wenigen müßig ging. Die Freiheit wächst am besten über Gräbern. Abends aber, wenn Ludwig unter seinen Büchern bei der Lampe in der tiefen Stille des ländlichen Vororts am Schreibtische saß, wurde sein Geist wach, der über Tag wie ein eingespanntes Tier pflichttreu sein Amt geschleppt hatte, und erhob sich über den Schlummer ringsum, indem er seine wunderliche Umwelt, seine bösartige Heimat Österreich, ein schlimmes Vaterland, aber doch ein Vaterland, betrachtete wie es war, nicht wie es sein sollte, denn das Gegebene war das Wunder. Überall sprangen in diesem nächtigen Schauen der täglichen Welt Quellen auf und erzählten vom sinnreichen Dulder und Wandersmann: vom Menschen, vom liebreichen und hassenden, der am törichtesten war in seiner Klugheit und der Weiseste in seiner Einfalt, am menschlichsten als Tier, am tierischsten als Mensch. Zwischen heute und morgen spann eine emsige unsterbliche Natur, zwischen zwei Nächten das leichte Gewebe ihrer Erfindungen, das ein baldiger Tod wieder auflöste, als sei nichts gewesen. Natur spann weiter. In den Angstpausen zwischen den Schlachten erhoben die großen Gedanken ihre Blüten, brennende und duftende Fackeln in die Dämmerung von Pflicht und Arbeit.
Ludwig sah in allen Menschen, in Frauen, Männern, Kindern, wie sich das mannigfaltige Spiel der Schöpfung unsinnig und übersinnig märchenhaft zusammenschloß und wieder in Nichts verging. Und davon erzählte er. Um gerecht zu sein, er erzählte für sich und zu seiner Lust, denn er bedurfte dieses Märchens, um zu leben, die Träume ernährten ihn als ein weißes Seelenbrot, er brauchte diese gottähnliche Willkür des Schreibens, um sich frei zu fühlen und zu befreien, denn er litt an sich selbst, nicht nur an seinem äußeren Leben. Je schwerer er seine Natur spürte, denn er hatte eine feindselige, angstvolle, bedrückte, eine mutterlose Natur, desto mehr brauchte er die selbstgeschaffene Welt belebter farbiger Schatten. Diese Schicksale, die er zweifelnd, um nicht zu verzweifeln, entwarf, trösteten seine eigenen Gebrechen, Erfindung war sein Arzt und heilte seine Seele immer wieder vom Übel. Im Grunde lag stets das Böse lauernd und mit argem Blick, weil kein Wissender aus

Güte weiß, sondern eben kraft seiner bösen Einsicht. Denn im Grunde jedes Baues liegt der Gedanke, das böse Wissen, als ein Lebendes eingemauert, welches seine Tiefe den heiteren Müßigen in der Höhe mit einer trägen, aber drohenden Bewegung langsam entgegenhebt. Das Böse ist die Kraft der Schlucht und der Quadern und wird, gefesselt, in Dienst gezwungen, entselbstet, durch seine Qual wissend, durch sein Wissen gereinigt, durch seine Reinheit gut, durch seine Güte duldend für alle und durch sein Dulden tätig im Tragen und Denken wie im Leiden und Mitleiden. Dies ist der Lauf des Bösen, welcher sich wissend und leidend zum Guten reinigt, wie das strömende Wasser von seinem unreinen. Das Sehen und das Wissen bezwangen dieses Böse, indem sie darstellten, verglichen, schufen, so war das Böse seiner selbst Herr, indem es sich wie Münchhausen an seinem Zopf aus dem Sumpfe hob. Freilich machte diese mühselige Beschäftigung argwöhnisch, und Ludwig zog sich menschenscheu in eine Einsamkeit zurück, die auch Thea, seine Frau, brauchte, um zu leben, denn sie war von Anbeginn gut und einer heiteren Seele, durchscheinend wie ein Kristall, aber so zart beschaffen, daß sie vor allen Menschen Angst hatte und nur bei ihren Nächsten tapfer und munter blieb, während sie in Gesellschaft erstarrte und schweigsam wurde.

So wuchsen aus diesen jahrelang verbrauchten fleißigen Nächten nach öden, arbeitsamen, pflichttreuen und elenden Tagen wunderlich schrullige Werke hervor, sorgfältig gezeichnete, alltägliche Märchen, menschliche Figuren, immer mit einem Stich ins Fragwürdige, Abenteuerliche, die stets am Rande der menschlichen Gesellschaft und der bürgerlichen Ordnung eigenwillig und tapfer, munter und ohne Furcht wie schwerbeladene Ameisen sich hinbewegten und aus tausenderlei Widerständen den Geist über die Masse siegen ließen. Wer aber sollte dem einsamen, eigenwilligen Schreiber „im Gehäus" diese Sorgfalt um die merkwürdigen Figuren, den spitzfindigen Spott und die herzlich-stille Laune, den Sonnenregen eines Schicksalslächelns danken? Oder das geduldige Dienen am Worte? Eine Welt etwa, die im Gröbsten nach dem Gröbsten tappte, die Geschrei für Leidenschaft, Ungezogenheit für Temperament, Floskeln, Phrasen und Zeitungsjargon für Deutsch hielt, die mit Geld sogar Geist und Bedeutung, geschweige denn den Erfolg kaufen zu können glaubte, die sich täglich irgend einen Nichtsnutz und

Stümper für ein Genie aufschwatzen ließ. Über einem verwirrenden Lärm vergaß sie die Musik, sie nährte sich von Meinungen statt von Gedanken. Diese Gesellschaft ließ diesen ihren Beobachter unbeachtet links liegen, und er bestätigte, daß ihm recht geschah. Das machte freilich bitter, menschenscheu, selbstgerecht und hartschalig, aber man hatte wenigstens keinem etwas zu danken und lebte ungestört, weder durch Liebe noch durch Ruhm, weder durch Haß noch durch Feindschaft beirrt. Diese Freiheit kostete nur — das Leben. Aber da der Austausch von Geist gegen Kraft, von Anstrengung gegen Enttäuschung, von Qual gegen Verzicht immerhin seine Weile dauerte, so mochte er seine Weile haben.

Das Häuschen lag auf einem Rasenbühl des westlichen Gebietes, hart am Rande der Tiergartenberge, und auf einer mäßigen Wiesenhöhe an der Stelle eines einstigen Weinberges, denn in der ganzen Gegend gediehen Reben, es war also ein Ort, wo viel Sonne heiß auf einen schweren Lehm- und Steinboden brannte. Der Horizont erstreckte sich weit über eine Weite hin, tiefer im nördlichen Grunde, und nordöstlich lagen die äußersten Fabriksviertel der Stadt, näher unten das Örtchen Ober-St. Veit mit einer zierlichen gelben Kirche, deren Barockturm dieses freundliche Mariatheresiengesicht zeigte, mit dem alle Landkirchen von Niederösterreich weithin lächeln und winken. Aus grünen Baummassen tauchten kleine weiße Landsitze hervor. Drüben, jenseits des Wientales, über der Bahnlinie, deren rollende, pfeifende Züge und gelegentliche Rauchwolken den einzigen, aber auch geziemend abgedämpften Lärm herübersandten, dehnten sich die Waldberge hin. Wollte man am eigenen Geiste verzweifeln, so tröstete einen die runde goldene Kuppel der Irrenhauskirche des gegenüberliegenden „Steinhofes“.

An diesem Bühel lagen lauter ähnlich geratene, kleine weiße Häuser inmitten kleiner, sorgfältig gepflegter Gärtchen. Im Sommer, wenn der Nachmittag goldener schimmerte und die blühenden Sträucher heftiger Duft atmeten und letzte Farben ergossen, begann es lebhaft zu werden. Die heimgekehrten Hausväter arbeiteten leidenschaftlich. Aus den Schläuchen strömte das Wasser mit plätschernden Strahlen auf alle die kleinen, zutraulichen Kulturen, die Hühner begannen eifriger zu gackern, um geschwind noch die gestrenge Hoffnung ihrer Herren durch

ein wahrhaftiges Ei zu erfüllen, oben in Lüften sangen unaufhörlich die Lerchen, die kein Ende des Singens machen können, wenn es auch keinen Menschen mehr gibt, der ihnen zuhört, diese Künstler! Aus einzelnen offenen Fenstern klangen bald mühselig, bald geläufig Klavierstücke, über die Gartenzäune wurde gegrüßt und gedankt und gerufen, die Muße war im schönsten Gange, Kinder jagten über die Straße und stritten in aller Unschuld, wie später einmal die Erwachsenen in aller Schuld.

Thea hockte über ihren Gemüsebeeten, die ihr jedes Jahr zu lauter kleinen romantischen Urwäldern gerieten, weil sie sie mit immer neuen abenteuerlichen Gruppierungen unvermutet und ungewöhnlich zusammensetzte, aber es hatte seinen Reiz, wenn alles so durcheinanderwuchs, wie es wollte, und war doch ausgesät und für den Magen bestimmt und kam schließlich doch in die Pfanne. Sie kämpfte mit dem Unkraut, das mächtiger war als sie. Ludwig wanderte mit seiner Pfeife im Munde an den sorgfältig gezogenen Obsthecken vorbei zu seiner Felspartie, die, aus lauter kleinen Blöcken zusammengestellt und von gut bearbeiteter Erde ausgefüllt, glühende Polster von roten, von weißen, von gelben oder blauen Blumen und von grünen Blättern nebeneinander schimmern ließ und sich in eine Fläche senkte, wo unter einem Quittenbaume voller gelber Äpfel, einem wahren Adam- und Evabaume, der Phlox mit purpurnen und silberglänzenden, mit rosigen und kardinalvioletten Blüten still erglühte und duftete. Das abfallende Gelände war durch mehrfache, steinerne Mäuerchen in Stufen gegliedert, diese Steine hatten Thea und Ludwig mühselig genug aus ihrem eigenen Boden gegraben, um die Erde für Obstbäume und blühende Stauden frei zu machen, aber sie verwendeten die Blöcke und Brocken gleich wieder, um die Gartenflächen zu stützen zu solchen Mäuerchen, zwischen denen grüne Fetthenne wucherte. Um die roten Blütenähren der Tamariske, die mit zarten gefiederten Wedeln über dem Felsgärtchen stand, summten die Bienen. Ludwig war müde von der Arbeit, er hatte einen ganzen Nachmittag in Sonne und Mühe gejätet und gegraben und gegossen. Nun sah er einem Rosenkäfer zu, der mit kupfrigen Flügeldecken laut surrend über den Phloxen schwebte und leidenschaftlich hartnäckig, aber wunderbar sicher seinen Rüssel im Fluge mitten in den dünnen Kelch der Blüten wie ein langes

dünnes Schwert hineinstieß und ihn ebenso rasch als aus einer gefährlichen Flamme wieder herauszog. Die Nachbarin spielte dazu die „Pathétique", den letzten Satz, der so ungeheuer in qualvollem Jubel anspringt und hinaufstürmt wie ein siegreiches Herz über den Berg von Jammer. Und hier ereignete sich etwas Ungeheuerliches. Eine Hummel, eine braunhaarige, schwerfällige rohe Hummel flog einen „Goldball" an, sie eröffnete die widerstrebende Pflanze, sie entblößte sie schamlos und toll von Leidenschaft, sie wühlte sich in ihr Herz ein, sie packte mit den festen, gekrümmten Beinen wie mit Krallen und Zangen die zarten Staubfäden, sie hing, man kann es ruhig sagen, über einem Abgrund, denn Meterhöhe bis zum Erdboden war für einen so verkleinerten Räuber immerhin eine Kluft wie für einen sinnlosen Menschen zwischen sechstem Stock und der Tiefe. Aber die Hummel sah ebenso wenig wie ein Mensch, der ein Weib über einem Abgrund umarmt. Und ebenso packte sie diese Blüte, die dabei wahrscheinlich nur ihren Willen bekam, sie besaß sie, sie hockte über ihr, sie keuchte wahrscheinlich, obgleich man sie nicht einmal summen hörte, es ging alles ganz lautlos vor sich wie die eigentümlichen Stürme zwischen den Menschen in abgesperrten Räumen, im Nachtdunkel, unter Flüstern von Liebe, die töten möchte, von Haß, der zeugt, so klammerten sich diese zwei göttlichen Wesen, goldener Ball und braune, behaarte wilde Hummel, ineinander, strömten und hingen zusammen und besaßen einander in der atemlosen Unendlichkeit einer Minute.

Ja, dieser Garten, fünf-, sechshundert Meter im Geviert, war eine ganze Welt. Es gab Felspartien und Abgründe, lüsterne Päonien und ruhig starrende Dahlien. Es gab geduldig wachsendes Obst, gab Ameisen und Bienen und diese tollen Wüstlinge von behaarten Hummeln, die von spröden Blüten erwartet und herbeigeduftet wurden, bis es zu so schamlosen Szenen kam vor Gott und den Menschen, deren Vor- und Ebenbilder sie waren, ohne sich deshalb zu besonderem Wohlverhalten verpflichtet zu fühlen.

„Guten Abend, Landhaus, guten Abend, Agrarier," rief der Onkel Frantzl, der, über den steilen Weg langsam und unbemerkt hinaufgelangt, nun durch den Zaun sah. Corona stand im schwarzen Kleide mit dem schwarzen Hute neben ihm. Ludwig beeilte sich, die beiden Gäste einzulassen. Es war zum

ersten Male, daß Corona seit ihrem Unglück, seit dem Tode ihres Mannes, ihre Cousine besuchte.

Weinend fielen die beiden Frauen einander um den Hals, Thea mußte dabei die Arme ausstrecken, um mit den erdigen Händen Corona keinen Schaden zuzufügen, das tat aber der Äußerung von Mitgefühl nicht Abbruch.

Nachdem sie sich ausgeweint hatten, rannte Thea ins Haus, um sich schnell zu waschen und ein anständiges Kleid anzulegen und etwa den Tisch für den Abend herzurichten. Corona folgte ihr.

Sie standen in der Küche beisammen. Thea schnitt und putzte das Gemüse und richtete etwas her, was zur Not ein Abendessen vorstellen konnte, denn es ging weidlich knapp mit allem. Corona hatte auch ein Päckchen mitgebracht, sogar ein paar Eier und ein Stück Fleisch dabei, so konnte man seine Armut redlich miteinander teilen. Dazwischen klagte die Witwe, und Thea hörte still zu.

„Weißt du, was ich glaube? Ich bin selber schuld, daß mein armer Mann gestorben ist."

„Denke dir doch nicht so fürchterliche Sachen aus, Corona!"

„Er war mir fremd, ich habe ihn ja so wenig gekannt, und wie gut er auch war, wir haben uns doch nicht so verstehen können wie gleiche. Er hat sich so sehr um mich bemüht, er war wie ein Kind. Und doch war ich irgendwie fremd und fern von ihm. Er hat mich für etwas Höheres und Besseres gehalten. Und nur er war es."

„Jeder ist der Bessere, einer für den andern, Corona."

„Ich habe immer etwas von mir zurückbehalten, er nichts, ich habe nicht alles gegeben, aber alles genommen. Ich habe ihn arm gemacht und arm gelassen."

„Nein, du hast ihn reich gemacht und reich gelassen, wie er dich."

„Er mich? Nein. Ich bin längst wie ein wüster Stein, auf dem nichts mehr wächst als Angst und Kummer. Es hat mich schon so oft gereut, daß ich ihn geheiratet habe, nicht um meinetwillen, sondern um seinetwillen, denn ich konnte ihm nichts mehr geben. Ich bin ja weder jung noch hübsch mehr, sondern alt und kränklich, ich habe meine eigenen Sorgen, meine eigene traurige Vergangenheit gehabt, er aber war jung und stark und stattlich und unschuldig wie ein Kind, dessen Jahre wie Tage

zählen. Wenn er auch früh Not und Plage und harte Arbeit gehabt hat, wie rein und schuldlos war er doch! Und gerade mich hat er finden und begehren müssen, warum gerade mich? Solange er gelebt hat, immer und immer habe ich es bereuen müssen, daß ich ihn nicht gehen geheißen habe, solange es noch Zeit war, daß ich ihn genommen und daß ich mich dafür gegeben habe, die ich so ganz leer und stumm und verbraucht war. Es hat mich viel gereut. Und darum ist er in Vielgereuth gefallen."
„Aber Corona. Was treibst du für eine verrückte Sprachwissenschaft! Vielgereuth hat nichts mit Reue zu tun, sondern mit Reuten und Roden, und bedeutet wohl eine Rodung oder Waldlichtung, weil viel gefällt worden ist. Vor langer Zeit muß dort ein Urwald gestanden haben. Du brauchst nicht zu bereuen, sondern du mußt dir sagen, daß du das einzige bißchen Glück warst, das dein Mann überhaupt auf der Welt fand. Ohne dich hätte er vielleicht keinen einzigen wahren glücklichen Tag besessen, so mußt du denken."
„Glaubst du, Thea? Wenn ich ihn nur glücklich gemacht habe! Ich hatte immer nur Angst vor uns, Angst vor diesen wenigen Tagen und Nächten, die wir beisammen waren, denn es war zwischen Mord und Jammer. Ich habe im Schlaf Verwundete ächzen gehört, ich habe, während er ruhig neben mir lag, ihn selbst in meinen Ahnungen sterben gesehen. Ich habe nichts als Jammer vernommen. O wie sehr habe ich gewünscht, einmal im Frieden Hand in Hand mit ihm durch einen Wald zu gehen. Der böse Wille hat es nicht erlaubt. Glaubst du jetzt an diesen bösen Willen, Thea?"
„Nein, Corona, an das Böse und an das Gute, sie gehören zusammen, zu jedem von uns, wie rechte und linke Seite oder wie Nacht und Tag. Eines wird durch das andere. Man muß es nehmen und geben, wie man es hat und wie es kommt."
Inzwischen hatte Thea das Abendessen fertig gekocht, denn alles gefühlvolle Reden und Klagen und Trösten hinderte die beiden Frauen nicht, das Gemüse sauber zu schaben und zu hacken, das richtige Maß von Fett — ein sehr sparsames Maß — auf die Pfanne zu tun und hier einen Topf und dort einen anderen zu bewachen, daß nichts anbrannte, dabei Teller und Besteck zu suchen und einander zuzurufen, wenn Corona, die beim Aufdecken half, etwas Wichtiges benötigte, das Thea ver-

säumt hatte, denn bei ihren vielfältigen Beschäftigungen kamen die Geräte gern durcheinander, und man fand immerhin im Gemüsegarten, was man im Schrank, oder in einer Lade, was man draußen vermutete. So rief immer der tätige Tag oder Abend heilsam seine kleinen Bedürfnisse in den größeren Schmerz hinein und tröstete als das unbescheidene Kind, das er war, wie eben die Zeit tröstet, der es niemand dankt und die auch auf keinen Dank weiter ansteht.
Und zwischen all diesen kleinen Hantierungen und Verlegenheiten, zwischen dem Suchen eines just im Augenblicke verlegten Dinges und dem Entbehren eines anderen konnten die beiden Cousinen doch ein und das andere Mal lachen, das klang tröstlich in ihrem Kummer, und sie schämten sich dessen nicht weiter.
Thea stand beim Herde: „Du darfst ihn nicht ansehen, er ist nicht geschmirgelt.“
Corona tröstete: „Er ist ja auch nicht zum Ansehen da, sondern zum Kochen.“
„Und so viele Wäsche liegt mir oben im Haufen. So lange schon bin ich nicht zum Bügeln gekommen.“
„Bügeln! Ei, du gibst es aber nobel, Thea. Ich bügle schon seit mehr als zwei Jahren nicht. Wenn die Wäsche nur rein ist, gebügelt braucht sie doch nicht zu sein.“
„Das ist ein interessanter Trost, Corona, der Gedanke ist verlockend, aber glaubst du, daß sich mein Mann daran gewöhnen könnte?“
„Freilich, das ist eine andere Frage. Du bügelst eben für deinen Mann,“ entschied Corona, so war es nichts mit der gehofften Arbeitsersparung.
Die vier Leute saßen um den Tisch in dem weißen Wohnzimmer unter der Lampe, welche, von einem gelben Seidenschirm gedeckt, ein sanftes rötliches Licht verbreitete. Der Onkel Frantzl genoß dankbar die bescheidenen Speisen, man feierte allzumal ein Stückchen Fleisch und ein einfachstes Gericht aus Mehl und Fett und gar ein Ei. Man aß und sprach auch übers Essen, denn man dachte viel daran, man machte sich zwar über diese Art Unterhaltung lustig und tat überlegen, aber kam doch immer darauf zurück. Als die Männer endlich beim Rauchen waren, fing Heinrich Frantzl an, wie eben jetzt jedes Gespräch anfing:
„Schön schauen wir aus.“

„Ja, es ist wiederum einmal eine sogenannte Götterdämmerung," sagte Ludwig.
„Nur schade, daß wir in das Nichts hinüberleben, das jetzt kommt, das heißt, wenn wir bis dahin nicht gestorben sind," sagte Thea.
„Welche Götter meinst du?" fragte Frantzl.
„Uns selbst: die bürgerliche Gesellschaft. Wir stehen an unserem eigenen Grabe und können uns gerührt unseren eigenen Nachruf halten."
„Wir haben uns ordentlich geplagt und es doch zu nichts Rechtem gebracht," sagte Frantzl.
„Jeder Mensch hat einen einzigen Feind, sich selbst, und der war genug, uns zu verderben," entgegnete Ludwig.
„Wir leiden freilich, aber Gott wird wissen warum, und daß es gerecht war," sagte Corona.
„Nun, wenn es dir ein Trost ist, Corona, daß der liebe Herrgott dich persönlich kennt und es immer gerade auf dich abgesehen hat, so soll es mir recht sein. Ich bin überzeugt, daß er mich nicht hört, denn so dumm können es nur Menschen untereinander anstellen." Frantzl schaute dabei aufrührerisch um sich.
„Wir haben unseren Geist aufgegeben, und er ist mit Stank und Rauch hingefahren," murrte Ludwig.
„Warum aber?" seufzte Thea.
„Die bürgerliche Gesellschaft ist aus Überdruß und Ekel und Selbstspott, an sich selbst zugrunde gegangen, sie hat ihren Geist, ihr Geist hat sie aufgegeben. Und nun stehen ihre Feinde aufgepflanzt da. Sie haben ihre Messer in den Leichnam gestoßen und schwingen sie jetzt, daß nur das Blut so tropft, und gebärden sich, als hätten sie das Ungeheuer umgebracht. Und waren doch lauter Kinder dieser Gesellschaft, lauter mißvergnügte Bürger. Die Mörder tun stolz und sind eigentlich verlegen: sie haben ihren Zweck umgebracht, vielmehr ihr Zweck hat sich selbst aufgegeben."
Frantzl schüttelte staunend den Kopf.
Ludwig fuhr fort: „Was wir ringsum an Welt sehen, unsere Welt ist von uns gebaut. Die bürgerliche Gesellschaft, nicht die Könige oder der Adel, aber auch der Bauer nicht, geschweige denn der Proletarier, der Bürger hat unser Erdenhaus gebaut, wo wir so lange gewohnt haben. Bürgerlich waren die Künste, unser waren die Baumeister über allen zufälligen

Bauherren, sogar die Baumeister des Staates trotz allem Getu und Gepränge der Großgesalbten, unser war die Salbe, wir haben den Purpur gewebt und die Kronen geschmiedet, unser waren die Dome und unser die Musik darin, aber unser war auch der Geist dieser Dome und ihr Inhalt, denn wir haben unseren bürgerlichen Glauben erdacht und unseren bürgerlichen Gott eingesetzt. Die Siebenhimmel sind unser Gewölbe über unseren unendlichen Räumen. Wir haben unsere Herren über uns aufgestellt und haben sie entweder gekreuzigt oder haben uns geduldig kreuzigen lassen, denn entweder stirbt der einzige für die Welt, oder die Welt stirbt für den einzigen."
„Für wen sterben wir jetzt?" fragte Frantzl.
„Für uns, für unseren Verrat an uns selbst, für die Seellosigkeit und Armut unseres Geistes, für unser verwirrtes Gewissen, wir sterben aus Zuchtlosigkeit, aus Selbstspott, wir haben uns gekreuzigt und zugleich die höhnische Menge abgegeben, die unser Leid verlacht und unsere Schwäche mit der Geißel ihrer eigenen Gemeinheit schlägt. Das Sterben geht unter uns um, weil wir das Leben verlernt haben, das wir selbst, wir Bürger, von unten bis oben gebaut hatten. Wir haben die Wüste bewirtschaftet und haben die Wälder urbar gemacht, unsere Stätten in die Wildnis gestellt und sie zu Gärten gewandelt, wir haben Brunnen gegraben und Weinberge angelegt und haben das Meer befahren, und in unserem Tun war ein hoher Wille, solange wir den Geist wollten, solange wir dienen konnten und Stufen zu setzen verstanden zwischen Mensch und Mensch, solange wir die göttlichen Unterschiede achteten, die diese Welt ausmachen, die aus ewigen Verschiedenheiten köstlich zusammengesetzt ist, aus dienenden und herrschenden. Wir haben in unserem Übermut vergessen, daß jeder Mensch nur ein Mittel eines größeren Werkes ist, und haben das Mittel zum Zweck gemacht. Wir haben aus falsch verstandenem, rohem, sinnlosem Mitleid die Wertlosen und Unwürdigen, die gerecht zum Dienen bestimmt und im ehrbaren Dienste glücklich und geborgen waren, überfüttert und den Pöbel zum Herrn gemacht, den Pöbel des Reichtums und der Armut. Der hat denn dem Geist den Fuß auf den Nacken gesetzt. Wir haben allen unseren Geist in seellose Maschinen ergossen, die uns jetzt seellos zermalmen. Weiß noch irgend einer von uns, wem er dient, und wen er beherrscht?"

„Die Freiheit will, daß alle Menschen einander gleic[illegible]en,“ murrte Frantzl.

„Die Freiheit ist nur so lange gerecht, a[illegible]eiß, daß alle Menschen ungleich sind. Jeder muß sich selbst an seine Stelle setzen, seine Pflicht wie sein Recht erkennen und beides als Freier würdig üben. Es gibt eine Würde des Dienens, nicht minder groß als die des Herrschens. Solange die Bürger dies gewußt haben, so lange waren sie Meister. Ihr Geld, ihr Mißtrauen, ihr Zweifel, ihr Auffüttern aller Gemeinheit, ihr Buhlen mit dem Pack, ihr Versinken im Geld, verlogenes Mitleid, unwissende Scheingerechtigkeit, augenverdreherische Liebedienerei hat sie zum Pöbel gemacht.“

„Ja, ja, die Ziegelsteine überheben sich und wollen nicht mehr geschlichtet werden. Je mehr Geld, desto weniger Geist. Die Zeit zapft uns Blut und Geld ab. So, jetzt fanget wieder von vorn an!“ sagte Frantzl.

„Es gibt keine Liebe mehr auf der Welt,“ klagte Corona.

„Du meinst: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, das könnte genügen, man müßte nur sich selbst richtig zu lieben wissen. Aber wer seiner selbst irr geworden ist, der kann seinen Nächsten nicht lieben.“

„Es gibt vielleicht einen bösen Willen, der sagt: Hasse deinen Nächsten wie dich selbst.“

„Ja,“ bestätigte Ludwig, „es gibt über dem Geist und über dem Gemüt, unseren beiden Kräften, eine dritte, die man freilich nur ahnt und die uns über unseren Willen und über unseren Wunsch hinaus ein Drittes wissen macht, sie läßt uns an unseren Abgründen ohne Furcht gehen und setzt uns ein Ziel, indem sie selbst ein Ziel ist. Du nennst Gott, Corona, dies Dritte ist Gott, er ist in diesem Dritten, in uns. Aber es steht nicht bei uns, ihn zu glauben oder zu verleugnen. Wir haben ihn, oder wir können ihn nie erwerben, wohl aber können wir ihn verlieren. Wir können ihn an unseren Verstand oder an unseren Trieb verraten. Ohne dieses dritte Reich in uns sind wir Tiere, Tiere der Vernunft oder des Triebes, mit diesem Dritten erst sind wir gleichgewichtige Menschen. Dann aber gilt, was wir tun oder leiden, Ehre oder Schande vor der Welt gleich und unberührbar, wie in der Ewigkeit leben wir. So lebst du, Corona, und weißt es nicht einmal. So haben Bürger einmal gelebt, und heute kann man davon nur reden wie von einer ver-

sc[illegible]nen Sage. Das Bürgertum ist untergegangen, weil es dieses dritte Rei[illegible]selbst, seinen Gott, verloren und verraten hat, damit [illegible] verlernt, Liebe und Haß in sich zu erkennen, in allem Verstand ist es bewußtlos und gedankenlos geworden und hat sich in seine Mittel verwühlt. Das dritte Reich in uns schafft aus unserem Gedanken und Gemüt die Tat, was wir aber aus dem bloßen Verstande oder aus dem nackten Triebe tun, ist nichts als eine arme Arbeit, die bloße Vernunft verhöhnt uns und läßt uns uns selbst verspotten, der bloße Trieb verwirrt uns und jagt uns um uns selbst herum. So haben wir schmählich geliebt und schändlich gehaßt, wir haben die Goldwage unserer Menschlichkeit vertan, wir haben Geld darauf gelegt statt Seele."

„Du sagst uns freilich, was wir wissen, daß wir hin sind und fix und fertig und für unsere Hölle wohl verpackt," sagte Frantzl, „aber es wird ja auch nachher noch immer Menschen geben, wenn schon keine Bürger mehr, sagen wir Arbeiter oder ‚Genossen', oder was weiß ich. Du meinst wohl, wir müßten zur Natur zurückkehren? So wie du in deinen Garten, und jeder ein Stück Land bebauen und sein Vieh hüten und dergleichen?"

„Ach, die Phrase ‚Rückkehr zur Natur' kommt mir immer recht dürftig gedacht vor, wenn sie den Menschen im Gegensatz zur Natur meint und verhöhnt. Es gibt vielerlei zu tun, das alle brauchen und das alle fördert, ohne daß es in einem Stall geboren und auf einem Acker gesät werden kann. Der Mensch ist doch selbst Natur! Vor das ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst' setze ich das alte ‚Erkenne dich selbst'. Nun sind wir bettelarm und wollen leben. Wir müssen den Mut zu uns selbst fassen. Wie einer sei, er sei's wissend und von ganzem Herzen, so wird er auch seinen Gott wieder gebären können aus seinem Verstand und Gemüt und aus seinem Leiden. Wir waren feige Spötter und wollten glücklich sein, als könnte man ein Recht auf Glück mit Arbeit kaufen. Mit der Arbeit ist nichts gesagt, das geringste, was wir leisten, sei von jener Ahnung eines höheren Seins gefüllt: Tat. Uns Ameisen ist unser Hügel zerstört. Richten wir ihn wieder auf. Bis zum nächsten Weltuntergang."

Das Umschlagbild des Buches wurde entworfen von Hans Schlosser, Wien. – Der Einbandentwurf stammt von Wilhelm Scheffel, Leipzig

Im gleichen Verlage erſchien ſoeben:

Der Gezeichnete, von Georg P. M. Rooſe

Geheftet M. 11.–, gebunden M. 15.–. Auf holzfreiem Papier geheftet M. 13.–, in Halbfranz M. 40.–. Mit farbigem Einband von Profeſſor Steiner-Prag.

Nie und nirgends finden wir die Gedankenwelt des Übernatürlichen in ähnlicher Form, in ähnlicher Sprache, in ähnlicher Begeiſterung. – Dr. Karl Blanck ſchreibt: „. . . ‚Der Gezeichnete' – das iſt gleichſam ein Sinnbild unſeres Geſchlechts, das durch alle Schrecken des Todes hindurchgegangen und über das gewöhnliche Leben hinaus zu neuen ſchrecklichen und erhabenen Geſichten und Erkenntniſſen entrückt iſt . . . Das Werk iſt leuchtend wie der Tag und tief wie die Nacht . . . es iſt einfach wie ein Volkslied und geheimnisvoll wie eine Sage aus Väterzeiten. . . . Dies iſt ein wahrer und echter Dichter, ein Denker und Prophet, ein Träumer und Geſtalter. . . . Ein klares und geſchloſſenes Kunſtwerk, ein freudig ſchönes Wunder in dieſer verſtörten Zeit.

Brot und Wein, Roman von Sophie Hoechſtetter

Geheftet M. 11.–, gebunden M. 15.–. Auf holzfreiem Papier geheftet M. 13.–, in Halbfranz M. 40.–. Einband und Umſchlag von Profeſſor Georg Belwe.

Wenn irgend ein Dichter unſrer Tage, ſo iſt es Sophie Hoechſtetter, die um den Geiſt der Heimat gerungen und die von dieſem Geiſt geſegnet wurde. Mit der Hellſichtigkeit des Künſtlers zeigt uns die Verfaſſerin hier, was Krieg und Revolution, die gewaltige Wende der Zeiten, in den Herzen des Volkes aufrührt, wie die Menſchen von den Geſchehniſſen, die nicht mehr ihr Maß und ihre Formen tragen, getroffen, vernichtet werden und wie ſie ſich doch aufrecht einen Weg in die neue Zeit bahnen.

BÜCHERLESE-VERLAG LEIPZIG

Schriften von Otto Stoessl

aus dem Verlage von Georg Müller, München

ESSAIS: Gottfried Keller: Band 10 der von Georg Brandes herausgegebenen Sammlung „Die Literatur". — Conrad Ferdinand Meyer: Band 25 der gleichen Sammlung. — Lebensform und Dichtungsform (1917).

ERZÄHLUNGEN: Leile, Novelle (1898). — „Kinderfrühling", Novellen, Reiseaugenblicke. — „In den Mauern", Roman. — „Sonjas letzter Name", eine Schelmengeschichte. — „Negerkönigs Tochter". — „Egon und Danitza". — „Allerleirauh", Novellen. — „Morgenrot", Roman. — „Was nützen mir die schönen Schuhe". — „Unterwelt", Novellen.

DRAMEN: „Der Hirt als Gott", eine dramatische Sage, in der Sammlung „Die Gefährten" (1920).

